




*Al-Dîwân al-scharkî lil-mu'allif al-ġarbî*
*Der oestliche Divan vom westlichen Verfasser*
*(Arabischer Titel der ersten Divan-Ausgabe, 1819)*

# Jahrbuch
der
# Goethe-Gesellschaft

Im Auftrage des Vorstandes
herausgegeben
von
**Hans Gerhard Gräf**





Sechster Band

Weimar / Verlag der Goethe-Gesellschaft
In Kommission beim Insel-Verlag zu Leipzig
1919

„Freilich ist die Einwirkung jener großen politischen Atmosphären-Veränderung an jedem, selbst dem stillsten häuslichsten Barometer zu spüren, und eine völlig veränderte Weltansicht waltet in jedem Gemüte. Man weiß wahrlich nicht, woran man besser tut, ob sich über die Zustände aufzuklären, oder sich darüber zu verdüstern. Ja, beides will nicht gelingen: wer sollte sich die Kräfte, die jetzt wieder in Bewegung sind, und ihre Wirkungen klar machen können, und wer könnte jetzt im Dunkeln und Trüben verweilen, da jeder Tag die Wolken, die er bringt, wieder auseinander reißt? Epimenides selbst würde diesmal nicht in einem heilsamen Schlummer verharren können." Es ist fürwahr, als wolle Goethe mit diesen an Knebel (22. 4. 1815) gerichteten Worten unsre heutige Gemütsverfassung schildern.

Der westliche Dichter, der wahrhaft Weise, der genau wußte, was seines Amtes war, rettete sich damals in die östliche Welt, in die Welt des persisch-arabischen Orients. „Ich segne meinen Entschluß zu dieser Hegire", schreibt er in jenen Tagen (gleichfalls an Knebel, 8. 2. 1815), „denn ich bin dadurch der Zeit und dem lieben Mittel-Europa entrückt, welches für eine große Gunst des Himmels anzusehen ist, die nicht einem jeden widerfährt." Die Schätze der Schönheit und Weisheit, die er von dieser Fernfahrt heimbrachte, 1819, jetzt vor hundert Jahren, hat er sie im ‚West-östlichen Divan' seinem Volke ans Herz gelegt. Und an die-

sem reinen Quell uns zu erquicken, ist in der fürchterlichen Wirrnis dieser Tage Pflicht und Trost. Wähnen wir doch nicht, daß dies unzeitgemäß, daß die Gegenwart „zu sehr politisch absorbiert" sei! „Ich halte dafür, daß es nur darauf ankommt, überall den rechten Faden zu finden, der an die Zeit bindet. Was lebendig ist, ist immer zeitgemäß", diese Worte Gottfried Kellers (an Hettner, Ende 1862) treffen das Rechte. Und daß gerade Goethes ‚Divan' heute der „rechte Faden", daß er „lebendig" ist durch und durch, heute wie vor hundert Jahren, das mögen die ersten Bogen dieses Bandes, die seiner Betrachtung gewidmet sind, erweisen.

Gar anmutig hat es sich gefügt, daß mitten im Weltkrieg ein Vertreter der syrisch-arabischen Welt des Islams, der Drusen-Fürst Schekib Arslan, das Geburtshaus des westlichen Dichters besuchte; und die dichterische Huldigung, die er dort ins Gastbuch schrieb, an jenem Schreibpulte stehend, auf dem der ‚Ewige Jude', ‚Götz von Berlichingen' und die Anfänge des ‚Faust' zu Papier gebracht worden sind, sie verdient in diesem Zusammenhang aufbewahrt zu werden (die Prosa-Übersetzung aus dem Arabischen rührt von Josef Horovitz her):

„Da man mir sagte: ‚Dieses ist das Haus Goethes', trat ich ein; ist es doch die Kaaba, zu der die Dichter wallen.

Seinem Volke gilt er als aller Dichter Meister, und die Perlen, die am hellsten am Halsschmuck der Zeit leuchten, sind s e i n Werk.

Ehrfürchtig neigte meine Muse ihr Haupt vor seinem Tor; wie viele haben das Knie vor seinen Stufen gebeugt!

Ist er auch nicht meines Volkes und meines Stammes, so werden doch im Dienste des Schönen alle Menschen Ein Volk.

‚Schlingt nicht eine Herkunft von Einem Ahnherrn ein Band um uns, so trete der Dienst des Schönen an die Stelle des gemeinsamen Vorfahren.'"

Mit besonderer Liebe und Sorgfalt hat Goethe sein west-östliches Bekenntnisbuch wie innerlich so äußerlich ausgestattet: in lateinischen Lettern wurde es gedruckt und dem deutschen Titelblatt gegenüber trat ein arabisches, nach orientalischem Geschmack reich verziert. In zwei Exemplaren, Geschenken für Marianne-Suleika und Sulpiz Boisserée, ließ Goethe überdies den arabischen Titel mit Farben und Gold bemalen; es war unser Wunsch: diese Bemalung im Jahrbuch nachbilden zu lassen, leider wurde er durch die Ungunst der Zeiten vereitelt. Statt dessen durfte, mit gütiger Erlaubnis des Besitzers, Herrn Bankdirektors Jean Andreae (Berlin), der anmutige Schattenriß Mariannens aufgenommen werden: Suleika scheint zu eilen, um Hatem die Rose zu reichen. Die Verse von Albert Fries: ‚An den Dichter des West-östlichen Divans' wurden mit freundlicher Genehmigung des Verfassers nach dem ersten Druck in der Wochenschrift ‚Berliner Salon' (vom 1. Juli 1917 Nr. 26 S. 6/7) wiedergegeben.

*

Zum erstenmal müssen wir in diesem Bande verzichten auf neue ‚Mitteilungen aus dem Goethe-Nationalmuseum'. Die durch den Krieg geschaffene Notlage legte gebieterisch tunlichste Beschränkung im Raum auf. Dieser Mangel soll durch eine reichere Gabe aus dem Goethe-Hause in Band 7 (1920) ausgeglichen werden.

Weimar, Pfingsten 1919. Hans Gerhard Gräf.

# An den Dichter des West-östlichen Divans

Von Albert Fries

Farbig, wie des Pfaus Gefieder,
Wie Schiraser Rosenhage,
Schimmern Deine Divanlieder,
Überduften meine Tage,
Überklingen meine Klage,
Strömen heiß in Herz und Glieder.

Du, die Zier der Patriarchen,
Der als Bettler trotzt Monarchen,
Du, kein Erdengut bedürfend,
Aus uralten Bechern schlürfend
Tränke der Durchgeistigung,
Den das ewig Östliche,
Den das Geistig-Köstliche
Frisch erhält und jussufjung,
Weisheitdurstigster der Zecher,
Der, von einem Blick berauscht,
Nicht des Yildiz goldne Dächer,
Nicht des Sultans Prunkgemächer
Für Suleikas Lächeln tauscht!
Schöner, greiser Turbanträger,
Du mein Zaubrer, mein Erreger,
Du mein heilger Thyrsusschwinger,
Dess' ich Schüler ward und Jünger,
Schöpfer meiner Seelenlenze,
Cymbel meiner Herzenstänze!
Du und Dein Suleikabüchlein,
Dess' ich Geistvasall mich nenne,
Dess' ich Schuldner mich bekenne —
Alle meine Liederküchlein
Hüpfen um die Pfauenhenne!

Ob ich, heiß von jungen Räuschen,
Träumend sitz' im Dunst der Schenke,
Ob zum Preis der Holden, Keuschen
Ich auf neue Reime denke;
Ob in vollen goldnen Wellen,
Von der Jugend Reiz umlacht,
Mir Suleikas Locken schwellen
Und des Frühlichts sonnge Pracht
Selbst ihr Gold noch goldner macht;
Ob, umtost vom lauten Rausche,
Ich das Kaufgeschrei belausche
Im belebten Samarkand,
Ob ich, lenkend die Kamele,
Wandle durch der Wüste Sand,
Tag für Tag mit durstger Kehle
Und noch mehr mit durstger Seele
Schreitend durch das ewge Brennen,
Und dabei „die Meilen zähle,
Die mich von Suleika trennen";
Ob im Ansturm banger Nöte
Sich das Aug' in Tränen röte —
Immer flattern Deine Lieder
Mir im Herzen auf und nieder.
Selbst noch auf dem Sterbelager
Wird die Hand, schon bleich und mager,
Tastend durch die Saiten streifen
Und nach Deinen Liedern greifen.
Sei's, daß euch mein Tod betrübet,
Singt mir keinen Trauerchor,
Singt mir dann die Lieder vor,
Die ich stets so sehr geliebet!
Selbst der Gast mit Glas und Hippe
Wird mit leiser Wehmut ringen,
Wenn von eines Mädchens Lippe
Deine Divanlieder klingen!



*Marianne Jung*

*seit 27. Sept. 1814 Willemers Gattin*
*Goethes Suleika*

# Abhandlungen

# Zum Gedächtnis des ‚West-östlichen Divans'

Von Konrad Burdach (Berlin-Grunewald)

I.

Nord und West und Süd zersplittern,
Throne bersten, Reiche zittern,
Flüchte du, im reinen Osten
Patriarchenluft zu kosten,
Unter Lieben, Trinken, Singen,
Soll dich Chisers Quell verjüngen.

Das Buch, welches diese wuchtigen Akkorde einleiten, deren zeitgeschichtliche Resonanz sich heute für uns tragisch steigert, wird jetzt hundert Jahre alt. Am 7. November 1818 schrieb Goethe in sein Tagebuch, daß ihm der letzte Aushängebogen der poetischen Abteilung seines ‚West-östlichen Divans' aus der Druckerei zugegangen sei. Damit war das Schöpferische, Unsterbliche dieses Werks vollendet und aus dem Innenleben des Dichters, aus seinen wachsenden und sich wandelnden Niederschriften, aus der Teilnahme erster, befreundeter Hörer herausgetreten als ein Ganzes, als wirkende Wirklichkeit auf den Weg zur Nation und zur gesamten Kulturwelt. Es vergingen noch einige Monate, bis der erläuternde Anhang, die „Noten und Abhandlungen", im Druck abgeschlossen war. Und am 22. August 1819, wenige Tage vor der Abreise nach Karlsbad, war das erste fertige Exemplar da, das er noch ungebunden dem Frankfurter Freundespaar, Herrn von Willemer und seiner Gattin Marianne, übersandte, der er vorher schon

zweimal Aushängebogen hatte zugehen lassen: die ersten zwei Aushängebogen schon am 4. November 1818.[1]

Marianne von Willemer, die Gefährtin und Helferin seiner Fahrt ins west-östliche Liebesreich, war tatsächlich der erste Leser dieses Buchs. Und sie, die darin selber als Suleika unsterblich fortlebt, deren güte- und anmutreiche Frohnatur in fünf Suleika-Liedern die Seelenlaute einer vor halb geahnter, halb gefühlter Leidenschaft erschauernden Liebessehnsucht mit der Stimme des Gewaltigen zusammenklingen ließ, hat durch ihre zwei von Schubert und Mendelssohn komponierten Gesänge an den Ost- und Westwind dem ‚Divan' zuerst eine Art Popularität verschafft.

Der zeitgeschichtliche Hintergrund und die Flucht zu der großen Einfalt der Patriarchen hatte das nicht vermocht. Suleika erst und die ganze lyrische Sphäre, in der sie waltete, hatte den Schlußteil jenes Prologprogramms erfüllt: in ihrem Zeichen war „Lieben" und „Singen" auch nach dem Empfinden der Leser wirklich ein Chiser-Quell der Verjüngung, einer neuen Goethischen Kunst geworden. Das dritte Element dieses Quells freilich, das „Trinken", das mehrere älteste Divanlieder ungefähr noch im Stil der „Geselligen Lieder" Goethes von 1804, dann tiefer, im hafisisch-platonischen Sinne, in einer Feier der Trunkenheit des Liebenden, Wissenden, Gotterfüllten, einzelne spätere Lieder des Schenkenbuchs zum Ausdruck bringen, stand an allgemeiner Wirkung zurück.

Dieser ‚West-östliche Divan', wie er 1818 fertig vorlag, zeigt eine Doppelgestalt: die eine blickt aus nach den großen politischen und religiösen Wandlungen und Umschwüngen,

[1] Vergl. Briefwechsel zwischen Goethe und Marianne von Willemer, herausg. von Th. Creizenach, 2. Aufl., S. 111. 113. 122. 124; Goethes Briefwechsel mit Marianne von Willemer, herausg. von Max Hecker (Insel-Verlag 1915), S. 43. 45. 48. 50.

nach den allgemeinen Formen und Bewegungen der menschlichen Kultur, die andre steht in der bunten Fülle der persönlichen Welt. Schon die erste Strophe des Prologs von 1814 bekennt sich programmhaft zu diesem Dualismus. Ja, sie stellt die beiden Stoffgebiete schroff nebeneinander. Wenn auf den feierlichen Ruf: „Patriarchenluft zu kosten" unmittelbar die heiter-irdische Einladung folgt: „Unter Lieben, Trinken, Singen", so empfindet der heutige Leser die plötzliche Wendung des Gedankengangs wie einen Bruch.[1] Der Patron des zweiten Stoffkreises, des persönlichen, ist für Goethe im ‚Divan' von 1818 Hafis. Er gilt ihm, ein persischer Anakreon, als Meister und Vorbild für diese verjüngenden Kräfte des Chiser-Quells, daraus er selbst, der Sage nach, einen Becher voll Unsterblichkeit getrunken. Die ihm gewidmeten, seinen Namen oft nur äußerlich anrufenden, oft auch an seine Poesie sich innerlich anlehnenden Gedichte sind der Kern, der älteste Bestandteil des ‚Divans'. Hafis als ein Lyriker des persönlichen Bekenntnisses ist und bleibt für Goethes ‚Divan' Richtung gebend. Der Versuch, den ‚Divan' darüber hinaus zum „Weltenspiegel" zu machen, gelangte über einzelne großartige Würfe nicht hinaus: ‚Winter und Timur'; ‚Vermächtniß altpersischen Glaubens'; ‚Berechtigte Männer'; ‚Siebenschläfer'. Im Rahmen des Ganzen wirken sie wie ungeheure Fragmente einer großartigen, nur zu ahnenden Konzeption. Der als ‚Künftiger Divan' angekündigte zweite Teil, für den 1819 und 20 noch manche Gedichte zuwuchsen, kam nie zustande.

[1] Allerdings war der Übergang weniger empfindlich in der ursprünglichen Fassung: „Paradieses Luft zu kosten" (s. ‚Goethes eigenhändige Reinschrift des west-östlichen Divan. Eine Auswahl von 28 Blättern in Faksimile-Nachbildung' und meine Erläuterung dazu, Schriften der Goethe-Gesellschaft 26 [1911], 23f., Tafel III).

Indessen jener uns auffallende stoffliche und künstlerische Dualismus verschwindet, wenn man nach Sinn und Absicht des Dichters sein Werk und seinen künstlerischen Plan auffaßt. Jene Flucht in die Luft der Patriarchenwelt, in die Jugendzeit des Menschengeschlechts und dieser Heiltrunk des Liebens, Trinkens, Singens sind im Geiste des Dichters Eins. Beide nur verschiedne Mittel der Verjüngung, die er sucht: der Erschaffung eines neuen poetischen Stils, einer neuen Lyrik, die das Konfessionelle, Persönliche, Momentane zum Typischen erhebt, die das Lebendige, Gegenwärtige, Singuläre, die Anschauung der körperlich-geistigen Erscheinung, zwar in voller Plastik vor Augen stellt, aber mit Ewigkeitsstrahlen durchleuchtet.

Nicht der „Fernzauber" hat Goethe gelockt, aus der persisch-arabischen Weisheit und Dichtung seine Kunst zu befruchten. Nicht „als Ferne" hat ihn der Orient, nicht „als Fremder" hat ihn Hafis angezogen und festgehalten. Diese Ansicht, die Gundolfs große Gedankenrhapsodie über das Thema Goethe vertritt, zeigt eine falsche Blickeinstellung und wird der innern Notwendigkeit dieser Schöpfung nicht gerecht. Die Flucht in die Patriarchenwelt, die der Divan-Prolog einschärft, war und wurde je länger je mehr nicht Entrinnen, Rettung vor dem Sturm, sondern Heimkehr zum Ursprung. Allerdings, der politische Zusammenbruch Deutschlands hatte Goethe die östliche Zone, die aus seinem Gesichtskreis auf die Dauer übrigens niemals entschwunden war, als Zufluchtshafen wieder nahe gebracht und lebendiger gemacht. Aber den produktiven Keim der Divan-Lyrik schuf nicht die Stimmung der Niederlage von Jena. Er entsprang erst in dem verheißungsfrohen Frühsommer 1814 dem siegreichen Frieden: in der Atmosphäre des ‚Epimenides'.

Diese immer noch vielfach verkannte,[1] leidenschaftlichste Entladung der menschlichen Not des Künstlers, dieses tragisch erschütternde Pater peccavi vor dem wieder erstandenen Vaterland, dieses fortreißende Bekenntnis zur eigenen Wiedergeburt und zur Wiedergeburt des deutschen Volkes, dieses hohe Zukunfts-Programm eines rückwärts schauenden, universal gerichteten nationalen Aufschwungs, diese stürmisch herausgeschleuderte Dichtung, in der das volle Herz des von innerem Druck Befreiten zittert, stammt aus demselben Impulse, demselben Seelenumschwung, der Goethe antrieb, mit Hafis wetteifernd eine neue west-östliche Poesie zu schaffen. Den Orient, die Urform, den Ursitz des Menschlichen suchend, wollte er nicht der Gegenwart und Zukunft enteilen, er wollte für diese Aufschluß und Rat gewinnen. Die Fahrt in die rheinische Heimat und die geistige Reise in die östliche Heimat der Menschheit war ihm ein und dasselbe. Beides eine persönliche Angelegenheit von unmittelbarster, greifbarer Nähe und Wichtigkeit für sein menschlich-künstlerisches Leben.

Nur sich selbst und seiner Kunst erstrebte zunächst diese west-östliche Gedichtsammlung eine Wiedergeburt, wie er sie in Italien gefunden, wie sein ‚Epimenides' sie eben verkündet hatte. Aber er will doch auch seine Freunde, alle verstehenden Leser in die Welt der west-östlichen Gemeinsamkeiten und wechselseitigen Spiegelungen leiten, die er entdeckt, ja die er geschaffen hat. Ganz eng war der Kreis dieser Gefährten vor hundert Jahren, als der ‚Divan' in die Öffentlichkeit trat. Seitdem hat sich das gründlich geändert. Der ‚West-östliche Divan' als Ganzes und fast in allen seinen

[1] Gundolf: Goethe S. 20 meint, daß der ‚Epimenides' „kaum zu Goethes Dichtung, sondern zu seinen Amtspflichten gehörte, ähnlich wie seine Singspiele und Maskenzüge, die er als weimarischer Hofmann und maitre de plaisir abzufassen hatte".

Gliedern ist unserer Nation, ist der Welt eine Schatzkammer geworden, aus der die Besten allerorten und immer aufs neue in der Arbeit und Not der Wochen wie für festliche Tage unzerstörbare Kleinodien sich holen als Trost und Schmuck des Lebens.

2.

Es wäre gewiß höchst irrig, Wert und Bedeutung des unübersehbaren Divan-Baues abmessen zu wollen aus seinen erotischen Bestandteilen, da in ihm ja auch ein Tempel edelsten Gottesglaubens, tiefsinniger Weisheit und heiter-ernster Lebenskunst aufragt. Dennoch hat das Laienurteil ein gewisses Recht, auf das Suleika-Buch das Hauptgewicht zu legen. Dieses Buch vereint wirklich die letzten und vollendetsten Schöpfungen der Divanlyrik, die den neuen poetischen Stil in aller Reife offenbaren.

So ist es denn nicht Laune und Willkür, sondern hat seinen tiefen Grund, daß Goethe an Marianne Willemer, das Urbild der Suleika, den ersten Leser des fertigen Divanbuchs und neben Sulpiz Boisserée, ja mehr als er, den ersten Hörer der entstehenden Lieder, Geständnisse richtete über Werden, Sinn und Absicht seiner Schöpfung, die den Vorhang heben von einem uns sonst verborgenen Heiligtum: zunächst sozusagen nur zu ihrem alleinigen Privatgebrauch. Denn was sich hinter dem gelüfteten Vorhang abspielte, das konnten überhaupt nur Sulpiz Boisserée und sie in seiner Bedeutung erkennen. Aber das Eigentliche, Entscheidende, Intimste davon konnte doch nur ganz allein sie, wenn nicht klar übersehen, doch mit liebender Ahnung und ihrem kongenialen Nachempfinden begreifen.

Als es lange nach Goethes Tod bekannt geworden war, daß er mehrere Gedichte Mariannens, nur leicht und nicht immer glücklich überarbeitet, in seinen ‚Divan' eingereiht hat, wie wenn sie sein Eigentum wären, da sind deswegen

zuweilen Vorwürfe gegen ihn erhoben worden. Goethe bewährte aber gerade auch hier großartige Wahrheitsliebe.

Die produktive Kraft seiner Divanschöpfung pulsiert am stärksten im ‚Buch Suleika'. Und doch bezeichnet Goethe der geliebten Helferin Anteil an der Verfasserschaft dieses Buchs mit unbefangenem Freimut als einen so weitgehenden, daß manche Goethe-Gläubigen vielleicht geneigt sein werden, den Dichter hier einer übertreibenden Selbstentäußerung zu zeihen. Allerdings hat Goethe diesen Enthüllungen über Marianaens Mitautorschaft gemäß seiner Vorliebe für das Geheimnisvoll-Offenbare, für das Versteckspiel[1] mit der Wahrheit und Wirklichkeit wieder eine neue Hülle umgehängt: er hat sie ausgesprochen gleichsam in einer poetischen Chiffernsprache, die zu seiner Zeit außer Marianne nur einzelne ihrer nächsten Familienmitglieder und Freunde und auch sie nur zum Teil erraten konnten. Er tat das natürlich in der Erwartung, daß, wenn kommenden Geschlechtern der ‚Divan' ans Herz gewachsen sein würde, liebevoll forschende Augen auch durch diesen Schleier dringen sollten. Hundert Jahre später sind wir wohl berechtigt, diese Parabasen des Autors an sein allererstes und verständnisfähigstes Publikum, an die Freundin, Geliebte, Mitdichterin im Zusammenhang zu prüfen. Denn dieses anscheinend zufällige, rein persönliche, prologierende oder epilogierende Beiseitesprechen des Dichters führt uns bis an den Mittelpunkt des Kunstwerks, wo sich dessen innerstes Leben öffnet.

[1] Goethes Ankündigung des ‚Divans' (Morgenblatt, Februar 1816) betont für das ‚Buch Suleika', daß es „leidenschaftliche Gedichte" enthält, „daß die Geliebte genannt ist, daß sie mit einem entschiedenen Charakter erscheint, ja persönlich als Dichterinn auftritt und in froher Jugend mit dem Dichter, der sein Alter nicht verleugnet, an glühender Leidenschaft zu wetteifern scheint". Lauter biographische Enthüllungen, aber so vorgetragen, daß der Leser im Zweifel bleibt, ob nicht doch alles nur poetisches Phantasiespiel sei.

Freilich, wer sich zu der Ansicht bekennt, daß wir ein poetisches Kunstwerk desto besser verstehn und genießen, je weniger wir von seinen persönlichen Beziehungen, von seinen biographischen Elementen wissen, wer etwa mit Simmel sich zum Ziel nimmt, die „Idee Goethe“ aufzufinden, und das „Goethische Leben auf die Ebene des zeitlos bedeutsamen Gedankens projizieren“ will, oder mit Gundolfs Shakespeare-Buch die psychologische Biographie herablassend als Handlangerin anerkennt und — beiseite schiebt, an die Stelle aber einer im höchsten Sinn philologischen, d. h. Logos-liebenden Behandlungsart die symbolische setzt, der die einzelnen Dichterwerke nur „Symbole von Prozessen und Kräften“ sind, der die geschichtliche Betrachtung nur als „Erkenntnis des Werdens und Fließens selbst“ gilt, und wer so „die Zeit begreift lediglich als ein unteilbares substantielles Fließen im Sinne von Henri Bergsons Philosophie“, der mag sich über jede Bemühung erhaben dünken, die den verborgenen persönlichen Enthüllungen des dichtenden Künstlers über das Werden seiner poetischen Inspiration nachspürt. Wir aber lieben Goethe und wollen Goethe erkennen nicht bloß als den großen Bildner und Künstler. Wir finden in ihm auch den treuesten, unermüdlichsten Sucher der Wahrheit, den natürlichsten Freund und Gestalter des Wirklichen, den Leben weckenden Meister und Lehrer des Lebens. Wir rufen sein Zeugnis an: das oft wiederholte, niemals genug zu betonende Wort, all sein Dichten sei eine Konfession. Gewiß dürfen wir, seinem neuesten, geistvollen, vielkundigen und sprachgewaltigen Deuter Gundolf zustimmend, sagen: „wenn Goethe seine Werke Beichten nannte, so drückte er damit nicht das Wesen der Werke, nicht ihren Gehalt aus.“ Aber wir dürfen nicht mit Gundolf fortfahren: „sondern nur sein Verhältnis zu ihnen unter dem Gesichtspunkt eines ganz bestimmten Erlebens, das die Produktion ihm verschaffte: nämlich das Gefühl der Erleichterung.“

Gegenüber der äußerlichen Quellen- und Modelljagd stumpfer Banausen oder unreifer Schüler übel verstandner Meister, die den philologischen Betrieb der Wissenschaft von Goethe durch Mißbrauch entweiht und in Verruf gebracht hat, mag man hervorheben und nachdrücklich einprägen: des Dichters Goethe Beichte in künstlerischen Gebilden gibt niemals das Leben, sondern immer nur sein Erleben. Aber ich kann nicht finden, daß diese Dichterbeichte immer von einem Gefühl der Erleichterung durchströmt

gewesen sein müsse. Ich glaube vielmehr, ebenso oft verschaffte diese Beichte dem Dichter gewiß auch das Gefühl erhöhter Lebensenergie und Schöpfungskraft, das Dank- und Frohgefühl innerlicher Bereicherung und Förderung. Wenn man für das Wort von der poetischen Konfession die Deutung ausschließlich aus dem Bereich des Subjektiven holt und sie bis zum Extrem durchführt, dann kommt man freilich zu dem Paradoxon, daß ein Wesensunterschied zwischen Goethes Erlebnis und Produktion nicht bestehe. Dann gelangt man zu der Ansicht: der Straßburger Goethe liebte nicht das Sesenheimer Pfarrerskind Friederike in Person und um ihrer Persönlichkeit willen, in ihrer lieblichen, einzigen, realen Wesenheit, sondern ein idyllisches Ideal mädchenhafter Reine, das er sich in seinem Innern geformt hatte und nun zufällig bei passender Gelegenheit auf die eine der Geschwister Brion projizierte.[1]

Auf solcher Bahn findet man dann auch in ‚Dichtung und Wahrheit' nur subjektive Anschauung. Aber ist es nicht die sicherste Tatsache von der Welt, daß dieses autobiographische Kunstwerk des großen Bildners, so viel bewußte Umformung des Lebensstoffes es auch enthalte, das erste, bahnbrechende Muster — lange vor Taine und ohne dessen materialistische Methode — aufstellte für die umfassende, geschichtlich empirische Analyse einer genialen, originalen Individualität als eines durch vielseitige objektive Mächte bedingten Seins und Werdens, als einer Frucht von eigner Anlage, Schicksal, Umwelt, von Beziehungen zu Vorgängern, Lehrern, Lebensgenossen, zur weiten literarischen Tradition und zu bestimmten einzelnen Literaturwerken? Gewiß muß jede biographische Betrachtung verworfen werden, welche die äußern Einflüsse verleiblicht zu einem selbständigen Eigenleben und allein aus diesen die dichterische Produktion ableitet und erklärt, als wäre sie einem chemischen oder physikalischen Prozeß gleichartig. Gewiß wird viel-

[1] Diese Auffassung steht im Grunde der Methode der kirchlichen Dogmatik ganz nahe, die das Bild Jesu in den Evangelien und die alttestamentlichen Gestalten eines Moses, Josua, David, Salomo nicht als Bericht über sagenhafte oder geschichtliche menschliche Individualitäten interpretiert, sondern als göttlich inspirierte Beschreibungen in Gott präexistierender Wesen. Hier wie dort waltet die nämliche Entkörperung, ideelle Sublimierung, Vergöttlichung der objektiven Geschichte und ihres individuellen, selbständigen Lebens.

mehr in Wahrheit jeder Einfluß im Schaffen des Dichters wirksam nur durch den Eindruck in seiner Seele, und an diesem Eindruck ist ja doch die Seele des Dichters schöpferisch beteiligt. Gewiß ist überhaupt die Rezeptivität des Künstlers verschieden von der des gewöhnlichen Menschen. Aber doch nur dem Grade nach, nicht, wie Gundolf uns überreden möchte, in ihrem Wesen.

Jeder Mensch von gesunder und natürlicher Kraft der Seele hat Augenblicke in seinem Dasein, wo er die Wirklichkeit aufnimmt und erlebt mit einer gewissen dichterischen Steigerung, Umbildung, Formung. In Zeiten und Völkern von primitiver oder auch nur naive Reste bewahrender Kultur ist diese Fähigkeit, Reales künstlerisch zu erleben und zu gestalten, verbreiteter und stärker als dort, wo der moderne Intellektualismus und Krämersinn die Phantasie verkümmert hat. Unterschiede des Temperaments, der Stammesanlage spielen dabei mit. Der Norddeutsche, der Holländer, der Engländer steht hier im großen und ganzen zurück z. B. hinter Romanen und Slawen. Daher kommt es, daß diesen weit allgemeiner als jenen die Kunst der Rede, der Erzählung, der Improvisation, der plastischen Bewegung, der theatralischen Darstellung zu Gebote steht. Aber überall, auch in der Kimmerischen Nebelwelt moderner Industrieländer lebt eine nicht kleine Schar ein kurzes Künstlerleben: das Völklein der spielenden Kinder. Sie nehmen die Dinge und Vorgänge nicht auf als Rohstoff, rechnend und wägend oder durch sie gestoßen, getrieben, beherrscht. Sie treten ihnen gegenüber mit souveräner Freiheit und formen sie als Dichter und Künstler zu einem neuen geistigen Leben, das aber ganz als Anschauung, als sinnlich bewegte Gegenwart erscheint. Und von dieser Dichter- und Künstlerkraft des Spiels der Kinder retten sich doch auch die modernen Geschäfts- und Beamtenmenschen noch für gewisse Zeiten einen Abglanz: Weihnachtsstimmung, erste Liebe, Brautstand, Abschied und Wiedersehn, mancherlei Festfreude, patriotischer Enthusiasmus — das sind Lagen des Lebens, wo auch vielen Alltags-Naturen der Druck und die Tyrannis der Dinge und Vorfälle schwindet und eine innerliche Freiheit zuströmt, wo ihnen Seelenflügel wachsen und ihre Erdenlast äußerer Begebenheiten und Erfahrungen emporheben in den Lichtbereich formender, verklärender Schönheit.

Allerdings hat Goethe selbst in gewisser Hinsicht seinen Lesern mit voller Absicht es erschwert, jenen Schlüssel, den er ihnen zum

Verständnis seiner Werke reichte, anzusetzen und zu gebrauchen: er hat den konfessionellen, individuellen, momentanen Gelegenheitscharakter seiner lyrischen Gedichte durch Umgestaltung ihres Wortlauts und ihres Inhalts, namentlich aber durch die nichtchronologische, nach neuen, künstlerischen Gesichtspunkten getroffene Ordnung in seinen Ausgaben verdunkelt, vielfach unsichtbar gemacht, und er hat das grade in seinem ‚West-östlichen Divan' getan. Er gab ihnen dadurch, dies ist nicht zu bestreiten, eine neue Existenz, die überpersönlich sein sollte. Aber er war in diesem Verfahren keineswegs konsequent.

Er hat selbst in vielen Schriften, Briefen, Gesprächen sich über Anlaß, Gelegenheit, persönliche Elemente und Entstehungsgeschichte seiner Dichtungen ausgesprochen: wie man aus Gräfs großem Werk ersieht, umfassender, eindringlicher, häufiger, als vielleicht irgendein andrer Künstler sein eignes Schaffen erläutert hat, und zwar in einer Weise, die bekundet, daß er dadurch grade dem Verständnis seiner eigensten künstlerischen Natur, dem, was er den angeborenen Charakter des Genies nennt, zu dienen sich bewußt war. Er hat auch neben der künstlerischen Reifeform seiner Schöpfungen wiederholt deren ursprüngliche Gestalten als Urkunden ihres Werdegangs der Öffentlichkeit unterbreitet. Er hat seit dem beginnenden neunzehnten Jahrhundert sein ganzes Werk mehr und mehr geschichtlich, genetisch aufgefaßt und vorgeführt; nicht als eine „autochthone", „originale" Einheit von beständiger, überpersönlicher Art, sondern als ein von „Überlieferung" Bedingtes, ja als etwas, was selbst „Überlieferung" sei, als ein ewig Werdendes, durch Gegenwart und Gelegenheit fortwährend Gefördertes oder Gehemmtes, daher des Kommentars Bedürftiges.

Und mehr als diese Selbstzeugnisse des Dichters über sein Ich, unter denen die Anerkenntnisse der objektiven Einflüsse, der „Förderungen" und „Vorteile", die er Personen und Verhältnissen, Erfahrungen, Begebenheiten verdankt, wenn man sie zusammenstellen wollte (was sehr nützlich wäre), einen erstaunlichen Umfang zeigen würden, verrät uns sein Leben selbst. Ist nicht der Grundtrieb seiner menschlich-künstlerischen Existenz seit Weimar und gesteigert seit Italien die Bändigung des genialen Subjektivismus durch eine gewisse Selbstentäußerung, durch eine beharrliche Hingabe an die Außenwelt? Stellte sich sein Produktions-

drang nicht mit klarem Willen in die Schranken praktischer Aufgaben und Arbeiten, administrativer und wissenschaftlicher Tätigkeit? Und angesichts seines jahrzehntelangen unermüdlichen Ringens, sich vor den Gefahren seines dämonischen Ich zu retten durch Eintauchen in die reale Welt und aus ihren Tiefen das Gesetz, den Typus, die Gestalt zu schöpfen, die sein Genie aus sich allein nicht erschaffen konnte, angesichts dieses angstvollen, uns oft fast peinlichen und kaum begreiflichen Trachtens nach dem Beistand der Objekte und des bewegten Lebens sollen wir die Einwirkung dieser realen Welt der Menschen und Dinge auf Goethe nur als das Werk seiner produktiven Fähigkeit, seiner poetischen Phantasie ansehen, sein Erleben und sein Schaffen für einerlei halten?

Nein, wir dürfen als Jünger Goethes überzeugt sein, auf seiner Bahn zu wandeln, wenn wir seine Erscheinung nicht als das Wirken einer einsam thronenden, göttlichen Wunderkraft betrachten, sondern als Sein und Werden, Wachsen, Kämpfen eines im Irdischen, Realen, Natürlichen wurzelnden und daraus sich nährenden gesunden Menschen. Wir wollen seinem Sinn gemäß den Genius, der seinem Wesen verbunden war, nicht ausgeben für einen Dämon priesterlicher Absonderung und Überhebung, der aus unerreichbaren, undurchdringlichen Wolken einer wirklichkeitsfernen, überpersönlichen Kunst von hieratischem oder spielendem Charakter seine Blitze wirft, sondern als den Genius des menschlichen Lebens, dessen Gott-Natur am reinsten und vollsten sich auswirkt im Persönlichen, Einzelnen, Gegenwärtigen. Wir bleiben dann der bekannten Definition, durch die Schiller in seinem Brief vom 23. August 1794 die Summe der Goethischen Existenz zog, nahe und bestätigen seine Erkenntnis, daß Goethes Geist intuitiv ist und als solcher nie von der Einheit, vielmehr stets von der Mannigfaltigkeit ausgeht, es nur mit Individuen und mit dem Empirischen zu tun hat, wenn er auch vermöge seiner genialischen Natur den Charakter der Notwendigkeit und der Gattung, mit selbsttätiger freier Denkkraft das Gesetz aufsucht.

Diesen Goethe wollen wir in den tausendfältigen Strahlen und Stufen seines persönlichen Lebens und Erlebens begreifen und uns gegenwärtig machen. Diesen Goethe finden wir auch in dem Briefwechsel mit Christiane: in einer ganz irdischen, häuslichen Alltagswelt, in einer Atmosphäre, die sein Blut beruhigte

und ihm den lange gesuchten Frieden brachte, den er für seine Produktion brauchte. Die Edition dieses Briefwechsels hat seinerzeit Karl Scheffler überaus unfreundlich, ja mit Verachtung und Entrüstung begrüßt, als schlimme Waschzettel-Schnüffelei der unkünstlerischen Goethe-Philologie, und bei dieser Gelegenheit mit dem jetzt so beliebten unfehlbarkeitsstolzen Seherton verkündet, daß alle Poesie und alle Kunst künstlerisch am reinsten wirke, wenn man von der Person und den äußern wie innern persönlichen Verhältnissen ihres Schöpfers gar nichts wisse, wie z. B. von Homer („Die Entkleidung des Genies", Vossische Zeitung, 8. Sept. 1916, Nr. 461).

Trifft das zu, dann könnte auch niemals ein Dichter eines seiner eignen Werke, selbst viele Jahre nach der Entstehung, künstlerisch genießen, und es vermöchten das ebensowenig seine Freunde und Bekannten, ja überhaupt seine Zeitgenossen. Denn sie alle sind ja mehr oder weniger ausgestattet mit einem Wissen um die persönlichen Beziehungen des Künstlers, um die geschichtlichen Voraussetzungen des Kunstwerks. Goethe aber, als er sich nicht begnügte, seinen Homer als reines Kunstwerk, in seiner ewigen allgemeingültigen zeitlosen Schönheit und Gesetzlichkeit so zu lesen und aufzunehmen, wie er ohne überflüssige Kommentare und kritische Noten in dem schlichten Text vor ihm lag, sondern nach Italien und Sizilien reiste, in der törichten Meinung, dort der Luft, dem Schauplatz, den Sitten, dem besondern, zeitlich und national bedingten Geist Homers näher zu sein und darum auch seine Kunst besser zu fassen, von ihr tiefer ergriffen zu werden, als er dort um allerlei historisch-antiquarischen und archäologischen Wissensstoff sich kümmerte, Livius und sogar Bücher moderner Gelehrter las, verfuhr wirklich schon sehr unkünstlerisch und sank fast schon herab auf die Stufe aller der Tröpfe, die im neunzehnten Jahrhundert durch biographische und literarhistorische Bemühung, durch textkritische und textgeschichtliche Untersuchungen, durch Sammlung und Herausgabe sogenannter Urkunden der persönlichen Entwicklung von Dichtern und Künstlern eine echtem Kunstempfinden verderbliche „Wissenschaft des nicht Wissenswerten" geschaffen haben.

Den Übertreibungen, die zu solchen Konsequenzen führen müßten, ist damals Alfred Klaar behutsam entgegen getreten, wie in einer diplomatischen Vermittlungsaktion („Die Andacht zum

Kleinen', Vossische Zeitung, 19. Sept. 1916, Nr. 480). Aber ich muß offen und nachdrücklich, wenn auch freundlichst und mit aller Wertschätzung jenes geistreichen Kunstschriftstellers erklären: hier besteht ein Gegensatz der Grundauffassung, für den es keinen Ausgleich gibt. Wer Goethes Dichten und Denken in *seinem* Geist begreifen will, der sieht es als ein Lebendiges, Menschlich-Persönliches, Geschichtlich-Singuläres, das aus zahllosen Wurzeln Erdensaft saugt und in unendlicher Mannigfaltigkeit die reale Gegenwart einer durch unmeßbar reiche und weite Überlieferung genährten Kultur von bestimmter Physiognomie künstlerisch gestaltet, der kann allein mit historisch-genetischer, biographisch-psychologischer Methode verfahren und nur auf diesem Weg auch dem rein künstlerischen Problem Goethe beikommen, der kann von jener *Goethe-Gnostik* Simmels, Gundolfs, Schefflers, mag auch das Helldunkel ihrer Beleuchtung manche Grundeigenschaften des Goethischen Schaffens mit neuen Umrissen zeigen, nimmermehr das Heil erwarten. Insbesondere Simmels „zeitlose Idee" Goethe stammt aus jener luftleeren, antipoetischen Region der Begriffe, Formeln, Schlagworte, die durch ihre Leblosigkeit, Unsinnlichkeit, ihren Schematismus Goethen abstieß und deren allerneustes, an allen Ecken und Enden emporschießendes, bald schwerfällig ergrübeltes, bald rhapsodisch strömendes, bald orakelhaft offenbartes Gedankenfeuerwerk, wie mich dünkt, weder zu gegenständlicher Kunstanschauung noch zu wirklicher Kunsterkenntnis den rechten Pfad weist. Dixi et salvavi animam meam.

Ohne Zweifel spürt man im ‚Divan', um mit Goethe zu reden, auch das Generische der Alterskunst, das in den Bildern des greisen Tizian erscheint, wenn er nicht mehr den konkreten Samt malte, sondern dessen Idee. Sicherlich hat Goethe, da er die Lieder und Sprüche seines letzten lyrischen Frühlings zum Zyklus rundete und als ein großes Archiv west-östlicher Weltpoesie in Abteilungen planmäßig gliederte, gewünscht, daß über dem so entstehenden neuen Organismus des Kunstwerks die Öffentlichkeit den Künstler vergesse. Und weil dieser Wunsch sich nur allzu sehr erfüllte, blieb diesem Werk lange die Wirkung, die herzliche Teilnahme, das tiefere Verständnis versagt. Es erschien allein

als künstlerisches, ja als künstliches Spiel, als eine kalte und starre Poesie der Idee, des Typus, des Symbols.

In Wahrheit bringt dieses Werk, den stilisierenden, formgebundenen Klassizismus überwindend, die Wiedergeburt der Goethischen Jugendkunst des persönlich-momentanen Bekenntnisses realen Erlebens. Aber es umglänzt und erhöht sie durch ein eignes Fluidum geheimnisvoller Art: durch eine neue, formlose Form oder kunstvolle Formlosigkeit, durch eine allegorisch-mystische Tiefenwirkung auf dem Urgrund des Menschlichen, durch die wechselnden Lichter eines Gefühls, das immer auch Geist ist, durch eine Klarheit, die dem Blick in unendlichen Weiten verdämmert, durch eine Erneuerung und Steigerung der Geniesprache ins Lässig-Volksmäßig-Prosaische, doch auch in das Feierlich-Kühn-Erhabene.

3.

Die Parabasen Goethes im ‚Buch Suleika' über den poetischen Anteil und Einfluß seiner stillen Mitarbeiterin hat im Jahre 1896 mein Weimarischer Festvortrag (Goethe-Jahrbuch 17, 26* 35*) in einem weiteren Zusammenhang berührt. Hier jetzt möchte ich aussprechen, wiefern gerade diese Aufklärungen uns belehren über das Verhältnis von äußerer Anregung und subjektiver Gestaltung, von momentanem Erlebnis, seelischem Eindruck und poetischem Ausdruck, von objektivem Anstoß durch eine bestimmte Person, Lage, Begebenheit und freier Produktion der Phantasie.

Suleika.

Volk und Knecht und Ueberwinder,
Sie gestehn, zu jeder Zeit,
Höchstes Glück der Erdenkinder
Sey nur die Persönlichkeit.

Jedes Leben sey zu führen,
Wenn man sich nicht selbst vermißt;
Alles könne man verlieren,
Wenn man bliebe was man ist.

Die Worte eröffnen ein Divangedicht, das zu jener Reihe persönlichster Geständnisse gehört, die zunächst eine allein Mariannen verständliche Antwort geben auf das Problem, wie sich die reale Persönlichkeit des Dichters, sein wirkliches Ich zu dem poetischen, das in seinem Werke redet, hier also zu Hatem verhalte. Diese Antwort schwebt, wie so vieles im ‚Divan', zwischen tiefem Ernst und scherzendem Necken. Mit einem „Kann wohl sein! so wird gemeinet!" räumt der Dichter in der Rolle Hatems jenen Satz vom unbedingten, rettenden Wert der Persönlichkeit, den Suleika zitiert, als verbreitete Auffassung ein.[1] Er selbst aber findet seine Hatem-Existenz nur in Suleika:

Wie sie sich an mich verschwendet
Bin ich mir ein werthes Ich;
Hätte sie sich weggewendet,
Augenblicks verlör ich mich.

Das heißt: diese Schöpfung seiner produktiven Phantasie, die west-östliche Persönlichkeit Hatems und die mit ihm verknüpften Liebesgesänge sind ein Geschenk Suleikas, der liebenden Frau also, die ihm bei der ersten Begegnung

[1] Er selbst spricht sie dann aus in den ‚Noten und Abhandlungen', Abschnitt „Israel in der Wüste", mit Bezug auf Moses: »Der Charakter ruht auf der Persönlichkeit, nicht auf den Talenten. Talente können sich zum Charakter gesellen, er gesellt sich nicht zu ihnen: denn ihm ist alles entbehrlich außer er selbst« (Werke 7, 181; JA. 5, 266 [JA. bedeutet hier und weiterhin meine 1905 erschienene Ausgabe des ‚Divans' in Band 5 von ‚Goethes Sämtlichen Werken Jubiläums-Ausgabe', Cotta]).

im Herbst 1814 als Verlobte und eben vermählte Gattin Willemers zu dieser Konzeption den allerersten Anregungskeim gegeben und dann im folgenden Jahre dieser bei der Mai-Ausfahrt in dem Gedicht „Daß Suleika von Jussuph entzückt war" angekündigten und umschriebenen Konzeption im Spätsommer den lebendigen Inhalt und die persönliche Leibhaftigkeit eingegossen hatte. Was der Dichter in den obenstehenden Versen eigentlich meint, ist ihm sehr ernst: Hatem existiert nur aus und durch Suleika. Ihre Zweiheit ist eine geheimnisvolle Einheit. Das subjektive Element dieser Dichterliebe und ihres poetischen Ausdrucks besteht nur durch das gleichzeitige Dasein der liebenden Gefährtin. Das poetische Liebeserlebnis, das erotische Phantasiebild ist nicht das Erzeugnis selbstherrlicher Inspiration, einer frei schaffenden Künstlerallmacht. Und damit ist die Frage, wieweit pulsiert in Goethes Suleika-Gestalt auch das Blut einer andern Persönlichkeit als der des mit dem „Augenglas der Liebe" sehenden Dichters, entschieden.

Den Gefühlswert jenes geistreichen Dialogs „Die Sonne kommt! Ein Prachterscheinen" zu empfinden, war wieder zunächst nur Marianne imstande. Sie allein kannte ganz den eigentlichen Erlebnishintergrund. Suleika gibt ein Rätsel auf: sie erblickt die aufgehnde Sonne umklammert von der Mondsichel und fragt nach einer Erklärung, in der Schwebe lassend, ob sie nur eine bildliche Darstellung oder ein seltenes Naturschauspiel vor Augen hat; etwa das nahe Nebeneinander des verblassenden sichelförmigen Monds und der langsam erstrahlenden Morgensonne. Hatem in seiner Antwort aber gibt eine zwiefache Lösung des Rätsels. Zunächst eine ganz äußerliche. Im türkischen Sonnenmondorden sind die unvereinbaren Gestirne, Sonne und Mondsichel, dauernd vereint als Symbol der unaufhörlichen Weltherrschaft des Sultans und als höchste Aus-

zeichnung für seine auserwählten Diener. Dann aber folgt eine Wendung nach innen:

> Auch sey's ein Bild von unsrer Wonne!
> Schon seh ich wieder mich und dich,
> Du nennst mich, Liebchen, deine Sonne,
> Komm, süſser Mond, umklammre mich!

Der unvorbereitete Leser bemerkt hier nur eine spielende Huldigung, eine orientalisierende Liebeshyperbel. Aber es war weit mehr.

Vergegenwärtigen wir uns den Erlebniskern. Für die zweite Septemberwoche des Jahres 1815 hat Goethe seinen Aufenthalt auf dem Landsitz Willemers, der Gerbermühle, unterbrochen und, um die Frankfurter Kunstsammlungen ungestört zu genießen, sich im Willemerschen Stadthause einquartiert. Eines Tages kommt heimlich auch Marianne in die Stadt, um in der Messe einen Sonnenmondorden zu kaufen, mit dem sie Goethen in einem ihrer Maskenscherze zu überraschen gedenkt. Im Gewühl der Messe hört sie unverhofft Goethes Stimme, der mit Herrn Willemer spricht, ohne daß sie beide sehen könnte. Vergeblich blickt sie sich nach dem Freunde lange um, endlich steht sie plötzlich im Gedränge vor ihm. Den Orden hat sie dann einige Tage später in der Gerbermühle dem dorthin zurückgekehrten Goethe überreicht als angebliches Geschenk eines türkischen Kaufmanns[1] für den „großen Dichter". Diese zufällige flüchtige Wiedersehensfreude mit der vorausgehenden suchenden Umschau und Mariannens Maskerade, die orientalische Bildersprache in Leben umsetzte, hat den Anlaß, den Stoff und die Idee zu wiederholter poetischer Behand-

[1] Marianne travestierte damit den Leopoldsorden, dessen Kommandeurkreuz der Kaiser von Österreich kurz vorher (28. Juni 1815) Goethen verliehen hatte (Hecker, S. 298 zu Nr. 19).

lung geliefert. Aus einem nicht ausgeführten Entwurf[1] sehen wir, daß die Auszeichnung des Dichters durch den Sonnenmondorden sich in einer anders gedachten poetischen Szene dramatisch spiegeln, daß darin auch Suleikas Dienerin auftreten sollte, die wir aus dem stimmungstrunkenen Zwiegespräch ‚Vollmondnacht' kennen, und daß, wie die Stichworte „Morgen Stille, Bewegung im Garten. Erste Töne, Gitarre, Gesang, Element des Handlens" verraten, das morgenliche Geburtstagsständchen vom 28. August dabei mitverwertet, aber auch die Person des Kaisers („Furcht vor dem Kaiser") genannt war, etwa weil die Verleihung des hohen Sultanordens von ihm als Eingriff in seine Rechte betrachtet werden könne. Dieses erste poetische Spiegelbild von Mariannens west-östlicher Abspiegelung orientalischer Symbolik wäre in der heitern Sphäre des Maskenspiels geblieben. Aber Goethe schuf in einem zweiten poetischen Spiegelbild einen gesteigerten poetischen Abdruck: für den Wendepunkt seiner Verbindung, der einen neuen Ton brauchte.

Auf der Gerbermühle war vor Goethes Abreise ein Zusammentreffen in Heidelberg verabredet worden. Dieses Wiedersehen ungeduldig erwartend,[2] ergreift Goethe, einen Tag vor Mariannens Ankunft, das Motiv des Sonnenmondordens mit seinen zufälligen Begleitumständen. Aus jener freudig überraschenden Begegnung, deren Zweck der Erwerb des Sonnenmondordens war zur Auszeichnung des Dichters, aus jener Umschau nach dem als nah bemerkten, aber noch ungesehenen Freunde und aus Mariannens Maskenspaß wächst in der neuen Situation ein poetisch subli-

[1] Werke 6, 471 (Paralipomena Nr. 6); Gräfs Gesamtausgabe des ‚Divans' (Insel-Verlag) S. 128. — [2] In meinem Divan-Kommentar (Bd. 5, 386 Zeile 13) muß es übrigens das „erwartete Wiedersehen in Heidelberg" heißen (statt „unerwartete").

miertes Wiederfinden. Der Sonnenmondorden, dessen Symbolik eben die erfinderische Marianne in persönliche Beziehung zu ihm gebracht hatte, wird nun zum Sinnbild leidenschaftlicherer Regung. Und Goethe setzt dieses Sinnbild dramatisch in Szene, in einem Dialog, einer Rätselfrage mit Antwort. Er gibt damit nur eine Erwiderung und poetische Überbietung des Einfalls der schalkhaften Freundin. Er entreißt ihrer schelmisch-innigen Huldigung ein mächtigeres Gleichnis: Sonne und Mond werden der Ausdruck eines Herzensbundes, der die Grenzen der Freundschaft überschreitet. Und so vorbereitet lese man das Gedicht als Ganzes.

Diese Steigerung ins Leidenschaftliche könnte Goethe ja aus dem künstlerischen Bedürfnis nach orientalisch stärkeren Akzenten selbst eingeführt haben. Aber er hatte damals schon jenes erste Suleika-Bekenntnis von Marianne empfangen („Hochbeglückt in deiner Liebe"), das am Tag nach seiner Rückkehr von Frankfurt in die Gerbermühle, am 16. September 1815 gedichtet war. Darin standen bereits die verlangenden, erregenden Verse mit dem Stempel der Wahrheit:

Meine Ruh, mein reiches Leben
Geb' ich freudig, nimm es hin.

Überdies, das Gleichnis von Sonne und Mond bezeichnet in dem Gedicht eine persönliche Gemeinschaft, in der man nur die unzweifelhaft wirkliche, gemeinsame künstlerische Produktion erkennen kann: Mariannens Poesie der Mondabglanz der Goethischen Dichtersonne wie ihre Maskenscherze ein Abbild seiner west-östlichen Kunstrichtung. Das Prachterscheinen der aufgehnden Sonne aber als Ausdruck für die Wiedervereinigung Mariannens mit ihrem Dichterfreunde, überschwänglich anmutend, ist doch grade auch völlig eine Wiedergabe der demütigen Auffassungs-

und Sprechweise Mariannens, die ihr Verhältnis zu Goethes Genie als den Aufblick zu einem „mächtigen höheren Wesen" empfand (s. unten S. 45).

Wirkt nun etwa dieses Gedicht am reinsten, wenn man nichts von allen jenen Anlässen und Erlebnissen persönlicher Art weiß? Nein. Ohne Kenntnis dieser zugrunde liegenden persönlichen Beziehungen erscheint es frostig, gezwungen, unklar. Mangelt ihm deshalb etwa der Charakter eines Kunstwerks?

Wer diese zweite Frage bejaht, dem halte ich Goethes Zeugnis entgegen: „Gedichte sind gemalte Fensterscheiben" (in der ersten seiner ‚Sechzehn Parabeln', Werke 3, 171; JA. 2, 140). Nur wer in den persönlichen, durch Situation, Moment, lebendige Gegenwart erfüllten Innenraum einer lyrischen Konzeption eintritt, dem leuchtet das sie gestaltende Gedicht auf in bunten Farben, die das hindurchscheinende Sonnenlicht hervorruft. Und Goethe selber ist es, der diesen Weg für die künstlerische Betrachtung fordert, der ihm den erhöhten künstlerischen Genuß verheißt:

Kommt aber nur einmal herein,
Begrüßt die heilige Kapelle!
Da ists auf einmal farbig helle:
Geschicht' und Zierrat glänzt in Schnelle...
Erbaut euch und ergetzt die Augen.

Und weiter muß man bei diesem Divangedicht fragen: Fällt etwa hier Erlebnis und Produktion zusammen? Ist nicht vielmehr diese Produktion bedingt durch höchst zusammengesetzte, abgestufte Erlebnisse, in denen sich reale Vorgänge, äußre Anstöße mit wiederholten poetischen Spiegelungen eines fremden Geistes mischen?

Immerhin schreibt Goethe in diesem Gedicht Mariannen bei der gemeinsamen Arbeit am ‚Divan' nur eine rezep-

tive Rolle zu. Anderwärts mißt er aber ihrem Anteil und Einfluß eine aktive, gebende Bedeutung bei.

Mariannen galten die mystischen Worte über das zweiteilige Blatt des Gingo-biloba-Baumes, deren „geheimen Sinn“ nur sie als wahrhaft „Wissende“ zu „kosten“ fähig war:

> Fühlst du nicht an meinen Liedern,
> Dafs ich eins und doppelt bin?

Diese Verse hatte sie von Goethe als Sonderblatt unmittelbar nach ihrer Abreise von Heidelberg empfangen. Eins und doppelt! Das war die Formel für seine west-östliche Liebespoesie. Und diese Formel sagt wiederum jedem, der hören kann, deutlich genug, daß Goethe diese seine Schöpfung durchaus nicht als einheitliche Emanation seiner produktiven Kraft, als bloßen subjektiven Erguß betrachtete, daß er vielmehr auch dem Gegenstand seiner Liebe und seines Liedes einen wirkenden Anteil daran zuschrieb.

Marianne nur, die in der Gerbermühle bei Goethes Anwesenheit mehrmals ältere Lieder und Balladen von ihm in den Kompositionen verschiedener Meister gesungen hatte, und die wenigen Zeugen dieser Abende, Sulpiz Boisserée vor allem, konnten das Zwiegespräch „Kaum daß ich dich wieder habe“ richtig würdigen, worin Suleika, bisher nur Sängerin von Liedern Hatems, nun, weil sie neugeborne, gestern gedichtete Lieder gesungen, den Verdacht, daß sie eines andern neuen Liebhabers Weisen wiederhole, abwehren muß und ihre neuen Lieder mit dem Geständnis schützt, während der Trennungszeit die Lehren des geliebten Dichters besser beherzigt zu haben:

> Wohl dafs sie dir nicht fremde scheinen;
> Sie sind Suleika's, sind die deinen!

Diese neuen Lieder des höheren Tons, die Goethe-Hatem überraschten, waren Mariannens Lieder an den Ost-

wind und an den Westwind, die ihre Heidelberger Reise einrahmen als erwartungsfroher Vorklang und als schmerzlicher, auf Wiedersehen hoffender Nachklang.

Noch deutlicher macht Goethe Mariannen sein Urteil über ihre poetische Meisterschaft, wenn er in dem neckischen Dialog zwischen Hatem und dem auf Suleika eifersüchtigen Mädchen („Wie des Goldschmieds Bazarlädchen“) von der Partnerin rühmt:

Selbstgefühltes Lied entquillet,
Selbstgedichtetes dem Mund.

Marianne nur konnte auch das Rätselgedicht voll verstehn, das den Titel ‚Abglanz‘ führt. Nur sie fühlte die tiefe Beziehung, wenn hier wieder des Kaisers Orden mit Doppelschein auftaucht. Nur sie wußte, daß es mehr als ein Bild war, wenn als der Spiegel, der beim Hineinsehen auch das Gesicht der Geliebten zeigt, die Divanlieder erscheinen, wenn der Dichter, der an ihnen schafft, sich Witwer nennt, weil er in der Trennung von Suleika die Genossin seiner dichterischen Gemeinschaft entbehrt. Und wenn sie in dem schönen Suleikagedicht „Wie mit innigstem Behagen, Lied, empfind' ich deinen Sinn!“ dem Rätsel eine andere Lösung gab:

Ja! mein Herz, es ist der Spiegel,
Freund! worinn du dich erblickt,

so sprach sie, dem traditionellen, minniglichen west-östlichen Bilde vom Herzenstausch eine neue Wendung findend, auch ihrerseits die volle Wahrheit aus über die Wechselseitigkeit des Empfangens und Gewährens, die ihr Verhältnis zur Produktion Goethes bestimmte.

Marianne allein begriff die ganze tragische Realität des grandiosen Resignationsgedichts ‚Hochbild‘, einer der erhabensten und erschütterndsten Eingebungen Goethischer Herzenslyrik. Sie allein begriff es in seinem Kern, dieses

wundervolle Gleichnis vom Tränenguß der sehnsüchtigen Iris, des Regenbogens, der „Wolkentochter", die unverwandt hinaufschaut zur unerreichbaren Sonne Helios:

Die Perlen wollen sich gestalten:
Denn jede nahm sein Bildniss auf.

Es ist, als umschriebe Goethe hier Mariannens rührende Briefe, in denen hinter dem rettenden Schilde ihrer Neckerei, ihrer mütterlich liebevollen Fürsorge für seine Person und sein Haus, ihrer künstlich bewahrten freundschaftlichen Ruhe doch immer wieder leise die Tränen unstillbarer Sehnsucht hervorzuquellen scheinen nach dem fernen, Jahr für Jahr vergeblich erhofften, Sommer für Sommer umsonst erwarteten, unerreichbaren großen Geliebten, dessen Bildnis wirklich in jeder Fiber ihres Herzens, in jedem Tropfen ihrer Tränen lebte. Glaubt man denn im Ernst, eine solche Schöpfung wie dieser herzzerreißende Wehgesang des einsamen Genies, das auf seinem Wagentron unausweichlich der vorgezeichneten Bahn folgt, wäre bloße Schöpfung subjektiver poetischer Produktion und wäre möglich, ohne daß diesem um Liebe und Trennung klagenden Helios eine wirkliche Iris-Persönlichkeit leibhaft gegenüberstand, die auch ihm, seinem Geist und seinem Leben aus ihrem Wesen, ihrer Seele und ihren Kräften etwas geben konnte und gegeben hatte, um dessen Verlust zu klagen lohnte? Und in diesem „Hochbild", das so ganz und gar ein allerpersönlichstes, singuläres, momentanes Erlebnis des Dichters poetisch gestaltet, haben wir nun auch die Lösung des Problems, um das ich kämpfe: dieses Erlebnis ist zugleich das notwendige, typische Schicksal, die immer wiederkehrende überpersönliche Tragödie aller Artgenossen Goethes. Niemals hätte er dieses Allgemeine, Ewige, Menschheitliche zu einem solch ergreifenden Kunstwerke formen können, hätte er es nicht geschöpft aus dem Moment, der Ge-

legenheit, dem Eindruck, aus jener Lage, die nicht sein Werk war, sondern an der eine zweite Persönlichkeit, die liebende Marianne, mitschaffenden Anteil hatte. Und anderseits: kein Leser kann die poetisch-menschliche Gewalt, die künstlerische Formherrlichkeit dieser mythologischen Allegorie, also einer nach verbreitetem Meinen verstaubten, toten Schulform, empfinden, der nicht bis zum momentanen Ursprung, zu der persönlichen Gelegenheits- und Erlebniswurzel ihrer Konzeption vordringt. Das aber kann er allein an der Hand der im rechten Sinne betriebenen Goethe-Philologie. Sie allein vermag es, ihn in den Tempel dieses Gedichts einzuführen und an die Stelle zu bringen, von der aus „Geschicht' und Zierat" seiner unvergleichlichen Kunst „farbig helle" erglänzen und ihr persönlich-ewiges, ihr individuell-typisches Geheimnis enthüllen.

Von den Liebes- und Schaffenswochen des August und September 1815, von ihrem produktiven Nachklang der folgenden Monate entwarf Goethe zwei Jahre später, am 12. Dezember 1817, in dem Gedicht „Die schön geschriebenen" ein Erinnerungsbild, das völlig treffend den objektiven Beitrag Mariannens zum ‚Divan' bestimmte, der sich nicht in ihren Versen erschöpft:

Wenn du, Suleika, . . .
Deine Leidenschaft mir zuwirfst
Als wärs ein Ball,
Dafs ich ihn fange,
Dir zurückwerfe
Mein gewidmetes Ich.

Auch die Wahrheit dieses Gleichnisses konnte zunächst nur der erste Leser und Deuter des ‚Divans' im ganzen Umfang ermessen: Marianne. Sie hatte diese Wahrheit ja mit erlebt. Alle andern Leser, bis auf die mehr oder weniger eingeweihten oder ahnenden Freunde der Gerbermühle,

mußten und müssen diese Wahrheit glauben. Je stärker, unmittelbarer dieser Glaube ist, desto stärker, unmittelbarer ist die künstlerische Wirkung des Gedichts. Und wenn nun die Wissenschaft von Goethe mit den Mitteln biographisch-psychologischer, historisch-genetischer Betrachtung diesen Glauben erweckt, beseelt, festigt dadurch, daß sie den unvorbereiteten Leser an die Stelle leitet, wo Marianne stand, und ihn mit ihren Augen dieses Gedicht ansehn lehrt, d. h. das zugrunde liegende Erlebnis ihn mit- und nacherleben läßt, verdient das nicht anerkannt zu werden als der sichere Weg auch zum rein künstlerischen Verständnis?

Jedesfalls entspricht es dem Willen Goethes. Er selbst hat seinen ‚Divan' „als Manuscript für Freunde" veröffentlichen wollen und im Hinblick auf ihn das allgemein gültige Wort gesprochen, das aller Simmelschen Literatur-Gnostik, allem unfruchtbaren Jagen nach der „zeitlosen Idee" dichterischer Werke sich kräftig widersetzt: »Man bedenke, daß doch am Ende jedes Buch nur für Theilnehmer, für Freunde, für Liebhaber des Verfassers geschrieben sey. Meinen Divan besonders möcht' ich also bezeichnen« (Noten und Abhandlungen: ‚Künftiger Divan', Werke 7, 132; JA. 5, 232; Gräf S. 204).

4.

All jene eingestreuten Andeutungen, Hinweise, Enthüllungen über Mariannens unmittelbare und mittelbare Autorschaft am ‚Divan' haben aber dem Dankbarkeits- und Wahrheitsdrang Goethes immer noch nicht genügt. Das letzte, das allerletzte Gedicht, das er für sein Werk schuf, war nun doch wieder ein Epilog und nichts als ein Epilog, eine allerintimste Botschaft an die Freundin: ein zusammenfassender Rückblick auf ihr Verhältnis

zu dem Teil seines Buches, der ihren Namen, den Namen Suleika trägt. Auch jener Prolog vom Weihnachtsabend 1814, dessen Eingangsverse ich an die Spitze meiner Jubiläumsbetrachtung stellte, und den als erste Probe des ‚Divans' Goethe der Öffentlichkeit (im Morgenblatt, Februar 1816) mitgeteilt hatte, war eigentlich ein Epilog, ein Rückblick auf die poetische Ernte der ersten rheinischen Sommer-Reise wie ihrer produktiven Nachwirkung in stillen Weimarischen und Jenaischen Wintertagen.

Dieser letzte Epilog aber des fertigen ‚Divans' von 1818 entstand erst während des Drucks, ja als der Druck bereits seinem Abschluß nahe war. Damals kam das soeben erschienene Werk des Hafis-Übersetzers Joseph von Hammer: ‚Geschichte der schönen Redekünste Persiens mit einer Blüthenlese aus zweyhundert persischen Dichtern, Wien 1818', in Goethes Hände. Er las es im Mai, wie in seinem Tagebuch mehrere Eintragungen bezeugen. Und am 3. Mai vermerkte er: „Von Hammers Redekünste Persiens . . . Von Hammer Persische Literatur Behramgur und Dilaram." Das bezieht sich auf den Eingang von Hammers Darstellung des ersten Zeitraums persischer Literatur, den er betitelt: ‚Die persische Poesie in ursprünglicher Reinheit. Episches Zeitalter oder das Zeitalter Firdusis'. Dort heißt es (S. 35): „Als die ältesten Denkmahle persischer Poesie führen die Geschichtschreiber derselben einzelne Verse Behramgurs, des großen Fürsten der Sassaniden, an, welcher der Erste [als Erster] in gebundener Rede gesprochen haben soll. Die Veranlassung hierzu soll Dilaram, seine geliebte Sclavinn, gewesen seyn, welche aus gleichgestimmter liebender Gesinnung die Rede ihres Kaisers und Geliebten mit gleichgemessenen und am Ende gleichtönenden Worten wiederholt habe. So seyen die ersten Verse entstanden."

Vom Sassanidenkönig Bachrâm V. Gûr (420/438) erzählt Firdusi vielerlei heroische und lustige Abenteuer im dritten Teil seines Schâhnâme. In Friedrich Schlegels ‚Europa' (2,42/62) hatte 1805 Gottfried Hagemann mehrere Episoden daraus wiedergegeben. Goethe hat im Dezember 1814 und im Januar 1815 sich ernsthaft mit der genialen Dichterpersönlichkeit Firdusis be-

schäftigt, sich in sein Königsbuch vertieft und daraus bei Hofe mit Begeisterung Übersetzungen vorgelesen, die er selbst umstilisierte[1]. Jene Episoden des Schâhnâme, die Hagemann verdeutschte, führen den König Bachrâm Gûr vor als großmütig gerechten Herrscher, der, wie später Hârûn ar-Raschîd, unerkannt sein Reich durchzieht, den Wandel seiner Untertanen prüft, die armen Ehrlichen, freundlich Hilfsbereiten fürstlich belohnt, die argen Geizhälse und mißgünstigen Bedrücker mit Härte straft, der als Jäger und Krieger übermenschliche Tapferkeit und Kraft bewährt. Schwerlich haben diese formell sehr unvollkommenen Übertragungen auf Goethe bei ihrem Erscheinen einen anziehenden Eindruck gemacht. Immerhin darf man nicht zweifeln, daß er sie gelesen und später, in seiner Divanzeit, auch bei seinen Firdusi-Studien für sich und den Weimarischen Hof benutzt hat. An die Stelle eines bloßen Namens aus der iranischen Nationalgeschichte setzte sie ihm eine bestimmt umrissene Persönlichkeit, mit allerdings märchenhaften, aber typisch menschlichen Charakterzügen. Dieser Herrscher, der sich als Jüngling die Krone, sein rechtmäßiges Erbe, von einem Gegenkönig erstreitet, indem er sie vom Throne holt, den zwei riesige Löwen bewachen, und diese Löwen mit einer Keule erschlägt, der als der beste Bogenschütze[2] gilt und mit einem einzigen Pfeil einen Löwen und einen Wildesel durchbohrt hat (wonach er den Beinamen Gûr, d. h. Wildesel, führen soll), der in Festen und Spielen sich nicht genug tun kann, der Freund und Wohltäter der Witwen, Waisen und Armen, der glänzende Sieger als Heerführer wie als Werber um Frauenliebe, verkörperte für Goethe die Herrlichkeit des letzten nationalen persischen Königsgeschlechts. Er ward für ihn ein großer und anschaubar wirkender Träger des erhabenen Namens der Sassaniden, daher dem neuen Divan-Stil tauglich, einen ganzen Vers mit lebendigem Gefühlswert zu füllen und im Reimwort als Gipfel zu erstrahlen. Aber die anmutige Sage von seiner Liebe zu Dilaram und der gemeinsamen Erfindung des Reims lernte Goethe sicher erst aus Hammers Buch kennen. Außer der Notiz

[1] Vgl. meine Nachweise in den Sitzungsberichten der Berliner Akademie der Wissenschaften 1904, S. 889 ff. 1079 f., und in den Schriften der Goethe-Gesellschaft 26, 213. — [2] Über Goethes merkwürdiges, praktisch geübtes Interesse an orientalischer Bogenkunst vgl. meine Darlegung (JA. 5, XII f.) und Walter Vulpius: Jahrbuch der Goethe-Gesellschaft 5, 12.

im Tagebuch beweist es ein Paralipomenablatt (Werke 6, 483 Nr. 34). Es enthält die nachstehende Eintragung: „*Erwiedert das Wort, als Maas und Reim* p. 35.“ Wir sehen, die Worte Hammers, auf die unzweifelhaft die Seitenzahl 35 (s. oben S. 29) hinweist, sind hier bereits umgesetzt in metrische Form. Es ist der Urkeim des poetischen Motivs, das Goethe gereizt hat, so sehr, daß er es im dritten (Helena-)Akt von ‚Faust‘ II dramatisch zu einer eigenen großen Szene gestaltete: die Erfindung des Reims aus dem seelenvollen Zusammenklang des Gesprächs zweier Liebender.

Am 3. Mai 1818, als Goethe in Hammers Persischer Literaturgeschichte die Sage von der Erfindung der persischen Poesie und Reimkunst durch Behramgur und Dilaram las, waren die ersten vier Druckbogen des ‚Divans‘ fertig. Einen Tag später ging vom fünften Bogen die letzte Revision in die Druckerei. Das Gedicht, welches das aus Hammers Werk entnommene Motiv benutzte, steht auf dem 10. Bogen: es ist das Abschiedswort des Dichters an seine Lieder. Die Bogen 8—12, die das ‚Buch Suleika‘ umfassen, sind wahrscheinlich damals auch schon gesetzt gewesen und haben Goethe in erster Korrektur vorgelegen[1]. Er sah also das ‚Buch Suleika‘ wirklich als *Buch* vor sich. Da übermannte ihn noch einmal die abgewehrte, besiegte alte Liebesempfindung. Er sah sich wieder auf der Terrasse am Main, auf dem Altan des Heidelberger Schlosses neben der Freundin und Geliebten, die seine Lieder so rührend sang, seinen neuen west-östlichen Weisen so mitfühlend gleiche poetische Klänge gesellte und als anfeuernde Partnerin sein Dichten beflügelte.

Diese versunkene Liebeswelt der rheinischen August- und Septembertage von 1815 lebte nach dem schmerzlichen

[1] Aus der späten Einschaltung während des Drucks erklärt sich wohl auch, daß Goethe die Namensform *Dilara* statt der richtigen *Dilaram*, die er bei Hammer gefunden und in der Ausgabe letzter Hand dann auch einsetzte, übersah. Ich berücksichtige sie im Folgenden nicht und schreibe immer *Dilaram*.

Heidelberger Abschied auf Nimmerwiedersehn auch in ihm nicht mehr als Wirklichkeit. Die Musik seiner poetischen Leidenschaft tönte jetzt in ihm, die den künstlerischen Gebilden seiner Divanverse entströmte. Auch von dieser Musik galt es nun Abschied zu nehmen. Zwei Menschen, die sich allein gehörten, insofern sie sich eine Welt von Poesie erschaffen hatten und bedeuteten, einte bisher immer noch jene heimliche Melodie, die in den ihnen bekannten Gedichten von Suleika und Hatem wie in vertraulichen, nur ihnen verständlichen Briefen mit einer aus Hafisversen zusammengestellten oder eigenen Chiffernsprache fortklang und neue Lieder[1] weckte: die mußte nun eingesargt werden in das gedruckte öffentliche Wort. Das ‚Buch Suleika' hörte auf, mit lebendiger Doppelstimme zu sprechen, seine persönlichen Erlebnislaute verstummen, erstarren; es wird ein Buch zum Lesen, ein Buch, das alle lesen.

Goethes Epilog für Marianne gestaltet diese Stimmung, indem er, allein ihr vernehmbar, die Töne erklingen läßt, die ihr Briefwechsel seit jener Trennung in Heidelberg angeschlagen hatte. Es sind bestimmte Stichworte, die darin bedeutungsvoll sich wiederholen. Den Herzen der zwei Briefleser allein weckten sie vollen Widerklang, weil sie nur ein Nachhall früherer Liebesgespräche waren.

Der Briefwechsel zwischen Goethe und Marianne ist äußerlich kühl, gemessen, manchmal nüchtern, kaum je sich über die Temperatur herzlicher Freundschaft erhebend, dabei durchzogen von wirtschaftlichen Besorgungen alltäg-

[1] Wie Mariannens Chiffernbriefe aus Hafisversen für neue Divanlieder Goethen Motive und Bilder lieferten, habe ich in der Weimarischen Ausgabe (Bd. 6) und in der Jubiläumsausgabe (Bd. 5) mehrfach nachgewiesen: z. B. für ‚Vollmondnacht'; „Und warum sendet / Der Reiterhauptmann" (Werke 6, 429; JA. 5, 400. 426). Vier Chiffernbriefe Mariannens löste ich auf Werke 6, 489/93.

lichster Art für Küche und Keller oder die häusliche Behaglichkeit. Aber es geht in ihm, über die meist langen Pausen hinweg, beständig eine verborgene warme Unterströmung stärkeren, innigen Gefühls, die in Andeutungen die Oberfläche kräuselt, ausnahmsweise auch sichtbar hervortritt und leidenschaftlich aufwallt. Kein Liebes-Briefwechsel also, der jugendliche Herzen befriedigen kann. Er muß sie kalt lassen, langweilen. Diesen Liebes-Briefwechsel zweier „Wissender" werden nur reife Menschen, die gleich ihnen das geheime „Lesebuch", das „wunderlichste Buch der Bücher", das Buch der Liebe, aufmerksam gelesen haben und aus dem Grunde kennen, verstehend mit- und nachempfinden, nur sie darin die leisen Merkzeichen und Winke, die halben Bekenntnisse und Erinnerungen gewahren, richtig deuten und werten. Und auch sie können das nur, wenn sie mit Genauigkeit die Gedanken, Bilder und Wendungen der Divanverse wie des Hammerschen ‚Hafis', worauf hier fortgesetzt Bezug genommen wird, sich gegenwärtig halten.

Eines jener wiederkehrenden Leitmotive des Briefwechsels ist die Entbehrung, die Ferne der Liebenden. Als im Sommer 1816 Goethes dritte Rheinreise und das sehnlichst erwartete Wiedersehn ein Wagenunfall, der ihn schon vor Erfurt zur Umkehr nötigte, vereitelt hatte, schrieb er (6. Oktober 1816) an Marianne:

„Entbehrung ist ein leidiges Wesen, an sich selbst nichts und das Wenige aufzehrend was der Tag noch allenfalls enthalten könnte ... Wenn ich also auf der Mühle nicht erscheine und weder den Mühlherrn noch die Müllerin noch Knappen und Sippschaft begrüße; so deutet das auf nichts weiter als daß ich immer da bin und aus der Ferne die traurige Entbehrung nicht auch noch mit Worten besiegeln mag ... dabey bleibt aber immer Wahrheit, daß Entbehrung eine schlechte Sache sey, besonders auch weil sie das Wort in die Ferne kürzt" [zu kurzen, fragmentarischen Briefen zwingt].

Darauf erwiderte Marianne unmittelbar, die Stichworte „Entbehrung“ und „Wort“ aufgreifend und wie einen Ball zurückwerfend (12. Oktober 1816, Jahrbuch der Goethe-Gesellschaft 2, 173. 189 f.):

„Haben Sie vielen Dank, daß Sie unsrer gedacht und mit einem freundlichen Worte unsre Herzen erfrischten, die schon seit einiger Zeit in jeder Art von Entbehrung geübt sind; am schwersten war es wohl sich an ihre Folgen zu gewöhnen, in sofern sie nach Ihrer eigenen Bemerkung das Wort in die Ferne kürzt.“

Der für Marianne bestimmte Epilog zum ‚Buch Suleika‘ schließt mit diesem Leitmotiv der trennenden Ferne und des unzulänglichen Worts. Aber er gibt ihm eine neue, versöhnende Wendung. Die typische Tragik, die jeder echte Dichter immer empfindet, wenn er seine poetische Schöpfung von sich losreißen und in die Welt entlassen muß, erwächst hier aus einer sie steigernden besondern, allerpersönlichsten Tragik: diese Schöpfung war der gegenwärtige Ausdruck einer Zweiheit gleichgestimmter Seelen, die eins geworden waren, und diese Zweiheit ist nun räumlich auseinander gerissen, entbehrt des lebendigen Bandes. Die Versöhnung findet der Epilog in der Erkenntnis: unsere Lieder freilich klingen nicht mehr, sie wirken nicht mehr aus der Nähe, im Austausch, im Beisammensein, die Ferne, die Hafis oft beklagt, die auch wir in Abschiedsgesprächen und Briefen der Trennung beklagt haben, hat dem ein Ende gemacht, sie hat wohl auch das briefliche Wort bisher gekürzt, aber nun erreicht das gedruckte Wort dieses so reich anschwellenden Buches dich, seine Weckerin, auch aus der Ferne mit der Fülle unserer Lieder. Ton und Schall freilich sind unwiderbringlich dahin. Aber es bleibt ein dauerhafterer Abglanz. Wie wir den Himmelsmantel über uns sehen mit zahllosen gesäten Sternen, so leuchtet die verschwundene Welt einstiger Liebesgegenwart

aus dem gedruckten Buch zu uns herüber als strahlendes Universum einer durch Poesie verklärten Liebe. Und so vorbereitet verstehn wir endlich den ganzen Sinn dieses allerletzten Gedichts des poetischen ‚Divans' von 1818, hören auch wir den geheimen Gefühlswert jener Schlußworte, der nur Goethen und Mariannen lebendig war, treten in das Innerste dieses Liebesgedichts, dieses Liebes-Epilogs für die Geliebte, sehen seine bunten Fenster farbig aufleuchten und erblicken sein Tiefst-Poetisches: seine duale Urform.

Behramgur, sagt man, hat den Reim erfunden,
Er sprach entzückt aus reiner Seele Drang;
Dilaram schnell, die Freundinn seiner Stunden,
Erwiederte mit gleichem Wort und Klang.

Und so, Geliebte! warst du mir beschieden
Des Reims zu finden holden Lustgebrauch,
Dafs auch Behramgur ich, den Sassaniden,
Nicht mehr beneiden darf: mir ward es auch.

Hast mir diefs Buch geweckt, du hast's gegeben.
Denn was ich froh, aus vollem Herzen, sprach,
Das klang zurück aus deinem holden Leben,
Wie Blick dem Blick, so Reim dem Reime nach.

Nun tön' es fort zu dir, auch aus der Ferne
Das Wort erreicht, und schwände Ton und Schall.
Ist's nicht der Mantel noch gesäter Sterne?
Ist's nicht der Liebe hochverklärtes All?

„Hast mir dies Buch geweckt, du hast's gegeben" — nachdrücklicher konnte Goethe nicht den schöpferischen Anteil Mariannens an seiner Produktion bezeugen. „Nun tön' es fort zu dir" — stärker konnte Goethe nicht bemerkbar machen, daß dieser Epilog auch ein Prolog sei allein für die geliebte Freundin, bestimmter nicht das

Suleika-Buch ihr zueignen als immer noch ihr gehörig und als Denkmal einer immer noch bestehenden persönlichen Gemeinschaft,[1] einer Gingo-biloba-Einheit. „Auch aus der Ferne / Das Wort erreicht" — inniger, tröstlicher, versöhnender konnte er nicht jene früheren Abschiedsklagen über das Weh der Entbehrung, über die das Wort kürzende Macht der Ferne beschwichtigen.

In diesem Zusammenhang ist es wohl kein philologisches Mückenseihen, wenn ich feststelle: Marianne hat diesen Epilog bereits im November 1818, vor der Ausgabe des vollständigen ‚Divans', bei dem Druckabschluß des poetischen Teils, im Aushängebogen empfangen. Damals (am 4. November) sandte ihr Goethe zwar nur zwei Bogen als „Fragment" des Ganzen. Aber Mariannens Antwort — ihr erster erhaltener Brief an Goethe — macht es sicher: es war derjenige Bogen dabei, der den Epilog enthielt. Nachdem sie ihre jugendliche Heiterkeit in den Suleika-Tagen des Jahres 1815 den neuen Blüten verglichen, die ein schöner Herbst hervorlockt, und bedeutungsvoll genug ihr „letztes Glück" genannt hat, schreibt sie Ende Dezember 1818 über die Divanblätter (Creizenach

[1] Noch bei der zweiten Übersendung von Aushängebogen des ‚Divans' schrieb Goethe an Marianne (26. März 1819), als ihn Willemer in Weimar überraschend besuchte, aber ohne Begleitung Mariannens: „Den schönsten Augenblick der Täuschung erlebt ich. Der verehrte Freund tritt ins Zimmer, die geliebte Freundinn hofft ich im Hinterhalt. Da fühlt ich recht, daß ich ihr noch immer angehöre. Sagen Sie mir bald ein Wort. Hierbey wieder Fragmente [Aushängebogen des ‚Divans']. Das Ganze folgt bald als Zeugniß fortwährender Unterhaltung mit der Entfernten." Und bald nachher als Begleitverse einer zurückgehenden leeren Schachtel, in der ihm Marianne Mirabellen geschickt, und in die Goethe nun sein Medaillonbild von Schadow gelegt hatte: „Das Gehäuß . . . / Bringet keine süßen Früchte, Bringt vielmehr ein ernst Gesichte, / Das im Weiten und im Fernen / Nimmer will Entbehrung lernen."

S. 114, Hecker S. 46 f.; zum Datum s. H. G. Gräf: Goethe über seine Dichtungen 8, 210, 29.36):

„Veredelt durch Ihren Geist, tritt jedes noch so kleine Ereigniß, jedes unwillkürlich ausgesprochene Wort in ein höheres Leben; ich staune über das Bekannte und freue mich doch innig, daß es mir angehörte, ja daß ich es in einem gewissen Sinne mir zueignen darf. Als ich diesen Sommer Heidelberg wieder sah, habe ich alle Orte besucht, die mir werth sind und ihre Wirkung auf mich war unbeschreiblich wohlthuend ...; nur jene Lettern fein gezogen an des lust'gen Brunnens Rand hatte die Hand der Zeit verwischt; für ihre Unsterblichkeit ist gesorgt, möge der Wunsch, den sie aussprachen, mein kurzes Leben ausfüllen!"

Es ist klar, das Divangedicht, auf das Marianne hier anspielt, dessen Anfangsvers sie zitiert und dessen wünschende Schlußstrophe sie selbst Erfüllung wünscht, muß auf den Blättern gestanden haben, die ihr damals von Goethe zugingen. Nun findet es sich aber innerhalb des 10. Bogens, und dieser Bogen enthält auch den Epilog von Behramgur und Dilaram[1]. Marianne bezeugt hier, in der ihr eigenen Bescheidenheit und Demut, daß Goethe kleine Ereignisse ihres liebenden Beisammenseins, unwillkürliche Äußerungen von ihr, veredelt in ein höheres Leben erhoben, benutzt hat. Ihre Worte: „ich freue mich innig, daß es [das Bekannte] mir angehörte, ja daß ich es in einem gewissen Sinne mir zueignen darf", sind ihre bescheidne Erwiderung

[1] Ob der andere Bogen der Novembersendung der 9. war (enthaltend „Kenne wohl der Männer Blicke" bis „Volk und Knecht und Überwinder") oder der 11. („Was bedeutet die Bewegung" bis ‚Abglanz') will ich hier nicht untersuchen. Ich glaube, es war der erstere, in dem die auf persönliche Äußerungen und Erlebnisse Mariannens zurückgehenden Gedichte „Sag, du hast wohl viel gedichtet?" und „Die Sonne kommt! Ein Prachterscheinen!" enthalten sind. Die beiden berühmten Lieder „Was bedeutet die Bewegung?" und „Ach um deine feuchten Schwingen" hat danach Marianne damals noch nicht als Teile des ‚Divans' gesehen.

auf die Zueignung des ganzen Suleika-Buchs an sie, die der Schluß des Epilogs ausspricht. Gerade diese Worte hat Goethe bedeutsam wiederholt, als er sich zu Marianne über ihr Westwind-Lied im Jahr 1824 (9. Mai), angeregt durch Eckermanns Analyse dieses Gedichts in einem eigenhändigen Briefe aussprach:

Als ich des guten Eckermanns Büchlein [Beiträge zur Poesie mit besonderer Hinweisung auf Goethe, Stuttgart 1824] aufschlug, fiel mir S. 279 zuerst in die Augen: wie oft hab ich nicht das Lied singen hören, wie oft dessen Lob vernommen und in der Stille mir lächelnd angeeignet was denn auch wohl im schönsten Sinn mein eigen genannt werden durfte."

Und dieser selbe Mariannen-Brief, auf den Goethe hier in wörtlichem Anklang Bezug nimmt, um ihre Autorschaft und Anregung und die poetische Arbeitsgemeinschaft zu bezeichnen, hat, wie ich bisher nicht erkannte, und wie auch von keiner andern Seite bemerkt worden ist, Goethe auch den Keim geliefert zu einem wunderschönen Gedicht[1] des Nachlasses, das dadurch auf Ende Dezember 1818 oder Januar 1819 datiert wird: „Nicht mehr auf Seidenblatt." Mariannens Brief gab das Situationsbild und das poetische Motiv: die einsame Wiederkehr der liebenden Suleika an die Heidelberger Liebesstätte, die vergebliche Umschau nach den von Hatem einst im Sande gezogenen Chiffern, die Sehnsucht nach dem fernen Freunde. Goethes Gedicht war dazu das Echo.

Mich dünkt, im Epilog zum ‚Buch Suleika' hat Goethe auf seine Weise für das Problem, in welchem Verhältnis

[1] Es gehört durch seine freien reimlosen Rhythmen, seinen Stil und seinen Ton zu jener Gruppe der Divangedichte, in der die poetische Wiedergeburt, das Wiederaufleben des Geniestils so sichtbar hervortritt. Merkwürdig namentlich das Ossianische Motiv: „Und der Wandrer wird kommen, / Der Liebende" usw. Man glaubt Werther zu hören: „Morgen wird der Wandrer kommen, kommen der mich sah in meiner Schönheit ... und wird mich nicht finden."

das persönliche Erleben und die Produktion innerhalb seiner Kunst stehen, die Lösung gegeben. Sie schließt für den ‚Divan' jene Antwort aus, die das Erlebnis sozusagen nur als Werk der produktiven Phantasie des Dichters ansehen und diesen zu einem spontan schaffenden, isolierten Thaumaturgen machen will. Und ich glaube, diese Lösung hat im Sinne Goethes allgemeine Gültigkeit.

Nicht bloß Marianne, weil sie selbst ein Dichtertalent hatte, konnte als Persönlichkeit selbständig einwirken auf Goethes Schaffen und es befruchten. Gemessen an seinem Genie brannte Mariannens Licht, zumal wenn man in Abrechnung bringt, was es an Nahrung dem Beispiel Goethes verdankte, nur mit einem bescheidenen Flämmchen. „Das klang zurück aus deinem holden Leben" — hier liegt der Keim des Goethischen Gedankens: was der Dichter empfindet, aus vollem Herzen ausspricht, das bedarf, um sich zum Kunstwerk einer Liebesdichtung zu runden und zu einer vollendeten selbständigen Existenz sich zu steigern, der wirkenden Gegenwart einer zweiten Persönlichkeit, eben der Geliebten. Sie mag neben dem schöpferischen Dichter naiv, ahnungslos, unbedeutend dastehn wie ein Kind. Es ist doch in ihr eine vis activa rein persönlicher Art: sie wirkt als reine Existenz, naturhaft. Es geht aber von ihr auch eine objektive Energie von noch bestimmterer, stärkerer Art aus: die der Sympathie und Kraft des liebenden Herzens. Und in ihr ist ein befruchtendes, zeugendes Element[1]. Friederike und Lotte, Lili und Frau von Stein,

[1] Vergl. Goethes Bemerkungen in den ‚Noten und Abhandlungen' (Abschnitt ‚Künftiger Divan') zum ‚Buch Suleika': »Der Hauch und Geist einer Leidenschaft, der durch das Ganze weht, kehrt nicht leicht wieder zurück, wenigstens ist dessen Rückkehr, wie die eines guten Weinjahres, in Hoffnung und Demuth zu erwarten.« Kann man schärfer die objektive Natur und Macht äußerer Anregung für das erotisch-poetische Erlebnis aussprechen?

Christiane und Minna Herzlieb, Ulrike von Levetzow sind sicherlich von dem Liebhaber und dem Dichter Goethe mit einer Aureole umstrahlt, die seine produktive Phantasie entzündet hat. Aber wer diese Frauen deshalb zu Schemen herabdrückt, die nur von der schöpferischen Willkür und Gnade des in einsamer Göttlichkeit thronenden Genies Gestalt und Leben haben, der widerspricht jedenfalls Goethes eigener Ansicht. Mag jedes Liebeserlebnis umglänzt sein von den Goldwölkchen der Phantasie, mag jede der Freundinnen und Geliebten Goethes in seinen poetischen, brieflichen, autobiographischen Beschreibungen gewisse Züge erhalten haben, die seinem liebenden Herzen und seiner produktiven Phantasie entstammen, sie sind und bleiben doch Individualitäten weiblicher Lebens- und Liebesenergie, die unabhängig von dem Genie des Dichters auf sein Innenleben, auf seine poetische Gestaltung fördernden, nährenden, bereichernden Einfluß ausübten. Diesem Einfluß nachzufragen, den individuellen Charakteren dieser weiblichen Lebensmächte in Goethes Kunst Aufmerksamkeit zu schenken und sie sich wieder zu vergegenwärtigen, ist das einzige Mittel, das den gemalten Fensterscheiben dieser Liebeslieder jene Transparenz gewinnt, die sie besaßen, als der Dichter sie geschaffen.

5.

Man würde den Epilog zum ‚Buch Suleika', das Gedicht von Behramgur und Dilaram unvollständig verstehn, wollte man es auffassen als bloße Preisung des persönlichen realen Erlebnis-Elements seiner Liebesgesänge. Der Schluß greift vielmehr in eine allgemeinere, höhere Sphäre, gibt aber dem Verständnis an einer Stelle auch ein Rätsel auf.

Das Bild, das hier in gedrängtem, dunklem Ausdruck auftritt, findet eine Parallele in dem Divangedicht ‚Nachbildung'

(JA. 5, 21, Vers 7/11): der schon erloschene Funke schwindet zu Sternenballen, vergeht im unendlichen Raume, aber die von ihm entzündete Flamme schlingt sich fort mit ewigen Gluten. In ‚Unbegrenzt' (JA. 5, 20, Vers 3) heißt das Dichten des Hafis, des poetischen Vorbilds der Divanlyrik, „drehend wie das Sterngewölbe". Auch Clemens Brentano schreibt 1810 an Runge (Brentanos Schriften 1, X): „Mein Paradies war untergegangen, nur sein Firmament stand noch über mir." Den kühnen Ausdruck „Mantel gesäter Sterne" (Vers 15) kann man beurteilen nach folgenden Belegen des Deutschen Wörterbuchs: „Derselbe Sternrock der schwarzen Nacht" (Zachariä); „Wer hatte Kraft, den Mantel [die Himmelsdecke] auszubreiten, der tausendfarbig über unserem Haupte fließt?" (Gotter); „So fing der Himmel an zu brennen, der entflohenen Nacht loderte der nachschleifende Saum ihres Mantels weg" (Jean Paul). Düntzer sah in diesem „Mantel gesäter Sterne" einen „mit Sternen geschmückten [wirklichen] Mantel" und meinte, Goethe habe einem solchen sein Buch mit den darin ausgesprochenen Gefühlen verglichen, weil diese wie Sterne unauslöschlich seien (Zeitschrift für deutsche Philologie 23, 329). Aber in dieser Rechtfertigung geht auf unzulässige Art, wie man sieht, die Vorstellung gestickter und wirklicher Sterne durcheinander. An das Sternenfirmament hat Goethe jedesfalls gedacht; darauf weist auch „der Liebe hochverklärtes All" im letzten Vers. Ich glaubte daher erklären zu müssen: „Das Buch bleibt, nachdem die blühende Welt gegenwärtigen Liebesaustausches versunken ist, wie das Sternenfirmament, in dem das Licht vieler längst untergegangener Sterne noch fortstrahlt." Allein man kann trotz der erwähnten Analogie des Bildes vom erloschenen, aber fortlebenden Funken in ‚Nachbildung' zweifeln, ob Goethe hier gerade jene astrophysikalische Tatsache, daß wir noch Lichtstrahlen empfangen von Sternen, die längst erloschen sind, betonen will.

Da das Grundmotiv, die Erfindung des Reims im Wechselgespräch der Liebenden in einer Szene der Helena-Tragödie (Faust II 9365 84) wiederkehrt, deren Alter darnach zu datieren ist (nicht vor Mai 1818), so denkt man leicht auch an die in den Händen des vereinsamten Faust zurückbleibende Hülle der Helena, die ihn aufwärts trägt als Wolkengebilde in den Äther.

Wir wissen, Euphorion war in Goethes Anschauung die Verkörperung der Poesie. Sein Körperliches, seine irdische Individualität verschwindet mit seinem Tode. Aber das in ihr wirkende Überirdische, sein Genius, steigt als leuchtender Stern in einer Aureole zum Himmel. Sein Kleid, sein Mantel, seine Lyra jedoch bleiben auf der Erde. Daneben halte man nun die Verse, mit denen vorher der Chor das Wesen Euphorions gedeutet hatte (Vers 9863/69):

Heilige Poesie,
Himmelan steige sie!
Glänze, der schönste Stern,
Fern und so weiter fern!
Und sie erreicht uns doch
Immer, man hört sie noch,
Vernimmt sie gern.

Wer könnte sich des Gefühls erwehren, daß hier dieselbe Anschauung über das Geheimnis der Poesie nach Ausdruck ringt, die wir in unserem Divangedicht vernahmen: „Nun tön es fort zu dir, auch aus der Ferne / Das Wort erreicht, und schwände Ton und Schall"?

Es ist eine Situation und eine Stimmung, die unleugbar mit der im Gedicht über Behramgur und Dilaram ausgesprochenen Lage und Empfindung verwandt ist. Hier wie dort ein Abschied von einer Gemeinschaft des Lebens und Liebens, deren Sinnbild die Erfindung des Reims und die Erzeugung einer aus dem Zusammenwirken beider Liebenden stammenden Poesie sind. Euphorions Kleid, Mantel, Lyra freilich wird von Mephisto-Phorkyas aufgehoben mit Hohnworten. Aber Helenens Hinterlassenschaft hilft Faust zu einem Aufstieg in ein neues, höheres Dasein, wie es Phorkyas kündet (Vers 9945/53).

Die Anfangsszene des 4. Akts stellt dann die Kraft dieses Wolkengewandes dramatisch vor Augen. Es hat Faust „sanft an klaren Tagen über Land und Meer geführt".

Nun senkt sich die Wolke mit ihm nieder im einsamsten Hochgebirge, löst sich langsam von ihm ab, nach Osten strebend. Kleid und Schleier der entrückten Helena, die sie ihm hinterließ, zeigen seinen Sinnen das Bild nicht der Heroine, die er besessen, nicht eine Einzelgestalt persönlichen Wesens; sie spiegeln ihm eine Gesamtheit antiker Frauenherrlichkeit: Juno, Leda, Helena. Aber aus diesem Wolkengewand wachsen auch Erinnerungsbilder eignen jugendlichen Liebesglücks.

Diese Visionen in jenem hoch im Äther dahinschwebenden Gewand der von ihm losgerissenen Geliebten, was sind sie anders als „der Liebe hochverklärtes All"? Die verlorene Liebesgemeinschaft ist dort ein Zaubergewand, das in den ätherischen Höhen des Himmels als lichtes Wolkengebilde ihm die Anschauung gibt der ewig wechselnden „Form", der Schönheit, der Liebe, des Ewig-Weiblichen. Die verlorene Liebesgemeinschaft mit Suleika-Marianne ist hier im ‚Divan' der Himmelsmantel der Sterne, aus denen unvergänglich das kosmische Urbild menschlicher Liebe herniederstrahlt. Und dieses Sternenwunder der Suleika-Liebe, das sein Heidelberger mystischer Hymnus ‚Wiederfinden' mit dem jauchzenden „Ist es möglich! Stern der Sterne!" begrüßt und als den mit tausend Siegeln bekräftigten sternenhellen Bund der Nacht gedeutet hatte, dieses hochverklärte All der Liebe erhält Dauer erst, wenn aus dem einstigen persönlichen Liebes- und Liedestausch sich das fertige Buch ablöst.

Der von mir früher nachgewiesenen innern Beziehungen zwischen ‚Divan' und ‚Faust' II eingedenk, muß man den Mantel gesäter Sterne auf eine Stufe stellen mit der Vorstellung, die in Euphorions Mantel, in Helenas Kleid und Schleier erscheint und die aus antiken, hellenistischen Sternensagen stammt, worin zum Lohn oder zum un-

sterblichen Gedächtnis und zu ewigem Ruhm Helden und Heroinen, hervorragende Herrscher und Herrscherinnen als Sternbilder an den Himmel versetzt werden. Am bekanntesten ist die Sage vom Haar der Berenike. Jener Divanvers bedeutet demgemäß: „Dauert nicht von dem früheren, verstummten Liebesbund und Liebessang das Dichterwort, ohne Ton und Schall auch aus der Ferne erreichend, noch fort als die unsterbliche Hülle einstigen persönlichen Lebens, die aufstieg zum Himmel und dort als Sternenmantel Bestand hat?"

Den Ausschlag zu Gunsten dieser Erklärung gibt wohl ein Zeugnis Mariannens. Sie war in Goethes früheren Werken erstaunlich belesen und studierte auch alle neu erscheinenden mit Eifer. In den werdenden ‚Divan' hatte sie sich, ernsthaft wie neckisch-spielend, dauernd mit größter Genauigkeit vertieft. Sie wurde deshalb von Goethe und den Freunden der Gerbermühle „der kleine Criticus" genannt, ihr Aufspüren gemeinsamer früherer Erlebnisse und Erinnerungen mit dem Ehrentitel „Philologie" belegt[1]. Sie war nicht nur der erste verstehende Leser des ‚Divans', sondern auch dessen erster philologischer Erklärer. Ja, die Goethe-Philologen, die zu schmähen oder lächerlich zu machen und zu verachten heute als ein Zeichen freien Geistes und hohen Kunstsinnes gilt, dürfen diese Freundin, Schülerin, Mitdichterin Goethes als Vorläuferin verehren und dabei feststellen, daß er ihre philologische Bemühung um das Verständnis seines Werks keineswegs verspottet oder abgelehnt, sondern dankbar gerühmt hat.[2]

[1] Vergl. M. Hecker: Jahrbuch der Goethe-Gesellschaft 2, 191. Die „sämtlichen Geheimniße der neuern Philologie" in Goethes Brief an Rosette (27. Sept. 1815) beziehn sich aber einfach auf wirkliche Philologie, nämlich auf die religionswissenschaftlichen Interpretationen des Heidelberger Professors Creuzer, bezeugen also keine Sonderbedeutung des Worts in der „Gesellschaftssprache" der Gerbermühle. — [2] Goethe an Willemer, 18. 3. 1815: „Dem lieben kleinen Criticus, der seinen Autor so sorgfältig studirt und, emsiger als die größten Philologen, alle die Umstände zu entziffern sucht, die zum Verständniß der wunderlichsten Werke dienen können, sagen Sie meinen herzlichsten und treulichsten Gruß."

Auf den ihr gewidmeten Epilog zum Suleika-Buch ist sie erst, nachdem dieses Buch und das ganze Werk ihr fertig gedruckt vorlag, eingegangen. Erst jetzt scheint sie die volle Bedeutung des tiefen, schwer verständlichen Gedichts erfaßt zu haben. Mit ihrem feinen Gehör hat sie die Stichworte ihrer geheimen Liebessprache am Schluß als das eigentliche Ziel dieser Liebeshuldigung begriffen: die „Ferne" und das sie bekämpfende, überwindende „Wort", und flicht aus ihnen nun in ihren Briefen geistreich-innig dem Dichter den schönsten Kranz.

Das erste Mal geschieht das, als sie im Oktober des Jahres 1819 Goethe dankt für das vollständige Exemplar des gedruckten ‚Divans' (Creizenach S. 131; Hecker S. 60). Nur mit tiefer Rührung kann man diesen Brief lesen — das, was er so bescheiden und schön ausspricht, und das, was zwischen den Zeilen als unsagbares Liebesgefühl mitklingt:

„Es bleibt immer eine schwere Aufgabe, aus der Ferne und in die Ferne Gedanken und Worte zu senden, die nur in der nächsten Nähe gedeihen; das innige Gefühl spricht sich nur in vollendeter Form oder gar nicht aus, und wenn es heißt: ‚Es sagt Dir ein beredtes Schweigen oft mehr als ein beredter Mund', so setzt es allerdings eine erfreuliche Nähe voraus; wenn ich diese allgemeinen Bemerkungen auf meine Lage anwende, so geht daraus hervor, daß ich eigentlich schweigen müßte, und durch die Entfernung gezwungen, zu reden, will ich versuchen, ob sich schreibend beides vereinigen läßt."

Welche Zartheit und welcher echt weibliche Takt, zugleich aber auch welche künstlerische Einsicht war doch in dieser vielgeliebten und liebenswertesten Frau! In ihrer Lage allerdings konnte man eigentlich nur schweigen oder durch ein dem Geschenk ebenbürtiges Gedicht erwidern. Wie sie dann im Folgenden doch danach ringt, ihrer Verwirrung Herr zu werden und die Eindrücke ihres Herzens, nachdem sie „den ‚Divan' wieder und immer wieder gelesen", zu beschreiben, muß man im vollen Wortlaut ihres Briefes nachlesen. Goethe trat aus diesen rührenden Aufschlüssen über ihren Seelenzustand, wie sie sich „selbst ein Rätsel", „zugleich beschämt und entzückt" war, wie in „einem beseligenden Traum" ihr „Bild verschönert, ja veredelt wiedererkannte" und „die unverkennbare Mitwirkung eines mächtigen höheren Wesens" empfand, die tragische Gestalt der durch ein göttliches

Spiegelbild wankend gemachten Frau des frommen Brahmanen entgegen.

Das zweite Mal hat Marianne den ihr gewidmeten Epilog für sich sprechen lassen in einem Dankbrief vom 12. März 1820 (Creizenach S. 138; Hecker S. 66). Goethe hatte ihr Zelters Komposition des Suleika-Liedes „Ach! um deine feuchten Schwingen“ übersandt, in der Hoffnung, daß sie, die Meisterin der Sangeskunst, mit ihrer schönen seelenvollen Stimme es singen werde, hatte in Dankversen für einen Kamm („Schön und köstlich ist die Gabe“) Mariannen um Nachlieferung des Dokuments seiner Weihe, d. h. um eine Haarlocke, gebeten. Darauf erwidert Marianne:

„So habe ich denn abermals für übersendete liebenswürdige Gaben und Worte zu danken, und ich stehe immer im Nachtheil in so fern ich nicht weiß, so viel Freudiges zu vergelten oder auch zu erwiedern; ja wenn der Klang in die Ferne reichte wie das Wort, so würde ich versuchen, den Tönen, die um wohlbekannte Worte hallen, eine bestimmte Richtung zu geben; aber dieß bleibt mir versagt, und so kann ich denn leider nichts als danken.“

Nach Monaten erst hat Marianne Goethes Bitte um eine Haarlocke erfüllt. Im August 1820, als „jener Tag, uns allen werth“, ihr „wiederkehrte ohne den Freund“, klagt sie (Creizenach S. 140; Hecker S. 69):

„So schwindet denn mit jedem Herbst eine still genährte Hoffnung, und der Frühling, nicht müde, neue Blüthen zu treiben, bringt auch immer eine neue Hoffnung mit; solange nun der Raum eine so große Rolle zu spielen hat, und weder Nähe noch Gewohnheit den Freund an uns bindet, solange muß Hudhud auch sein möglichstes thun, die Ferne durch heitre Botschaft zu kürzen [wortspielende Antithese zu dem oben S. 33. 34 besprochnen „Die Ferne kürzt das Wort“], und so suchen wir denn auch den Entfernten auf alle Weise an uns zu ketten.“

Sie übersendet ihm nun das Zeichen der Freundschaft und Liebe: eine Kette mit einem amulettartige Schriftzeichen tragenden Medaillon, das ein winziges Quantum ihres Haares einschloß, und dessen Kapsel mit Sternen besetzt war, und begleitet diese symbolische Gabe mit folgender unnachahmlich schalkhaften Verhüllung ihrer inneren Bewegung und ihres tiefdringenden Verständnisses der Divandichtung (Creizenach S. 140; Hecker S. 70):

„Dem Dichter, dem das Wasser sich gestaltet,[1] dem bleiben die Sterne nicht stumm; es wäre anmaßend, das Sternbild deuten zu wollen, was sie gefügig bilden; wie man aber einer Gefahr entschlüpft, um in der andern umzukommen, so habe ich nicht vermeiden können noch wollen, daß ohne die Schönheit von Berenicens Haaren zu theilen, den meinigen doch ein ähnliches Loos geworden; für diese Anmaßung, die sich natürlich auf kein Verdienst gründen kann, muß mich abermals Hudhud vertreten."

Trotz Mariannens Vorbehalten und trotz ihrer leise ironischen, neckenden Kritik, die Goethe hier, wie in anderen ähnlichen Fällen, natürlich wohl bemerkt hat, wird man ihrer Interpretation, die sie so prachtvoll, in bildnerischer Symbolik fortdichtend vor Augen stellt, zustimmen. Und man muß es bewundern, mit wie viel Geist und Feinsinn sie den Gedankengehalt jener Verse ausschöpft, zugleich aber eine wahrhaft geniale Huldigung vor dem großen Dichter darauf selbständig aufbaut und in einer Mischung von Demut und Stolz das ruhmvolle Los bezeichnet, das ihr gefallen. Denn hat sie nicht Recht? Wurde nicht ihr Haar, die „geliebten braunen Schlangen", die jenes unsterbliche Hatem-Lied „Locken, haltet mich gefangen" gepriesen hatte, in dem Goethes jugendlichst schwellendem Herzen noch einmal „Frühlingshauch und Sommerbrand" aufglühte, wurde dieses Haar der dem Dichter wie „Morgenröthe" Leuchtenden nicht wirklich gleich dem Haar der ägyptischen Berenike, das Catull nach Kallimachos besang, durch das ‚Buch Suleika' zu ewigem Ruhm an den Sternenhimmel versetzt?

## 6.

Mag der geballte Divanstil im vorletzten Vers des an Marianne gerichteten Epilogs eine gewisse Undeutlichkeit

---

[1] Vergl. den Schluß des Divangedichts ‚Lied und Gebilde':

Schöpft des Dichters reine Hand,
Wasser wird sich ballen.

Das Motiv des sich in reiner Hand ballenden Wassers ist die Achse der Goethischen ‚Legende' von der durch ein Götterbildnis verwirrten Frau des hohen Brahmen. Trifft meine (Goethe-Jahrbuch 17, 28*) vorgetragene Hypothese das Rechte, dann mag auch dieses Divanzitat Mariannens in dem Kristallisationsprozeß jener Konzeption mitgewirkt haben.

verschulden, der Sinn der Schlußstrophe und des ganzen Gedichts ist durchaus klar. Und mich deucht, Goethe hat kaum jemals tiefer und bestimmter das individuelle Erlebnis und die persönliche Einwirkung von außen gegen die eigene Produktion abgegrenzt, nie stärker das Momentane, Konfessionelle seiner Liebesdichtung in Zusammenhang gebracht mit dem Ewigen, Überpersönlichen darin.

Diesen Zusammenhang erschöpft das beliebte Stichwort Symbol mitnichten. Ja, es bezeichnet nicht einmal Goethes Meinung und Wollen in ihrem Kern.

Symbol des Ewigen — das wäre nur dessen Zeichen, Marke, Formel. Ein Ersatz bloß, dem erst der Verstand oder, wenn er ein sinnliches Bild ist, die Phantasie Gültigkeit und Bedeutung gibt. Goethes Denken und Kunst greift aber weiter, erstrebt viel mehr. Einer seiner Sprüche in Prosa offenbart es: „Was ist das Allgemeine? Der einzelne Fall!" Der Einzelfall also nicht allein Symbol des Allgemeinen. Nein, er ist selbst das Allgemeine. Ein Stück davon oder, nach Goethes Vorstellung, vielmehr ein Stück seiner wirkenden Kraft. Ein Abdruck, eine Spur des Allgemeinen. Und weil er das ist, wendet sich der Einzelfall nicht bloß an Verstand, Denken, Phantasie des Empfänglichen. Er dringt ein auf seine Sinne, sein Fühlen und Ahnen, seine Anschauung, sein ganzes geistiges Ich. So wird er dem Empfänglichen zum Vertreter des Allgemeinen. Aber nicht jeder Einzelfall kann das, wenigstens nicht jeder in gleichem Maße. Es gibt eine unendliche Reihe von Abstufungen in dieser Fähigkeit des Einzelfalls.

Diese geheime Brücke zu entdecken zwischen dem Allgemeinen, Ewigen, Überpersönlichen, Göttlichen und dem repräsentativen Einzelfall, war für Goethe eine große Lebensforderung. Danach trachtete seine Menschen- und Naturerkenntnis, seine Kunsttheorie, sein Schaffen, seine Ethik,

seine Religion. Das Paradoxe der Gleichung: „Der einzelne Fall ist das Allgemeine" in faßbare Wahrheit zu verwandeln, dazu bedarf es einer Vorbereitung unseres Geistes. Um im Einzelfall das Allgemeine zu erleben, muß man empfänglich dafür sein. Und man muß die Kunst besitzen oder erwerben, die Einzelfälle nach dem Grade ihrer repräsentativen Geltung zu unterscheiden.

Damit aber war für Goethe eine zweite große Forderung gegeben: die Vermittlung zu erreichen zwischen der Erfahrung, dem Erleben der Welt und dem eignen Innern. Wie kann überhaupt der Geist des Subjekts, insbesondere des Dichters und Künstlers, die außer ihm stehenden Objekte, seien es Personen, Gegenstände, Vorgänge, seien es Institutionen, Überlieferungen, Schöpfungen der geschichtlich bedingten Kultur, in sich aufnehmen und für sich fruchtbar machen? Wie kann der subjektive Geist aus der unendlichen Vielheit der Erscheinungen den repräsentativen Einzelfall ergreifen? Wie weit wird dabei sein Erleben zu einem Wählen, Formen, Gestalten, zu einem Schaffen? Welchen Anteil hat daran die rezeptive und die produktive, die passive und die aktive Seite unseres Wesens? Welches Verhältnis besteht dabei für den Künstler zwischen Eindruck und Ausdruck, zwischen Beeinflussung und Hervorbringen?

Dieses Mysterium hat Goethe sein Leben lang aufs tiefste beschäftigt. Er hat damit gerungen auch in seiner Faust-Dichtung. Und in der nicht ausgeführten Disputationsszene sollte das aus Leibnizischer Spekulation stammende Gleichnis vom schaffenden Spiegel, d. h. vom Spiegel, der das Erleben nicht einfach passiv reflektiert, sondern gleichzeitig mit einer Gott ähnlichen Fähigkeit schafft, als Angelpunkt der Entwicklung Fausts erscheinen[1].

[1] Vergl. darüber meine Abhandlung ‚Faust und Moses' (Sitzungsberichte der Berliner Akademie der Wissenschaften 1912, S. 781 f.),

Schaffender Spiegel seines Erlebens wollte der Mensch, Denker und Dichter, der Künstler Goethe sein und war er. Schöpfer also in gewissem Sinne freilich auch des Erlebnisses, das er dichterisch gestaltete. Dabei jedoch zugleich eben Spiegel und Aufnahmegefäß dieses Erlebnisses, das er damit anerkannte als selbständige, auf ihn wirkende, hemmende oder fördernde objektive Realität und Macht, nimmermehr aber entkörpert zu einem Schemen, zu einem Phantasiewesen, zu einem Werk seiner Produktion.

Sein Suleika-Buch beschließt ein unvergleichbar herrliches Gedicht an die Geliebte, worin der Gedanke des schaffenden Spiegels und die Vorstellung, mit der die Verse von Behramgur und Dilaram ausklingen, uns als eine großartige Symphonie umrauschen. Es entstand schon im März 1815, zwar nach der Bekanntschaft mit Marianne, vielleicht auch schon mit einer leisen, halb bewußten Beziehung auf sie, aber noch vor den Suleika-Wochen. In freier Ghaselform sucht es die erotische Mystik der persischen Poesie aus Goethes eigenstem Weltgefühl nachzubilden. ‚Allgegenwärtige' heißt es im Wiesbader Divanregister vom Mai 1815. Und es soll ein erotisches Seitenstück sein zu dem Lobpreis der Gläubigen auf Allah, den Allgegenwärtigen, soll die vom islamischen Dogma geprägten, von islamischer religiöser Poesie gefeierten 99 Namen seiner göttlichen Allheit („der Allmilde, Allerbarmende, Allherrschende, Allheilige, Allrettende" usw.) in eine gleiche göttliche Namen-Vielzahl der Geliebten verwandeln.

In tausend Formen magst du dich verstecken,
Doch, Allerliebste, gleich erkenn' ich dich;

---

mein Buch ‚Deutsche Renaissance' (Berlin, Mittler, 1916, S. 91, 93 5; 2. Aufl. 1918, S. 82 f. 85 f.) und meinen Akademie-Vortrag ‚Die Disputationsszene in Goethes Faust' (Sitzungsberichte 1917, S. 655; demnächst in Ilbergs Neuen Jahrbüchern erscheinend).

Du magst mit Zauberschleyern dich bedecken,
Allgegenwärtige, gleich erkenn' ich dich.

Da begegnet uns wieder das Schleierbild. Die Allerliebste ist ein kosmisches Wesen, das in tausend Formen wie mit Schleiern sich verhüllt, aber überall von der schauenden, fühlenden Liebe des Dichters erkannt wird: im Streben der Zypresse als Allschöngewachsne, im Wellenleben des Kanals als Allschmeichelhafte, im steigenden Springbrunnen als Allspielende, im Wiesenteppich als Allbuntbesternte, im tausendarmigen Eppich als Allumklammernde. Und dann auch mit unverkennbarem Anklang an den Hochgebirgsmonolog im vierten Faust-Akt (V. 10045 51):

Wenn Wolke sich gestaltend umgestaltet,
Allmannigfaltige, dort erkenn' ich dich.

Und endlich mit nicht minder deutlichem Anklang an das hochverklärte Liebes-All des Behramgur-Gedichts:

Wenn am Gebirg der Morgen sich entzündet,
Gleich, Allerheiternde, begrüſs' ich dich;
Dann über mir der Himmel rein sich ründet,
Allherzerweiternde, dann athm' ich dich.

Eine Naturkraft und doch ein Göttliches, in Himmelshöhe Hebendes, Hinanziehendes ist die Geliebte. In tausend Formen strebender, sich regender, drängender Lebensfülle und Lebensschönheit gewahrt er immer nur die Eine, die sein Herz entzündet, die er Suleika nennt: die „Allerliebste". Es ist das Beiwort, das er auch in seinen Briefen Mariannen gibt. Und seine Liebe zu Marianne-Suleika ist wie Faustens Liebe zu Helena und Gretchen, wie seine Liebe zu Friederike, Lotte, Lili, Frau von Stein, Christiane, Ulrike, immer ein schaffender Spiegel des Ewig-Weiblichen, die Liebe zu jeder Einzelnen immer Abbild, Vertretung des hochverklärten Alls der Liebe.

Im ‚West-östlichen Divan' ist Goethes menschlich-künstlerisches Ziel, der Ausgleich zwischen Welt und Ich mit neuen poetischen Mitteln erreicht. Auf Wegen, denen ich im Vorstehenden nachzugehen versucht habe.

Alle Poesie, auch die persönlichste, auch das tiefste Poetische der einsamen Lyrik, erscheint nur in der Sprache und ist als solche innerlich Mit-Teilung, bedarf als Sprache eines Du, sei es auch eines latenten. In der Liebes- und Dichtungsgemeinschaft Goethes und Mariannens verkörpert sich diese Einheit in der Zweiheit, diese Urduplizität, das Grundphänomen der Liebespoesie, ja aller Poesie so sichtbar, wie sonst nirgends. Und so mag meine stammelnde Betrachtung über die menschlich-göttliche Herrlichkeit einer unermeßlichen Schöpfung ausklingen in Suleika-Versen Mariannens, die ihre Antwort auf das Lockengedicht von „Frühlingshauch und Sommerbrand" beschließen. Sie sind ein Bekenntnis im Sinne Goethes und werden von ihm selbst gerühmt in seiner Ankündigung des ‚Künftigen Divans'. Sie geben eine poetische Formel für das große Geheimnis, das Goethen und Mariannen in den Tagen der Leidenschaft aufgegangen war und sich in langen Trennungsjahren ihrem unzerrißnen Herzensbund immer vollkommener enthüllte, daß das Leben mit Menschen und Welt nur in der Liebe fruchtbar wird, und daß das Ideelle, Typische, Überpersönliche nicht wesensverschieden vom Leben, sondern die Potenzierung des Lebens ist, die Essenz des Lebens (essentia vitae):

Denn das Leben ist die Liebe,
Und des Lebens Leben Geist.

---

# Goethes ‚West-östlicher Divan‘

Von Hugo von Hofmannsthal (Rodaun bei Wien)[1]

Dieses Buch ist völlig Geist; es ist ein Vorwalten darin dessen, was Goethe das „obere Leitende“ genannt hat, und so ist etwas entgegen, daß es nicht ins Breite beliebt und verstanden sein könne. Freilich sind Worte daraus in jedermanns Munde und Stücke daraus durch die Musik in jedermanns Ohr, aber als Ganzes ist es, man kann sagen, wenig bekannt und in der Herrlichkeit seiner Zusammenfügung nicht von sehr vielen, dem Verhältnis nach, begriffen worden. Und doch ist es eine Bibel: eines von den Büchern, die unergründlich sind, weil sie wahre Wesen sind, und worin jegliches auf jegliches deutet, so daß des innern Lebens kein Ende ist. An diesem teilzunehmen aber bedarf es eines erhöhten inneren Zustandes, und nichts ist in unserer Zeit seltener geworden als auch nur die Forderung an uns selbst, diesen uns herzustellen.

Das Reine, Starke ist schwer zu fassen, eben um seiner Reinheit, um seiner Stärke willen. Das Bizarre fesselt den

[1] Hugo von Hofmannsthal schrieb diese Betrachtungen nieder als Einführung in eine Ausgabe des ‚West-östlichen Divans‘, die innerhalb der bei Ullstein & Co. in Berlin erscheinenden Goethe-Ausgabe geplant, aber noch nicht erschienen ist. Durch gütige Vermittlung Georg Witkowskis hat die Verlagsbuchhandlung in sehr dankenswerter Weise den Vorabdruck im Jahrbuch gestattet. Hierdurch ist es möglich geworden, unsern Mitgliedern neben den wissenschaftlichen Ergebnissen des Gelehrten vom Fach auch die Spiegelungen darzubieten, die Goethes Vermächtnis west-östlichen Glaubens und Schauens in der Seele eines zeitgenössischen Dichters hervorruft. H. G. G.

Blick, das schwächlich Gefühlvolle zieht uns hinüber, das Übertriebene drängt sich auf, das Leere noch und das Gräßliche haben ihre Anziehung: das Reine, Starke auch nur gewahr zu werden, bedarf es der Aufmerksamkeit. So auch unter den Menschen: ist nicht, um der Menschen Bestes und Reinstes in sich zu nehmen, ein erhöhter Zustand nötig, den wir Liebe nennen? Diese Worte führen die Dichter und die Halbdichter unablässig im Munde, ihre Geschöpfe sind mit ihm behaftet, aber sieht man näher zu, wie viel ist daran verworrene Begierde, ein düsteres selbstsüchtiges Trachten, ja ein Mißverständnis; wie selten ist der reine Blick, das bereite Herz, der aufmerksame Sinn? Wer ein Buch wie dieses, einen Geist, ein Wesen, genießen will, der sei auch da und mit der Seele da. Es haben sich an ihm viele versucht, und es nicht genossen; die innere Trägheit war entgegen, Verworrenheit, Unaufmerksamkeit, der Zwiespalt des eigenen Wesens. Gespaltenes will das Ganze nicht erkennen, ein Gegenwille tritt dann im dunkelsten kaum bewußten Bereich dämonisch auf, ein Urteil wird nicht reif, das Vorurteil wirft sich dazwischen. Ein solches Vorurteil haftet an diesem Buch, es ist platt und töricht, aber seit vielen Jahrzehnten beharrend; allmählich wird es weichen, denn das Vortreffliche hat Zeit, es bleibt in sich stets lebendig und sein Augenblick ist immer. Das Vorurteil geht dahin, es habe sich Goethe, als ein im Herzen kühler alternder Mann, grillenhaft dem Fremden zu-, dem Nahen und Eigenen abgewandt und habe das orientalische Gewand wie eine Vermummung übergeschlagen, so sei dies Buch entstanden, woran alles fremd und seltsam, bis auf den Titel.

Diesem mit Streitgründen entgegenzutreten, ist schwer, denn um einen solchen Kampf auszufechten, müßte man sich auf eine andere Ebene begeben — eben wie für Goethes

Vaterlandsliebe — und jeder bleibt gern, wo er ist, mit denen, die ihm nahe sind, und denen, die er ehrt. Wer aber Gedichtetes zu lesen und durch den Buchstaben den Geist zu empfangen begnadet ist, der wird in diesem ‚West-östlichen Divan' nichts von Vermummung gewahr werden, sondern nur von Enthüllung ohne jede Schranke. Doch ist es ein anderes, ob ein Jüngling leidenschaftlich sein Herz entblößt, oder ob ein reifer Mann, lebend und liebend, sich völlig denen dahingibt, die ihn zu fassen vermögen. Des Jünglings Herz ergießt sich wie ein schäumender Bergstrom gegen die Welt, das ist ein Schauspiel, das jeder fassen kann; der Mann ist der Welt inniger, als sich sagen läßt, verbunden, und nicht anders vermag er sein Inneres preiszugeben, als indem er gleichsam vor unsern Augen, aufleuchtend in der Glut seines Herzens, aus den Dingen hervortritt und sogleich sich wieder in die Dinge hinüberwandelt. Ein höchster, durchgebildeter Bezug zu den Menschen, ein weitumgreifender Blick über alle Weltgegenstände sind männlich: scharf zu trennen, innig zu verbinden ist dem Mann gegeben. Dem Jünglinge gehts um Alles und um Nichts; daß er zu geben und zu nehmen wisse, und w i e zu geben, w i e zu nehmen ist des Mannes Sache. Der Jüngling stürmt dahin, oder er liebt und starrt und stockt; sich lebend und liebend im Weitergehen zu behaupten, wird vom Mann verlangt. Dem Jüngling steht es gut an, daß er neun Zehnteile der Welt nicht gewahr wird: der Mann muß a l l e m seinen Mann stehen, und noch die Vergangenheit fordert ihn hinaus: das unabsehbare Gegenwärtige aber wirft sich auf ihn wie ein verworrener Traum, der reingeträumt werden muß, ein wüster Schall, der zum Ton sich runden muß. So ist die Beschwerde groß, ein Mann zu sein: dafür nimmt er den größten Lohn dahin: der höchsten allseitigen Bewußtheit. Der Jüngling trägt sein Herz

in Händen, aber sein Sinn ist dumpf; dem Greis geht alles dahin wie in einem Spiegel, der Mann allein ist wahrhaft im Spiel, und wie er ganz im Spiel ist, so ist er sichs ganz bewußt.

Dieses ruhmreiche Geschick des Mannes tritt in den zwölf Büchern von Blatt zu Blatt hervor. Im ‚Buch des Sängers', ‚Buch Hafis' ist es Selbstbehauptung, männlich, kühn, großmütig, rauh und mild; im ‚Buch des Unmuts' Abwehr, Zurechtweisung, mutig, stark, ja derb; im ‚Buch der Liebe', ‚Buch Suleika' Hingabe, herrlich, schrankenlos, bis ans Mystische, Unfaßliche reichend; im ‚Schenkenbuch' Vertrauen unnennbarer Art zwischen Älterem und Jüngerem; im ‚Buch des Paradieses' höchstes Anschauen eigenen Wertes, Verklärung erfüllten Geschickes; in den ‚Büchern der Sprüche, der Betrachtungen, der Parabeln' letztlich zarteste Weltklugheit, Adlerauge und gelassene Hand, wie des Teppichknüpfers, vor dem Ungeheuren, Verworrenen.

Dies alles ist einer fremden Welt angenähert oder zwischen ihr und uns in der Schwebe: alles ist doppeltblickend, und eben dadurch dringt es uns in die Seele; denn das Eigentliche in uns und um uns ist stets unsagbar, und doch ist dem Dichter alles zu sagen gewährt.

*

Soll ich nun, unter so vielen herrlichen, die Gedichte nennen, auf denen vor allem die Seele ausruht, immer wieder zu ihnen zurückkehrt, und durch welche sie, wie durch Tore, irgendwo hinzudringen meint, wo ihre eigentliche Heimat ist, so sind es vielleicht diese zehn: im ‚Buch des Sängers' das erste gleich ‚Hegire', worin die Wunderwelt, nicht sowohl des Orients als einer großen weltliebenden Seele sich aufschlägt; dann jene ‚Talismane', wahrhaft ewigen Gehalts, im ‚Gegenwärtigen Vergangnes', dies unvergleichliche Lebensgedicht, worin, aus einer deutschen

Landschaft heraus, das Weiseste leicht und lieblich gesagt ist; endlich ‚Selige Sehnsucht'. Im ‚Buch Hafis' von denen, die „An Hafis" überschrieben sind, das zweite, das anfängt: „Was alle wollen, weißt du schon Und hast es wohl verstanden", worin in Strophen unnennbarer Magie die Liebe mit der Welt, Weisheitsausspendung mit glühend reiner Lust verflochten sind, wahrhaft vier Elemente in eins gemischt; im ‚Buch des Unmuts' das erste: „Wo hast du das genommen? Wie konnt es zu dir kommen?" Im ‚Buch Suleika' jenes ‚Wiederfinden', das in der Dichtung das gleiche ist, was eines von Beethovens reinsten Geschöpfen in der Musik; im ‚Buch des Schenken' die ‚Sommernacht'; im ‚Buch des Paradieses' ‚Berechtigte Männer', im ‚Buch des Parsen' ‚Vermächtnis altpersischen Glaubens'. Hat man aber eines dieser Gedichte betreten, so ist eine magische Grenze überschritten; man wähnt sich am Rande und ist doch schon im Kreise, ist schon in der Mitte. Ja, nicht nur diese auserwähltesten Gedichte, ein jedes auch von den kleineren, oft nur vier Zeilen aneinandergereiht, wird das gleiche bewirken, wo nur der Sinn gesammelt und hingegeben auf ihnen ruht. Denn ein solches Buch ist Leben, und erhöhtes Leben. Goethes Jünglingsgedichte fliegen uns durch die Seele wie Musik, in ‚Hermann und Dorothea', im ‚Meister' ist das Dasein wie in festen, von innen erhellten Bildern vor uns hingehalten, so ist auch der ‚Faust' eine Bilderfolge, freilich eine magische; hier aber, im ‚Westöstlichen Divan', sind wir, wie nirgends, mitten in den Bereich des Lebenden gestellt. Der Jüngling begehrt zu leben, der Greis erinnert sich, gelebt zu haben, und jedem dieser Alter ist wieder eine Gewalt verliehen, die einzig ist. Aber der Mann allein ist wahrhaft der Lebende. Er steht wahrhaft in der Mitte des Lebenskreises, und der Kreis hält ihm die Welt gebannt. Nichts flieht vor ihm, wie er

vor nichts fliehen kann. In der kleinsten Handlung ist auf das Größte Bezug, das überwunden Gewähnte tritt unversehens wieder hervor, das Vergeudete wie das Vergewaltigte wird gewaltig und meldet sich an, eigener Falschheit entrinnt man nie wieder, jedes Vergangene wirft den dünnen Schleier von sich und zeigt sich als ein ewig Gegenwärtiges. Jegliches führt Jegliches herbei, denn in jedem Sinn ist alles in den Kreis geschlossen, dem Gemüte müßte es fast schwindeln, wie es gewahr wird, daß des Schicksals wie der Menschen Gunst erworben und verscherzt wird auf dem selben Wege, daß das Leben ein unaufhörliches Wiederanfangen ist und ein unaufhörliches Wiederzurückkommen. So geht es uns in diesem Buch, wie es uns draußen im eigenen Bereich ergeht: wir meinen uns frei im Unendlichen zu bewegen, doch sind wir immer in die Mitte unseres Lebenskreises gebannt, und der Ring des Horizontes ist mehr als ein bloßer Augentrug. Aber dem dies widerfährt, dem wachsen die Kräfte, und es ist, als ob wiederum der Kreis ihn stärke. In seinem Herzen erneuert sich unablässig das Göttliche: wie dies geschehen, dies ist recht eigentlich, wenn man auf ein Unaussprechliches mit einem Wort hindeuten darf, der Inhalt dieses Buches. Das Buch ist in manchem Augenblick in mancher Hand, und wir sind nicht in jedem Augenblick fähig, Hohes zu fassen; aber es liegt in uns, daß wir dies, und noch mehr fassen können.

---

# Gottfried Keller und Goethe

Brief eines Schweizers an einen deutschen Zeitgenossen

Von Robert Faesi (Zollikon bei Zürich)

Am Zürichsee, Januar 1919.

Du machst mich wahrhaftig besorgt um Dich, lieber Freund. Deine Briefe werden wortkarger, seltener, und auch ohne das verräterische Wort der Verzweiflung, das Dir im letzten entschlüpfte, wüßte ich wohl, warum: Deinen Zustand zu klagen ist Dir zu sinnlos, zu lästig geworden — sinnlos und lästig wie alles.

Du siehst mit trüb mißtrauischem Lächeln auf die Vielzahl meiner Briefseiten; aber fürchte nicht, daß ich Dir Dein Unglück abstreiten will; ich weiß, es ist leider sehr ehrlich, und wenn Du, mit dem ich ein volles Maß Hoffnung und Freude geteilt, die Waffen streckst, so tust Du's einzig vor Übermacht. Du hast zwar das Leben nie leicht genommen, aber Du warst gesund, widerstandskräftig und nur zu mitleidlos gegen Dich selbst. Daß Du an die Welt denselben strengen Maßstab legst wie an Dich, wie könnte ich's Dir verdenken!

Du bist das Kind einer harten Zeit der Gewalt. Der Krieg hat Dir den liebsten Menschen geraubt, Du hast selbst mithelfen müssen an seinem Werk der Vernichtung, Deine eigenen Pläne und Werke hat er auseinandergetreten. Nun siehst Du Umwälzung und Chaos um Dich und vermagst aus der aufgeschlagenen Chronik der Geschichte nicht mehr zu lesen, als daß eine Macht die andere verdrängt und Gold sich in Blei, Geist sich in Ungeist verwandelt. Deiner eige-

nen Ziele und Wirksamkeit beraubt, bist Du durch eine unfruchtbare und unwürdige Arbeit an die Großstadt gekettet, den unseligen Brennpunkt der unseligen Zeit, und in ihrem trüben Meer treibt Dich das Dasein herum, einsam, losgelöst, ohne Steuer und Ziel.

Du verachtest Dich, weil die hundert kleinen Widerwärtigkeiten und Gemeinheiten des Alltags über Dich Macht gewinnen, Dich aufreiben; aber Du stolperst doch nur über Kieselsteine und Unkraut, weil Du Dich zwischen Felsblöcken und Dorngestrüpp wund und müde gelaufen hast.

Dein Dasein ekelt Dich an. Du bist krank daran. Du hast es satt. Und weil es Dir nicht gegeben ist, den Sinn und damit den Schwerpunkt aus diesem Erdendasein in ein Unbekanntes hinauszuverlegen, so verzweifelst Du, gleich wie an Dir, an der Menschheit.

Ich kenne Deinen Zustand — denn wer von unserer Art hätte ihn nicht mindestens gestreift? — Und ich erstaune weniger darüber, daß Du ihm erliegst, als daß so manche so Unerträgliches tragen.

Ich möchte Dir helfen, und fühle mich doch vor Dir, dem die Lebensfreude gestorben ist, in jene beschämende Ohnmacht versetzt, die uns peinigt, wenn wir für einen Unglücklichen zum Tod seines Nächsten bei aller Teilnahme nichts Anderes finden als Redensarten.

Menschlichen Trost spenden zu können ist seltenste Gabe; mit äußerer Hilfe ist es bei Dir nicht getan; herreisen kann ich nicht, kann keine Seele Dir senden.

Wär's gastlich im Freien, führten nicht Regenschauer, Schneegestöber und nebelgraue Trübsal die strenge Herrschaft, ich jagte Dich hinaus zur Natur. Durchs Auge scheint mir, strömt uns der beste Balsam der Linderung zu, vielleicht als Entschädigung dafür, daß in ihm das Wasser des Schmerzes zusammenrinnt. Ich weiß es von

unseren gemeinsamen Streifereien: das ausruhende Grün um uns, die besänftigende Bläue von Höhe und Ferne war auch Dir eine lösende Wohltat. Glaub mir, ein Teil Deiner Not und der allgemeinen Not der Gegenwart kommt aus der Verbannung in die mürrische Starrheit der Steinwüsten, die wir Städte nennen. Wessen Fenster wie Deines das Auge durch den häßlichen Schacht einer Mietskaserne verunreinigt, und das Gekreisch der Bewohner, die Ausdünstungen ihrer Misère hereinträgt, wie sollte sich in dem nicht ein schleichendes Gift festsetzen? Ich bin überzeugt, kein Blumenstock steht auf dem Sims, Deinen Blick schonend aufzuhalten. Und doch könnte ich mir denken, daß ein einziger blühender Zweig zum rettenden Tau würde, welches das Leben einem Ertrinkenden ins Meer der Verzweiflung zuwirft.

Ich kann Dir zwar nicht helfende Menschen, nicht helfende Natur herzaubern; und doch, beides in Einem: die helfende Natur geschaut und gebildet durch gute mächtige Menschen.

Gott, an den Du nicht zu glauben wagst, hat als Mittler seine Heiligen; die Natur, die Du nicht leugnen kannst, hat als Mittler die Künstler. Heilige sind sie nicht, aber Heilende dürfen sie sein. Wär's nicht an der Zeit, was unwillkürlich und triebhaft immer geschah, zielbewußter zu tun: sie als hygienische Mächte in den Dienst der Menschheit zu stellen, der kranken wie der gesunden? Von jedem strömt eine andre Wirkung aus, anregend oder betäubend, nährend oder reinigend, kühlend oder erwärmend, reizend oder besänftigend. Einer ist Brom, ein andrer Eisen, ein dritter Kampher. Ein unsichtbarer Apotheker stellt immer neue Mischungen her, aufs feinste gestuft, aufs aparteste zubereitet. Jede Heilkraft wirke an ihrem Platze. Dem einen Patienten tun Bäder not, dem andern Sonnenbestrahlung;

den kräftigt die Liegekur, den gymnastische Übung. Was jenem schadet, hält diesen gesund. Schillers Stimulans brauchst Du in andrer Verfassung als Heines ätzende Säure, Mörike besänftigt die gereizten Nerven, Liliencron regt den Appetit an. Dehmel wirkt wie ein feuriger Wein, Bernard Shaw wie eine Kaltwasserabwaschung. Lessing — ich nenne sie, wie sie mir einfallen, — stählt zu nüchtern helläugiger Tätigkeit; an Tolstoi würde ich mich stärken zu schwerem Gewissensentschluß.

Was ich Dir wünsche und rate, das ist ein Naturheilverfahren, das Deinen gequälten Geist ablenkt, sanft entspannt, ausruht und frisch gekräftigt neuem Dasein zurückgibt. Ich verschreibe Dir, die mir fast zum Hausmittel, zur dauernden hygienischen Wohltat geworden sind, meine beiden Lieblinge: Gottfried Keller und Goethe.

Du kennst sie längst, aber ich weiß, Du hast Dich ihnen nie ganz hingegeben (vielleicht weil Du sie noch nie nötig hattest), und so könntest Du vergessen, daß sie dastehen in der großen Kathedrale der Dichtkunst, und Du Dich nur zu ihrem Altar mit offenem Herzen wenden mußt, um es Dir von ihnen füllen zu lassen.

Es tut nichts, daß sie ungleich im Range stehen, der erhaben Aufgerichtete und der knorrig Untersetzte, daß der Genius, der Dein weites deutsches Vaterland zum Nährboden seiner Wurzeln hat, höher rage, mit seiner Krone verschwenderisch die Welt überschattend. In unserem Gottfried Keller trieb die Schweizererde ihre besten Säfte, kräftig genug, um ihm solches Wachstum zu geben, daß er sein Laub und seine Früchte im ganzen Umfang deutschgermanischer Welt herumzureichen vermag.

Sie sind von der selben Art, drum erlaube mir, sie unbedenklich Brüder zu nennen, als die großen Söhne Einer Mutter: der Natur. Ihre Mütterlichkeit, ihre Fraulichkeit

ist in ihnen wach und warm, und so verspreche ich mir, daß sie Dich zu ihr hinleiten und Dich wie ein krankes Kind ihr an den Busen legen. Sie ergänzen sich dabei vortrefflich; der schlichtere wird Dich, bis Du den kühnen Schritten des Andern folgen kannst, zuerst an die Hand nehmen; ja, sein engeres und einfaches Wesen wirkt noch ausschließlicher und darum vielleicht eindringlicher in dem hygienischen Sinn, von dem ich mir Genesung für Dich verspreche.

Wenn ich von diesem Brief aufblicke, sehe ich auf die Felder, die Baumgärten und bewaldeten Hügel, die Keller hundertmal durchstreifte, auf das buschige Tobel bei Erlenbach, zwischen dessen Besuch und dem einer ‚Faust'-Vorstellung er als Junge einmal in „schmerzlicher Wahl" schwankte, und ich sehe auf den blauen See, dessen gelindes Wiegen dem Schöpfer eben dieses ‚Faust' so schmeichelnde Rhythmen eingab:

Und frische Nahrung, neues Blut
Saug ich aus freier Welt;
Wie ist Natur so hold und gut,
Die mich am Busen hält!

Armer Großstädter, das mußt Du Dir alles vorstellen, — oder vielmehr laß es Dir hinstellen durch Deine beiden Schutzgeister! Deine häßliche Welt versinkt, eine schönere steigt auf, wenn Du Dir von ihnen das grüne Buch der Natur aufschlagen läßt. Laß Dich von ihnen entführen und herausreißen wie Faust aus Deinem verfluchten Mauerloch in die österlich verjüngte und verjüngende Landschaft, denn sie, gerade sie sind die Dichter der Natur, — die eigentlichen Freilicht-Dichter, und der Grüne Heinrich verdankt seinen Namen durchaus nicht bloß seiner Unreife und seinem grünen Wämschen, sondern dieses mutet wie eine Art von Mimikry an, mit der er sich seinem Lieblingsaufenthalt im Freien anschmiegt.

Wie befremdet wären sie über Deinen Dostojewski, — der zwar auch ein Offenbarer, vielleicht gar ein tieferer ist, aber nicht ein so beseligender — wie befremdet, daß in seinen Romanen keine Landschaft sich öffnet und keine Blume blüht, daß er dem Gesichtssinn des Lesers den kargsten Genuß versagt und das Antlitz seiner Gestalten fast ebenso tief verschleiert, als er ihre Seelen enthüllt.

Denn das Auge ist das Organ, womit sie die Welt erfaßten; sie sind „Zum Sehen geboren, Zum Schauen bestellt". Und wie glücklich sie sich ergänzen in dieser Berufung! Abwechselnd könnten sie sich Vers um Vers aus dem Munde nehmen:

„Ich blick in die Ferne"
— „Ich seh' in der Näh"
„Den Mond und die Sterne"
— „Den Wald und das Reh".

Was Goethe im Ganzen, hat Keller im Nächsten getan. Irr ich nicht, so ist er in seinen letzten Krankheitstagen noch in immer neues Entzücken ausgebrochen über die Größe des Erzengelgesanges:

Die unbegreiflich hohen Werke
Sind herrlich wie am ersten Tag.

Er selbst hat sich selten zur majestätischen Sphärenmusik aufgeschwungen; stolz vor den Menschen, demütig vor der Natur küßt er den Saum ihres Gewandes; sein treu hingebender Blick sieht das unbegreiflich Hohe noch im Mücklein, über dessen kleine Passion er sich ehrfürchtig zärtlich niederbeugt, und den Magen eines toten Vögelchens tut er andächtig vor uns auf wie ein liebliches Schatzkästchen, er, der Stilllebenmaler, dessen Palette die Sprache, dessen Farben die Worte sind.

Wenn beide sich im Werkzeug vergriffen und das innere Bild unmittelbar und sinnenfällig, nämlich auf Papier

und Leinwand hinauswarfen und erst nach jahrelangem, hartnäckigem Bemühen die Ratlosigkeit ihrer Hand erkennen wollten, so war es das Übermaß ihrer Schaufreude, das sie in diesen – freilich fruchtbaren – Irrtum getrieben hatte.

Was ihr Auge hineinsog, nicht in den Fingerspitzen reifte es ihnen, sondern auf den Lippen. Aber das innere Gesicht des Lesers füllen und sättigen sie unaufhörlich mit Bildern; prüfe es nach, Du hast mit lauter Schauen so zu tun, daß Du abgelenkt wirst von Deinem eigenen Jammer und ihn vergißt.

Sie trinken sich voll, sie ernten, sie raffen und häufen und verdichten, diese Dichter, in ihrer unersättlichen Schau-, Sinnen-, Sonnen- und Weltfreudigkeit. „Gott strahlt von Weltlichkeit", verkündet der eine; „Am farbigen Abglanz haben wir das Leben", bekennt der andere. Ein festliches Sonntagswetter leuchtet bei dem Schweizer fast ununterbrochen und triumphiert bei Goethe immer wieder über wuchtige Stürme und wallende Nebel. Bade Dein Auge in der Quellfrische ihrer Farben, denn das Auge versöhnt am leichtesten mit der Welt — um ihrer Schönheit willen.

Wer auf einem andern Stern nur durch sie diese Erde kennen lernte, er möchte herreisen wollen — und würde schmerzlich enttäuscht sein; wer hier unten zwischen vier Wänden sich in ihre Bücher versenkt, der erstaunt, daß die Erde so schön ist.

In seiner ‚Unterhaltung über die Schriften Gottfried Kellers', die zum Schönsten und zum Eindringlichsten gehören, was über meinen Poeten gesagt worden ist, läßt Hugo von Hofmannsthal jemanden von den jugendlichen Glückstagen des Grünen Heinrich reden. „Glückstage?" wendet ein anderer ein, „Aber es geht ihm ja gar nicht so gut". Hier legt ein Dichter den Finger auf eines Dichters

heimliche Wunderkraft: wirklich, wir vergessen über dem verklärenden Glanz seiner Sonne die Not seiner Geschöpfe.

Wenn Du Werthers oder Tassos Seele nackt herausschälst — sind es nicht hoffnungslose Gesellen? Und doch trägst Du von den Büchern, die sich nach ihnen nennen, die Schönheit eines licht oder dunkel schimmernden Bildes in Dir, deutsche Wiesen und Nußbäume, südliche Gärten und Haine überblühen den Schmerz. Denn der Dichter sagt ja doch nicht, was er leidet, sondern, genesungsfroh, was er litt. Diese aufatmende Genesungsdankbarkeit überströme Dich sanft! Mag Dir von beiden geschehen, was dem jungen Gottfried selber geschah, als er aus Goethes Welt hinaustrat in den Tag: daß er mit neuen Augen ihn schaute!

Aber Du sollst es selbst nachlesen im Kapitel ‚Arbeit und Beschaulichkeit', das Goethe-Erlebnis des Grünen Heinrich. Denn wie die eigentliche Wirkung Goethes ist — die eines reifen, herbstlichen Fruchtsegens — das konnte nur Keller mit der würdigen Bildlichkeit und Anmut zu sagen vergönnt sein. Lies es nach, wie Heinrich von dem halben Hundert Bändchen, die er vom Trödler — nicht erstanden, nein, nur geliehen hat, auf seinem Lotterbettchen die Schnur löst, und die goldenen Früchte des achtzigjährigen Lebens auf das schönste auseinanderfallen, sich über das Ruhbett verbreiten und über dessen Rand auf den Boden fallen, daß er alle Hände voll zu tun hat, den Reichtum zusammenzuhalten. Und wie er dann vierzig Tage lang liegt und liest, und wie, als der Trödler den unerschwinglichen Schatz wieder an sich genommen hatte, die Stube still und leer schien, als ob eine Schar glänzender und singender Geister sie verließen. Aber dann machte er sich ins Freie, in den milden Schein der Märzsonne, und nun ist das holde Wunder geschehen, das Wunder, das ich

Dir selbst wünschen möchte: „Indem seine Blicke alles umfaßten, empfand er ein reines und nachhaltiges Vergnügen, das er früher nicht gekannt. Es war die hingebende Liebe an alles Gewordene und Bestehende, welche das Recht und die Bedeutung jeglichen Dinges ehrt und den Zusammenhang und die Tiefe der Welt empfindet."

Und dann hat Dich das Buch schon gefangen genommen, und Du folgst ihm auf die tiefsinnige Seite hinüber, wo es von dem Sehertum des Künstlers spricht, der wie Gott selber innerlich ruhig und still die Welt an sich vorüberziehen läßt, ohne den Dingen nachzujagen, und der bei aller Beschaulichkeit doch seine Tat und Arbeit habe, indem er dem goldenen Spiegel seiner Augen die Freiheit und Unbescholtenheit erhalte.

Das ist es, was wir verloren auf der hastigen Jagd nach den Dingen, einer Jagd freilich, in der wir die Gejagten sind: das ungetrübte und weite Offenhalten der Augen, die ruhevoll andächtige Versenkung ins Geschaute, das geduldige Werben an der Türe der Form um den Eintritt in den Kern der Dinge.

Hier wird es offenbar, wie die Schauenden zu Sehern werden. Aus der unermüdlichen Betrachtung der Pflanze wächst Goethen die Idee der Urpflanze heraus; durch tausend Metamorphosen der Gestalt erfaßt Meister Gottfried immer sicherer und fester das Wesen der Welt. Und hier ist auch der Punkt, wo aus Welt-Anschauung Weltanschauung wird, wo das Auge hinüberführt aus dem Reich der Schönheit ins Reich der Weisheit.

Recht und gut, — so höre ich Dich ein wenig abschätzig und mit einem Unterton von Sehnsucht einwenden — als Forscher und Dichter abgesondert in die stillen Bezirke der Natur Schönheit und Weisheit zu schlürfen, oder gar als Landschaftsmaler (ich leihe Dir die Worte des Grünen

Heinrich) „eine Art wahren Nachgenusses der Schöpfung" zu erleben, das mag freilich wohltun. „Da läßt man Bäume in den Himmel wachsen ... Man spricht, es werde Licht ... man reckt die Hand aus, und es steht ein Unwetter da ... und dies alles, ohne sich mit schlechten Menschen vertragen zu müssen; es ist kein Mißton in dem ganzen Tun." Aber ist es nicht Flucht, nicht ein Verlassen des schweren Postens mitten im trüben Gewoge des Menschentums? Der Welt den Rücken zu kehren, ist eine einfache Art mit ihr fertig zu werden. Und sie rächt sich sogar, denn die Rückkehr zur Gesellschaft ist unvermeidlich, und da offenbart es sich bald, daß der sanfte, rosige Rausch des Opiates Natur die Widerstandskraft des Geistes noch weiter geschwächt hat und die Leiden an der Mitwelt ins Unerträgliche steigert. Du erinnerst an Werther; aber Goethe hat das Stück Werther in sich rasch überwunden. Nein, halte Dich nur getrost gerade an ihn und an Keller. Sie sind Meister darin, die Dosis weise zu beschränken, an ihr sich zu stärken.

Sie kehren zurück auf ihren Posten. Sie tragen die Natur hinein in ihr Leben und Schaffen. Sie haben gelernt, den Menschen mit dem Vertrauen zu sehen, das die Natur ihnen einflößte — ja, als ein Stück von ihr. Sie wissen, daß er der vornehmste Gegenstand der Dichtkunst ist, aber in ihrer Gestaltung lassen sie das zu seinem Rechte kommen, was in ihm noch naturhaft, triebhaft, und vor allem, was in ihm noch vegetativ ist. Ihre Geschöpfe sind Gewächse, die sich organisch entwickeln und bilden, allmählich, ein wenig traumhaft und ohne allzu deutliche Zweckhaftigkeit, ohne des Tieres heftige Steigerung einzelner Eigenschaften und Triebe, ohne seine Gier oder sein grausames Raubwesen. Die Gebilde der Künstlerin Natur seien „immer mit etwas Weichem überzogen", meint Goethe — und es ist, als spräche er von seinen eigenen. Und so

stehen auch diejenigen Kellers mit einem pflanzlich weichen Schmelz, einer durchsonnten Flaumigkeit, einer keuschzarten Umhüllung in ihrem besonderen Boden und ihrer eigenen Atmosphäre wie Pflanzen.

Die Helden ihrer Bildungsromane verhalten sich eher zusehend und passiv; sie eilen den Dingen nicht nach, die Erlebnisse kommen zu ihnen mit ihrem Wechsel als Regen und Sonne, Tau und Frost, Winter und Sommer, unter deren Gunst und Ungunst sie sich bilden, Kraft sammeln oder verkümmern, Widerstand entwickeln oder zerstört werden.

Ihr Leben mutet an als Reifeprozeß; es liegt schon in den Namen, die nach Anfang und Vollendung deuten: Der Grüne Heinrich, Wilhelm Meister. Aller Hochachtung der Tüchtigkeit und Tätigkeit liegt etwas vom still selbstverständlichen Wirken der Natur zugrunde, und das Motiv der Desillusion und Entsagung ließe sich natürlich auslegen als Gesetz des Herbstes: „daß nicht alle Blütenträume reifen", daß der Lebensbaum zerzaust und entblättert werden und eine Menge Fruchtkeime eingehn lassen muß, ehe — nein, damit wenige süßeste Früchte zu voller Schwere gelangen.

Und sie selbst, die Dichter! Sie haben sich als Natur gefühlt und begriffen, nicht wie wir als Maschinen, aus denen unter rücksichtsloser Ausnutzung eine Rekordleistung herausgeholt werden soll, und die darum früh abgenutzt zum alten Eisen geworfen werden. Sie haßten die Gewaltsamkeit, die auch im Geistigen ein Übel unserer Zeit ist. Sie haßten sie selbst in der Sittlichkeit. Höre die Weisheit des achtzehnjährigen Gottfried, er meint: der Mensch solle nicht tugendhaft, sondern nur natürlich sein, so werde die Tugend von selbst kommen. Überhaupt sei das Wort „tugendhaft" ein kleinliches, ärmliches, frömmelndes Ding und solle vom Manne gar nicht ausgesprochen werden, weil

der, welcher die Natur in ihrem heiligen Walten verehrt, die Tugend sich nicht erst anzugewöhnen brauche, sondern sie sei sein Element.

Wollt nur nicht immer so hoch hinaus, nicht immer besser und mehr sein als andere, scheint er zu sagen. So wenig wie des größeren Bruders Ethik ist die seine die des kategorischen Imperativs, sondern die der Natur. Sie spielt er aus gegen den Gott fordernder Sittlichkeit. Er kann nicht auf Befehl und theoretisch lieben. „Schon die unmittelbare Rücksicht auf den lieben Gott ist mir gewissermaßen hinderlich und unbequem, wenn sich die natürliche Liebe in mir geltend machen will. Daher freue ich mich immer, wenn es geschieht, daß ich unbedacht meine Pflicht erfüllt habe, und es mir erst nachträglich einfällt, daß das etwas Verdienstliches sein dürfte; ich pflege dann höchst vergnügt ein Schnippchen gegen den Himmel zu schlagen und zu rufen: Siehst du, alter Papa, nun bin ich dir doch durchgewischt!"

Fast fürchte ich, daß Dir das alles in Deiner strengen Schwermut ein bischen zu neckisch und lässig vorkomme. Aber ich sage Dir, wir haben dieser Gesinnung lächelnder Menschlichkeit nicht genug! Vergrößere ihr Maß, und sie wird zum Glauben an die Sühne aller menschlichen Gebrechen durch reine Menschlichkeit.

Es ist die Humanität, die tiefe Toleranz, das wohlwollende Geltenlassen aller Mitwesen um unsrer gemeinsamen Mutter, der Natur, willen. „Wer sie nicht allenthalben sieht, sieht sie nirgendwo recht." In Gottfried Kellers munter sinnliche Sprache übertragen, lautet dies Goethe-Wort: „So ist jedes Unwesen noch mit einem goldenen Bändchen an die Menschlichkeit gebunden." Und wenn er als Junge verkrüppelte Bäume andächtig zeichnet, als Meister seltsam verkrüppelte Menschen, wie jenen Wurmlinger etwa, dessen schiefen Körper er aus seiner schiefen Seele erklärt, wenn

er fast eigensinnig und schrullenhaft die Natur in ihre Schlupfwinkel und Ecken verfolgt, so ist es, um ihr auch da noch seine Anhänglichkeit zu bezeugen, um aus seinem gütigen Herzen den Glanz hinzu zu tun, der erst jenes Bändchen vergoldet.

Und nicht anders als in der Sittlichkeit haßten sie die Gewaltsamkeit in der Leistung. Knurrte Keller schon damals über die hastige Figurenjagd seiner Kollegen, wie täte er's erst heut! Und gerade Goethes „künstlerisches con amore“ ist es, das er ihr entgegenhält. Con amore: beides liegt darin: „mit Muße“ und „mit Liebe“. Sie lassen sich Zeit, sie drängen sich nicht, sie zwingen sich nicht und können auch nicht gezwungen werden. Sie schaffen wie die Natur. Euer Goethe freilich tut es unablässig, überreich wie sie, als ein Baum tropischen Riesenwuchses, der frühe trug und nicht zu tragen aufhört und mehrmals im Jahr seinen Erntesegen — einen wahren Erntesegen — abwirft, mittelmäßige und unvergleichliche Früchte unbesehen durcheinander — ein Wunder der Fruchtbarkeit!

Unseres indolenten Meisters Schaffen aber ist wie ein Beispiel zu dem Spruch „Gut Ding muß Weile haben“. In ihm ist die brütende Geduld, die Langsamkeit, die scheinbare Untätigkeit der pflanzlichen Natur. Fast wäre ich versucht zu sagen: seine kurzen Beine gehören auch zu seinem geistigen Bild! Er bewegt sich nicht zu den Dingen, er wartet getrost, daß sie zu ihm kommen. Er wuchs voll aus, bevor er zu tragen begann, und immer wieder scheint er untätig dazustehen und zu schlummern wie ein Obstbaum; aber geheim, ja unbewußt treibt es in ihm, dem Langschläfer, dem Vielträumer, dem Tiefsinner, und unterm unscheinbar schlichten Laube rundet sich immer roter, immer saftiger, immer festeren Fleisches der Apfel, und eines Tages, wenn er sich überschwer von Süße nicht länger halten kann,

läßt er sich fallen vom Zweig, — und liegt unversehens da, duftend, leuchtend, schmackhaft, dauerhaft, herrlich, vollkommen um und um. Das ist nicht erzwungen, es wird erdauert; das ist nicht gemacht, es ist gereift; so will es seine Weisheit.

Oft scheint mir, wir Heutigen überspannen uns. Und etwas von der rücksichtslosen Härte gegen Andere oder Anderer gegen uns übertragen wir auf uns selbst. Wenn nicht mehr, wenn nicht Größeres, wollen wir uns doch Anderes abringen und abtrotzen, als uns zukommt, zu schonungslos, zu unehrerbietig vor dem, was in uns gelegt wurde.

Die beiden Schutzgeister, die ich Dir zugeselle, haben die Gesetze der Natur sich selber zugestanden, und die dreifache Ehrfurcht, die Goethe fordert, gipfelt nicht umsonst in der Ehrfurcht vor sich selbst. Ja, es lebt neben ihr noch etwas viel Natürlicheres in ihm, ein unbekümmertes, munteres Geltenlassen des eigenen Wesens, da er es doch einbezieht in das Ganze, das er gutheißt. Wieder sind es des „Türmers" Worte, die es Dir sagen sollen:

So seh ich in allen
Die ewige Zier,
Und wie mirs gefallen,
Gefall ich auch mir.

Ich habe mich immer an der schalkhaften Gelassenheit geweidet, mit der Goethe sich gegen meinen bekehrungssüchtigen Mitbürger Lavater verwahrte, welcher in seinem Übereifer nach Heiligkeit lüstern, auch seine eigene Natur zu forcieren und ihre Stufen zu überspringen suchte. Da es Gott und der Natur nun einmal gefallen habe, ihn so zu machen, wie er sei, so wollten sie es auch dabei bewenden lassen, meint Goethe in seinem angeborenen und angebildeten Realismus.

Vertrauen auf ihre eigene Natur, Vertrauen auf die Natur überhaupt und „unverwüstliche Pietät" vor ihr, wie Meister Gottfried es nennt, das ist fast die Religion dieser beiden Weltfrommen. Im innigen Ton eines Glaubensbekenntnisses ruft es Goethe in seinem ebenso herrlichen als wenig bekannten Aufsatz ‚Die Natur': „Sie hat mich hereingestellt, sie wird mich auch herausführen. Ich vertraue mich ihr. Sie mag mit mir schalten. Sie wird ihr Werk nicht hassen." Und ebenda an einer andern Stelle: „Wer ihr zutraulich folgt, den drückt sie wie ein Kind an ihr Herz."

Aber ich fürchte, hier lächelst Du bitter und voller Einwände. Du mißtraust ihrem Vertrauen. Die Natur! Wir haben sie gründlich kennen gelernt in den hundert Jahren, die uns von Kellers, in den weiteren siebzig, die uns von Goethes Geburtstag trennen. Es ist ein furchtbares Gesicht, das uns die menschliche Natur um 1919 zeigt, und selbst in dem „sanften Pflanzenreich" hat die Forschung erbitterten und raffinierten Daseinskampf aufgedeckt. Du wärst vielleicht gerade in der Laune, Goethes Naturlob durch eine höhnische Anklage matt zu setzen, ein Wort, das er sich im ‚Werther' entschlüpfen ließ, gegen ihn selber ins Feuer führend: Natur — „ein ewig verschlingendes, ewig wiederkäuendes Ungeheuer!"

Am Ende zweifelst Du gar, daß es wirklich die Natur sei, auf der die Zuversicht der beiden fuße, die sich scheinbar um das Drüben so herzlich wenig kümmern, da sie doch auf- und untergehen in den sicht- und greifbaren Dingen. Und wenn ich an Kellers resolute Jenseitsentsagung erinnerte, so legst Du sie als die rührende Demut eines Bescheidenen aus, dem eine ganze lange Unsterblichkeit für seine Wenigkeit als viel zu viel Ehre erscheint. Im Hintergrund aber, so witterst Du, mache er es am Ende nicht anders

als seine sieben aufrechten Atheisten, die ganz sachte und halb ohne es zu wissen wieder zu glauben und sich an Gott anzulehnen beginnen.

Aber selbst wenn dem so ist, wenn die Wurzeln ihrer Vertrauensseligkeit durch das sinnfällige Erdreich hindurch tiefer in unbegreiflichen Untergründen verankert sind, — weißt Du dann, ob es nicht ein weiser und sicherer Instinkt ist, der sie leitet? Mir ist das Gewißheit!

Ich nehme diese Erklärung noch zu ihrer Ehre an, höre ich Dich sagen. Denn meinen sie wirklich nicht Gott, sondern die Natur, so ist ihr Vertrauen ein naiv optimistisches Vorurteil. Ja, es ist gerade ihr vielgepriesenes Auge, das sie kurzsichtig macht, denn es hält sie auf der blendenden und betörenden Oberfläche der Dinge fest, und sie erbauen sich so sehr an der schönen Gestalt, daß sie nicht einmal zu dem tragischen Zusatz in dem Bekenntnis Eures andern schweizerischen Augendichters durchdringen:

> Erbaulich klingts zwar nicht, allein es wird so sein;
> Der Weltenwerte höchste heißen Form und Schein.

Nein, sie trinken ihr Glück aus dem Becher einer Illusion.

Oder am Ende, meinst Du, war ihr Vertrauen nicht eine Täuschung, sondern eine Selbsttäuschung, und Du legst den Finger auf eine Stelle in Goethes Naturbekenntnis, die ihn zu verraten scheint: „Sie freut sich an der Illusion. Wer diese in sich und andern zerstört, den straft sie als der strengste Tyrann."

Sollte der große Goethe Vogel-Strauß spielen? Du verdenkst ihm sein ängstliches Wegsehen und absichtliches Aus-dem-Wege-Gehen. Seine Naturzuversicht muß auf schwachen Beinen ruhen, da er sich weigert, ein Irrenhaus zu betreten! Gesteht er nicht offen, einer konsequenten Tragödie unfähig zu sein, weil sie ihn aufreiben würde? Und wenn Meister Gottfried es für angeraten hält, der Tragik

durch einen Zuschuß von Humor die Schärfe zu nehmen, dürfte das nicht ein Mangel letzten Mutes sein? Sie manövrieren ihre Heinriche — den Faust und den Lee — im letzten Augenblick von den Abgründen in himmlische und irdische Geborgenheit, und über das Fegefeuer der Selbstanklage hilft der Dichter sich und Gretchens Verführer mit einem recht bequemen Naturheilverfahren hinweg. Keller bleibt uns die Darstellung der großen Leidenschaft schuldig. Statt schrankenlos kühnem Bloßlegen sehr tatsächlicher Gebiete körperlichen und seelischen Lebens ihre fast schämige Verhüllung! Ja, hat sich nicht in das reine Schauen beider eine kleine Unehrlichkeit eingeschlichen, und sind ihre Werke am Ende darum so tröstlich, weil in ihnen — wenn auch auf raffinierteste und klug gemäßigte Art — der rosafarbene Zusatz der Schönmalerei steckt? Es hat seine Gründe, meinst Du, daß meinen Lieblingen das Zerfasern, Zersetzen und Aufwühlen an Andern so tief zuwider ist, daß mein Landsmann dem bohrenden Friedrich Hebbel in unüberwindlicher Abneigung den Rücken kehrt, nicht anders als der Deine Heinrich von Kleist, durch den er sich das Gefühl nicht wollte verwirren lassen! Und wie würde er erst die Grellheit des chirurgischen Saales verabscheuen, in dem August Strindberg das nackte Leben auf den Operationstisch bindet und scharfen Seziermessers zerlegt, mit dem Ergebnis, daß dies Leben vermutlich die Hölle sei. Das Geheimnis meiner Poeten, andere nicht zu verwunden, entdeckst Du in ihrem Bedürfnis, sich selbst zu schonen.

Du beugst Dich ehrfürchtig vor der Unerbittlichkeit Strindbergs, wohin sie auch führe. Aber sie führt ihn nicht einmal zur festen Gewißheit, sondern von einer vorläufigen Lösung zur andern. Auch ich beuge mich vor ihm und seinesgleichen, aber wie man es vor dem Unglück tut. Vor meinen beiden Meistern beuge ich mich wie vor dem

Segen. Ob jener, ob sie der Wahrheit größern Teil für sich haben — sie haben das Leben für sich!

Mögen sie zu gut-gläubigen Blickes geschaut haben: Natur bedeutete ihnen vor allem, was doch der Natur innerste Triebfeder ist: das Leben-Erhaltende, das Leben-Fördernde, das Leben-Erneuernde! In diesem Sinn ist ihr Wirken und Wesen naturgemäß, aus ihnen redet die Norm, das Gleichgewicht, die Gesundheit. Sie sind Dichter der Harmonie und des Maßes, das erhebt sie zu jener Vorbildlichkeit, die das Ideal der griechischen Kunst war. Als Entdecker mögen geistige Antipoden es ihnen gleichtun, kaum aber als Führer, als Erzieher zu gebildetem, wohlgeformtem Menschentum — ganz zu schweigen von dem, was der kleinere Schweizer vor dem größten Deutschen voraus hat: die unvergleichlich beglückende Bedeutung als Erzieher seines Volkes im Sinn staatsbürgerlicher Gemeinschaft, was wiederum nicht zu denken wäre ohne die Voraussetzung seiner menschlichen Allgemeingültigkeit.

Vertraue Dich ihnen an, den großen Lehrern der Gesundheit, und kannst Du nicht der Natur vertrauen wie sie, so bedenk: ihre eigene Tugend war's, die sie in die Natur hinein sahen. Daß beste und größte Dichtermenschen ein so zuverlässiges Gesetz organischen Werdens im Busen tragen, so verehrend die Stirn vor den Daseinsgesetzen beugen, so vertrauend der Natur die Hände reichen: macht es sie nicht zu Zeugen dieser Natur selbst? Und auch wenn wir es ihnen in all dem nicht gleichtun können: daß sie sind, ist das nicht holder Trost? Aber glaub mir! Gerade Deiner Natur darfst Du vertrauen. Ich hab es herausgespürt und nicht zuletzt daraus meine Freundschaft zu Dir genährt: Du hast saugkräftige Wurzeln und Dir selbst unbekannte Vorräte an Lebenssäften. Und es sind nicht die dürren Bäume, denen der Sturm das Haupt am tiefsten beugt.

Gerade auch dafür könnte ich meine Dichter als Zeugen ins Feld führen! Ihre Daseinsbejahung war ihnen als zarter Keim nur in die Wiege gelegt, und sie ist nicht im Treibhaus entfaltet, sondern es galt, sie unter der Herrschaft der Fröste und Stürme hochzuziehen. Vergiß nicht, Goethe ist der Darsteller großer Krankheiten — seiner überwundenen Krankheiten, Irrtümer, Gefahren und Abgründe. Wie wäre er der erfahrene Gesundheitskünstler, hieße Gesundheit ihm nicht: Krankheiten herausschaffen, überstehen und benutzen? Auch in Kellers Innerm war neben manch gutem Wert, der ihm ein stabiles Gleichgewicht gab, gefährlicher Sprengstoff gehäuft; und wie viel duldende Tapferkeit tat ihm not vor äußerer Ungunst! Er, der Bescheidene, der in spießbürgerlicher Enge sich beschied, meinst Du, daß er nicht litt? Er verleugnet ja dichtend die Unzulänglichkeit und Kargheit des Daseins so wenig als Goethe den großen Schmerz. Und entfaltet dieser vor uns den Purpurmantel der Schöpfung und ihr gestirntes Geschmeide, so ist es auch etwas, wie Meister Gottfried einen Bettlermantel umzaubert zum Firmament. O Reichtum in der Armut: Mottenlöcher werden zu leuchtenden Sternen, wenn Don Correa sein blödes Tuch gegen das Licht hält.

Und es ist zugleich das Licht des Humors, das aus dieser Fadenscheinigkeit blinzelt, sie bloßstellend und doch wieder verklärend. Ein Licht, auf das der Olympier verzichten muß, wenn sein königliches Auge in Werk und Wirklichkeit über die Dürftigkeit des Daseins zur Größe erhoben ist. Mit Einem Blick, dem des Humoristen, umfaßt Keller das Gegensätzliche, das einander so nah und doch wieder so meilenfern ist: Größe und Niedrigkeit, Erhabenes und Lächerliches, Herzensfülle und Trivialität, Adel und Gemeinheit. Beständig webt er zwischen ihnen hin und her, führt jenes auf dieses, dieses auf jenes zurück. Tugend, Weisheit, Gerechtigkeit,

die stolzen Pflanzen, die ihren Blütenkopf so hoch tragen, er zeigt, in welchem natürlichen Humus und Dünger sie wurzeln! Die Heiligen seiner Legenden entkleidet er ihres Glorienscheines, bis sie als gute und wohlmeinende, gar etwas närrische Menschenkinder vor uns stehen. Ihren Heroismus entthront er, ihre himmlische Liebe demaskiert er als irdische. Aber mit wie milder und schonender Hand streift er die Masken von den Gesichtern, von denen sie vielleicht ein Strindberg hohnlachend gerissen hätte.

Er durchschaut das Leben, aber er trägt ihm seine Unzulänglichkeit nicht nach. Und er soll Dich nicht überreden, daß es besser sei, als es ist; er soll Dir zeigen, wie man bei all seiner Gewöhnlichkeit, Notdurft und Traurigkeit ihm und sich selber die Lichtseiten abgewinnt.

Goethes Heiterkeit, Kellers Humor sind ja nicht die Grundfarbe ihres Wesens, sondern die meisterlich aufgesetzten Lichter.

„Mehr oder weniger traurig" nennt Keller am Ende „alle, die über die Brotfrage hinaus noch etwas kennen und sind." Ja, er wird es erfahren haben, daß der Humor oft auf dem dunkeln Grunde der größten Trauer seine lieblichsten Blüten treibt. Und bei näherem Zusehen scheint mir, er überrage bei Meister Gottfried immer nur um eine Handbreit das innere Leiden an der Unzulänglichkeit des Daseins. Aber diese Spanne, um die der Mensch über die Flut der Trübsal hinausragt, genügt, ihn vor Erstickung zu bewahren. Laß Dich von ihm am Kragen nehmen, laß es geschehen, daß er Dir den Atem frei halte, so bist Du gerettet, bist dem Schicksal gewachsen; denn ihm gewachsen sein, heißt ja nicht: sicher am Ufer stehen, sondern sich schwimmend behaupten. Humor, dieser kleine Überschuß an Kraft, zeugt uns in der Not des Zwanges ein erstes Fünklein Freiheit und Überlegenheit, aus dem allmählich die Sonne der Heiter-

keit groß und bleibend erwachsen kann. Deine Klagen verraten mir: Du bist geschwächt, so daß Liliputanerfesseln den Aufschwung Deiner Seele hemmen: die Verschrobenheiten Deiner alten Wirtin versetzen Dich in Raserei, die törichte Anmaßlichkeit des ersten besten Nachbars wird Dir ein Nagel zum Sarge. Könntest Du diese Kreaturen mit den Schalkaugen Kellers sehen, Du wärst von ihnen befreit. Du hast recht, die Geistigkeit ist es, die uns leiden, gerade an solchem Kleinkram leiden macht. Aber es scheint ein Grundsatz der Natur zu sein — der grausamen, milden — um ihre Geschöpfe lebensfähig zu erhalten, ihnen zu jeder Erschwerung einen Ausgleich zu schaffen. Keller sagt: das Tier lache nicht, zum Lachen brauche es etwas Geist, und so gibt der Geist die Kompensation in Gestalt des Humors, die Möglichkeit der Befreiung, der Überlegenheit über den dumpfen Zwang.

Aber am Ende ist es doch nicht der Geist allein, der den Humor beschert, wenigstens nicht diesen versöhnlich lächelnden Humor Kellers, sondern die Liebe, die sich des Geistes bedient. An Geist fehlt es doch uns Heutigen nicht; vielleicht fehlt es uns an der Liebe.

Ja, ist denn nicht dies das Entsetzliche, schleicht sich uns nicht dann der Tod in die Welt, wenn unser Liebesgefühl versiegt und erstirbt? Mir ist oft, als ob jede neue Epoche der Menschheit die Aufgabe, zu lieben, erschwerte — vielleicht um ihre Liebeskraft zu steigern. Aber mancher Einzelne selbst mancher Beste erliegt, wie Dein Strindberg immer wieder erlag.

Nein, nicht in sein Schuldbuch schreib ich's. Nicht aus der Fülle der Liebe hat er sich Menschenhaß getrunken (wie jener Unglückliche, dem Goethe auf der Harzreise half), sondern aus der Fülle des Hasses, den seine katastrophenschwangere Zeit barg.

Ins Schuldbuch dieser Zeit schreibe ich die Friedlosigkeit, die Härte, den Haß dieses kalt-heißen Schweden. Selig preise ich die „gleichmäßig dauernde Glut", die Keller an Goethe verehrt, die Keller wie Goethe durchwärmt.

Heiße sie unzeitgemäß mit ihrer Milde: gerade darum tun sie uns not! Wo ihr Geist mächtig wird, herrscht Frieden und Fruchtbarkeit.

Ein Schönstes sagt Goethe von der Natur: „Ihre Krone ist die Liebe. Nur durch sie kommt man ihr nahe." Es ist in den beiden Poeten eine naturalistische Liebe, die das „Ist" nicht verächtlich verwirft in genügelosem Sehnen zum „Soll", sondern es kräftig umarmt, es gutheißt — trotz allem! Sie wächst selbst in Faust, und der den ‚Wilhelm Meister' das realitätsüchtigste Buch von der Welt nennt, ist kein andrer als jener, dessen Wort ich noch einmal Dir ins Herz prägen möchte, das Wort von der „hingebenden Liebe an alles Gewordene und Bestehende, welche das Recht und die Bedeutung jeglichen Dinges ehrt und den Zusammenhang und die Tiefe der Welt empfindet". Denn — so fragt die blühendste Frau in dem grünsten aller Romane: „Wozu wäre man da, wenn man die Menschen nicht, wie sie sind, lieb haben müßte?"

Wer dieses Gefühl erst hat, den hat auch die Erde wieder. Und er kann der Erde, solang er's hat, nicht untreu werden. Bleib ihr treu! Sei dies das goldene Bändchen, das Dich an sie bindet: die Liebe!

Bist Du so weit, daß Du in stiller Gefaßtheit mit den Augen des Wohlwollens, Wohlgefallens schaust, so wird Dir wie in einem Kunstwerk alles im Einzelnen sinn- und reizvoll erscheinen, und weise im Ganzen. Und dann webt sich neben dem goldenen Bändchen der Liebe immer fester das Band der pflichtbewußten Dankbarkeit. Du wirst Dich mit dem Spiegel, der dir das Leben erneuert gewiesen hat,

seinem Zuge anschließen, Dich unter ihn mischen. Du wirst eingreifen und mitwirken in regsamer Tätigkeit.

Und glaube mir, auch dann wird der wirklichkeitsfrohe, ewig schaffende Goethe, wird der resolut an Volk und Gemeinschaft teilnehmende Keller Dir noch manches zu sagen haben, andre Heilmänner werden sich zu ihnen gesellen — bis Du gesund bist; andre Führer sie ablösen — bis Du keinen mehr brauchst, bis Du selber führst im Zuge des Lebens!

---

# Sesenheimer Studien

Von Edward Schröder (Göttingen)

I.

Aus der Vorbereitung des Kapitels ‚Echtheitsfragen' meiner Göttinger Vorlesung ‚Einführung in das Studium Goethes' ist mir im Jahre 1904 eine Untersuchung über ‚Die Sesenheimer Gedichte von Goethe und Lenz, mit einem Exkurs über Lenzens lyrischen Nachlaß' erwachsen (Götting. Gelehrte Nachrichten, phil.-hist. Klasse 1905 S. 51/115), als deren Hauptergebnis nach außen die allgemein anerkannte Entlarvung des Fälschers P. Th. Falck[1] und die Zurückweisung aller von ihm dargebotenen „Varianten" erscheint. Von den übrigen Resultaten bestätigte der Nachweis, daß die Gedichte Nr. 4 „Ach bist du fort? Aus welchen güldnen Träumen" und Nr. 5 „Wo bist du itzt, mein unvergeßlich Mädchen?" Lenz gehören und dem ersten Kopisten Heinrich Kruse noch in der Originalhandschrift dieses Dichters vorgelegen haben, nur eine Erkenntnis, die schon Loeper bei der Redaktion der Gedichte Goethes und Weinhold bei der Ausgabe der Lenzischen Gedichte gewonnen hatten; was ich aber des weitern über den Zustand der Überlieferung und ihren Wert als einen Rest der lyrischen Produktion Goethes in der Sesenheimer Zeit, vornehmlich aber als Ausschnitte aus seinen Briefen, ermittelt zu haben glaubte, ist zum Teil nicht scharf genug aufgefaßt, zum Teil direkt bekämpft worden. Kritik an meiner Kritik hat namentlich Th. Maurer geübt in der Schrift

[1] Siehe hierzu zuletzt Gött. Gel. Anzeigen 1918 S. 389 ff.

‚Die Sesenheimer Lieder, eine kritische Studie' (Straßburg 1907),[1] und daß er damit Eindruck gemacht hat, sah ich aus dem neuen ‚Jungen Goethe'[2] (s. insbesondere Morris' Ausführungen 6, 156 ff.) und indirekt auch aus dem Artikel von K. Reuschel: Ein Jugendgedicht Goethes („Balde seh ich Rickgen wieder", Euphorion 22, 57-61, 1918). Erst dieser hat mir Veranlassung gegeben, mit einer Nachprüfung meiner früheren Aufstellungen hervorzutreten und sie durch einige Zusätze zu ergänzen. Da es sich um wichtige lyrische Dokumente aus einem Lebensabschnitt des Dichters handelt, dem seit dem Erscheinen von ‚Dichtung und Wahrheit' nun schon drei oder vier Generationen ein besonderes, liebevolles Interesse entgegenbringen, hoffe ich, daß die philologische Akribie, welche zunächst der Überlieferung gilt und weiterhin die zerfasernde Tüftelei gegenüber der Dichtung durch eine nachfühlende Interpretation vielmehr abzuwehren strebt, mir nicht als Pedantismus ausgelegt werden möge.

Was sich aus dem Nachlaß der Friederike Brion im September 1835 noch von angeblichen Gedichten Goethes im Besitz ihrer damals 80jährigen Schwester Sophie zu Niederbronn vorfand, hat der Student der Philologie Heinrich Kruse sorgfältig abgeschrieben (s. GGN. a. a. O. S. 53 ff.), seine damaligen Aufzeichnungen aber erst 1878 (Deutsche Rundschau 17, 226; vgl. Deutsche Revue 18, 119) veröffentlicht, nachdem die Abschrift selbst in den Besitz von Salomon Hirzel übergegangen und von diesem mit geregelter Orthographie im ‚Jungen Goethe' 1, 261-70 abgedruckt worden war. Für meine Untersuchung benutzte ich eine sehr

[1] Beiträge zur Landes- und Volkskunde von Elsaß-Lothringen Heft 32. — [2] Der junge Goethe. Neue Ausgabe in sechs Bänden besorgt von Max Morris. Leipzig, Insel-Verlag 1909-12 (im Folgenden DjG. abgekürzt).

genaue Abschrift von Albert Köster (a. a. O. S. 54/59)[1]; meine Kollation hat dann Maurer im Anhang seiner Schrift in den Wiederabdruck der 10 Gedichte (S. 31/7) eingetragen. Die Numerierung in Hirzels ‚Jungem Goethe‘ (bei Morris ist die Sammlung aufgelöst) und bei Maurer muß ich für die nachfolgenden Ausführungen voraussetzen und stelle sie darum hier zunächst voran:

Nr. 1. Erwache Friedericke.
Nr. 2. Jetzt fühlt der Engel, was ich fühle.
Nr. 3. Nun sitzt der Ritter an dem Ort.
Nr. 4. Ach bist Du fort? Aus welchen güldnen Träumen.
Nr. 5. Wo bist Du itzt, mein unvergeßlich Mädchen?
Nr. 6. Ich komme bald, ihr goldnen Kinder.
Nr. 7. Kleine Blumen, Kleine Blätter.
Nr. 8. Balde seh ich Rickgen wieder.
Nr. 9. Ein grauer trüber Morgen.
Nr. 10. Es schlug mein Hertz, geschwind zu Pferde (B. 1/10).

Kruse trat mit dem von Sophie Brion erweckten Vorurteil an das Abschreiben heran, lauter Goethische Originalhandschriften vor sich zu haben. Er sah nachher, daß er es mit mindestens zwei verschiedenen Händen zu tun habe; da ihm keine Originale oder Faksimile eine Vergleichung ermöglichten und er den Gedanken an eine dritte Person abwehrte, auf Lenz aber gar nicht gekommen ist, so gelangte er im Laufe seiner Arbeit zu folgendem Resultat: die Nr. 2. 3. 7 seien Abschriften Friederikens, Nr. 4 und 5 seien von Goethe „höchst sauber und zierlich geschrieben“, die Nr. 6. 8. 9. 10 „zeugen von der lieblichen Leichtigkeit, mit welcher ihm jedes Wort oder Ereignis in ein Lied überfließt“ — er hielt sie also für eilige Niederschriften von Improvisationen des Dichters; bei Nr. 1 hatte er anfangs übergeschrie-

[1] Inzwischen habe ich auch die Abschriften Kruses selbst hier einsehen dürfen, dank dem bereitwilligen Entgegenkommen der Leipziger Universitätsbibliothek.

ben „Von fremder Hand“, strich aber das „fremder“ nachträglich und schrieb mit anderer Tinte, also möglicherweise erst nach seiner Heimkehr, darüber „nachlässig verstellter“. Er hat also für Goethes eigene Niederschriften zuletzt drei Abstufungen festgestellt: a. Nr. 4. 5 „höchst sauber und zierlich“, b. Nr. 1 „nachlässig verstellt“, c. Nr. 6. 8. 9. 10 „eilig“ oder „flüchtig“.

Nun hat sich Kruse gerade da, wo er am bestimmtesten Goethes Hand erblickte, bei Nr. 4. 5 nachweislich geirrt: diese Gedichte gehören Lenz, können also von Goethe gar nicht geschrieben worden sein — und überdies habe ich a. a. O. S. 67 ff. erwiesen, daß hier auch die Orthographie für eine authentische Handschrift Lenzens entscheidet. Wie viel wir weiterhin auf Kruses graphisches Urteil zu geben haben, zeigt seine Bemerkung zu der Überschrift von Nr. 5 ‚Als ich in Saarbrücken‘: „anscheinend von seiner [d. i. Goethes] Hand, nur flüchtiger“; wer imstande war, diese zweifellos von Friederiken geschriebenen Worte (denn das „ich“ kann ja nur sie sein!) Goethes „flüchtiger Hand“ zuzuweisen, dem dürfen wir auch zutrauen, daß er da irrte, wo er diese flüchtige Hand in ganzen Gedichten wiederfand: bei Nr. 6. 8. 9. 10. Ich habe (S. 55) nachgewiesen, daß Kruse mit dem Abschreiben von Nr. 4. 5 begann und nach Nr. 1 mit Nr. 2. 3 endigte: erst jetzt erkannte er deutlich, daß er es hier mit einer fremden Hand zu tun hatte, er schrieb darüber: „Von Friederikens Hand zwei halbe Bogen“, und von da rückwärts hat er nachträglich seine Nr. 7 der Friederike zugeschrieben: ich vermute fast, mehr wegen der Rechtschreibung als wegen der Handschrift, denn gerade dieses Gedicht ist durch besonders auffällige Verstöße gegen die Orthographie und den Reim ausgezeichnet. Auch zu Nr. 1 machte er jetzt eine Notiz (s. u.). Auf die übrigen Stücke aber hat er diese spät erwachte Kritik nicht ausgedehnt,

und vierzig bis sechzig Jahre später hat er mit dem Eigensinn des Alters daran festgehalten, für die Nr. 6. 8. 9. 10 habe er Goethes Originalhandschrift vor sich gehabt. Maurer (S. 6 14) hat Kruses Auffassung zu stützen oder doch als möglich zu erweisen gesucht, nachdem ich (S. 60 ff.) den Beweis angetreten hatte, daß auch diese Stücke von Sophie nur in der Abschrift ihrer Schwester aufbewahrt wurden. Auf die Form seiner Polemik werde ich nicht eingehn: es ist gewiß mehr Ungeschick als böser Wille, wenn er dabei so verfährt, daß er mir, wo er doch ganz mit meiner Methode arbeitet, immer wieder einen schwerfälligen und törichten Pedantismus vorwirft und das dann hinterher mehrfach einschränkt, indem er meine Kautelen selbst anführt.[1]

Die vier Stücke, um die sich der Streit hier dreht, heben sich in ihrem graphischen Bilde, soweit es eben die Abschrift erkennen läßt, nicht nur von Nr. 4 und 5, sondern ebenso von Nr. 1 scharf ab, während sie mit Nr. 2. 3. 7 eine auffallende Ähnlichkeit haben. Maurer, für den Nr. 1 ein Lenzisches Autographon ist so gut wie Nr. 4. 5, hält diese Ähnlichkeit für darin begründet, daß Nr. 6. 8. 9. 10 Goethische Originale, Nr. 2. 3. 7 Abschriften von solchen sind, in denen er nur eben die direkten Entstellungen des Reimes wie des Wortbildes („hort" st. „fort", „fand" st. „findt" in Nr. 3; „Rosse(n)" st. Rose(n), „genug" st. „genung", „trieben" st. „Triebe" in Nr. 7) auf Friederikens Konto setzt, in allem übrigen aber Goethes eigene, angeblich sehr freie Schreibung widergespiegelt sieht, der er so gut wie alles zutraut. Ich dagegen finde in dieser deutlichen Verwandt-

[1] Bei der Neigung, sich fortgesetzt und unnötig an mir zu reiben, begegnet Maurer allerlei Mißgeschick. Die meisten seiner Einwendungen erledigen sich durch Vergleich mit den neuen Abdrücken bei Morris — was dieser selbst merkwürdigerweise übersehen hat.

schaft der orthographischen Erscheinung vor allem die Abschreiberin wieder, mit Mängeln und Unarten, die entweder bei Goethe überhaupt nicht vorkommen, oder doch nicht in dieser krassen Häufung.

Um das festzustellen habe ich mich zunächst des Materials bedient, das uns aus der Straßburger Zeit überliefert ist also der ‚Ephemeriden' und der Ossian-Übersetzung. Ich schränke dies Material noch ein, indem ich im Folgenden nur heranziehe:

1. die 10 Brief-Konzepte 63/71. 74 (DjG. 2, 5/19)
2. das Roman-Fragment ‚Arianne an Wetty' (DjG. 2, 55/7)
3. die Gesänge an Selma (DjG. 2, 84/91).

Das Sprachmaterial dieser drei Gruppen umfaßt etwa (4200 + 940 + 2400 =) 7540 Wörter: diesem stehn in den Liedern 6. 8. 9. 10 bei 59 Zeilen 299 Wörter, in den Liedern 2. 3. 7 bei 38 Zeilen 213 Wörter gegenüber; das Vergleichsmaterial ist also, soweit es sich um durchgehende Erscheinungen handelt, ein überreiches, und darüber hinaus rückwärts und vorwärts zu greifen würde sich nur empfehlen, wenn es dem Aufspüren von Singularitäten gälte. So aber ist es überflüssig und, wenn man es treibt wie Maurer, direkt verkehrt und verwerflich. Vor allem empfiehlt es sich nicht, die eigentliche Periode des Sturms und Dranges heranzuziehen, wo Goethe mit dem Regelbuch der Orthographie zuweilen in übermütigster Fehde liegt.

Als der Dichter die Universität Leipzig bezog, brachte er eine im allgemeinen wohlgefestigte Schulorthographie mit, die nur in wenigen Punkten Schwankungen aufweist. Zu diesen gehört aber kaum die Setzung der großen und kleinen Anfangsbuchstaben: in diesem Punkte ist der Leipziger und Straßburger Goethe noch so sicher, wie er es im Unterricht zu Frankfurt geworden war. Ich finde in dem oben umschriebenen Material aus Bd. 2: a) nur *eine* leicht ver-

ständliche Entgleisung vom großen in den kleinen Anfangsbuchstaben: ‚Wann wird es morgen im Grabe werden, der den Schlummrer erwecke‘ (S. 88 Z. 13 v. o.); b) der umgekehrte Fall kommt bei allerstrengster Kritik siebenmal vor: „Ihren Special Fall“ (S. 9 Z. 4) — „Die Akademischen Jahre“ (S. 14 Z. 4) — „unsrer niedlichen und Muthwilligen Lustbaarkeiten“ (S. 17 Z. 17 v. o.) — „Die Stimme Alpins war Lieblich“ (S. 86 Z. 14 v. u.): es sind lauter durchsichtige und leicht entschuldbare Fälle, und noch mehr sind es diejenigen, wo nach einem Komma mit großen Anfangsbuchstaben fortgefahren wird: „Schau sie, Guck sie“ (S. 14 Z. 15 v. u). — „..Eh nun die Zeit wird auch den Sturm..legen“ (S. 52 Z. 13 v. u.) — „Ein halbverdorrter Baum, langes Gras das im Winde flüstert, Zeigen dem Auge des Jägers das Grab des mächtigen Morars“ (S. 87 Z. 2 v. u., Beginn eines Hexameters!).

Diesen 1 + 7 Fällen der originalen Straßburger Überlieferung stehn nun in den vier zwischen Maurer und mir strittigen Gedichten 6. 8. 9. 10, deren Wortmaterial (ich bitte das zu beachten!) noch nicht den 25sten Teil von jener ausmacht, gegenüber 6 + 7 Fälle: a. die Schreibungen „liebe“ Nr. 8 V. 8 — „gram“ Nr. 8 V. 11 — „gabe“ Nr. 8 V. 15 — „gesicht“ Nr. 9 V. 14 — „trauben“ Nr. 8 V. 18 — „traube“ Nr. 9 V. 23; b) umgekehrt: „Ach wie Schön hats mir geklungen“ Nr. 8 V. 5 — „Doch jetz Sing und ich habe“ Nr. 8 V. 13 — „Bedeckt mein Liebes Feld“ Nr. 9 V. 2 — „Liebliche Fridricke“ Nr. 9 V. 5 — „Mein Nahm bey Deinem Steht“ Nr. 9 V. 10 — „Sie Sehen [!] die Sonne nimmer“ Nr. 9 V. 15 — „Es Schlug mein Hertz“ Nr. 10 V. 1. Von diesen 13 Fällen hat nur das eine „Liebliche“ in Goethes gleichzeitiger Orthographie eine Stütze, alle andern fallen aus seinem damaligen Brauch heraus — am entschiedensten die vier groß ge-

schriebenen Zeitwörter mitten im Satze! Das ist nie und nimmer der Straßburger Goethe, das ist Friederike Brion!

Den Mädchennamen „Friederike“ hat Goethe zu allen Zeiten mit ie und in der Regel viersilbig geschrieben, wo nicht der Rhythmus einmal wie in Nr. 9 V. 5 u. 16 die synkopierte Form verlangte; niemals hat er sich der Form mit i bedient, sowenig wie er die Schreibung „Fridrich“ kennt. Wohl aber schrieb sich Friederike Brion so: die 3 Faksimile (am bequemsten bei Falck zugänglich) zeigen die Abkürzung „Frid. Brion“, und in die Kirchenbücher hat sie sich bald als „Friderika“, bald als „Fridericka“ eingetragen (Lucius: Friederike Brion von Sesenheim, Straßburg 1877, S. 194); gerade diese Schreibung mit Frid— aber scheint Kruse auch in der Abschrift von Nr. 9 V. 5 u. 16 vorgefunden zu haben im Gegensatz zu dem Goethischen Autographon Nr. 1 V. 1. Freilich ist seine Kopie, wie ich mich nachträglich überzeugt habe, hier selbst nicht unzweideutig.

Ich will nicht weiter bei andern Unsicherheiten der Schreibung verweilen, wie wenn in Nr. 9 V. 5 gerade im Reim auf „Blicke“: „Fridrike“ und dann V. 16 im Versinnern „Fridricken“ geschrieben ist — ich habe noch ein anderes bedeutsames Kriterium übrig. Der junge Goethe hat in der Frankfurter, Leipziger und Straßburger Zeit grundsätzlich bei der Niederschrift eigener wie fremder Gedichte den Vers mit einem großen Anfangsbuchstaben begonnen; von den Gedichten und Stammbuchversen des Knaben bis zu der Aufzeichnung der elsässischen Volkslieder finden sich davon nur ganz vereinzelte Ausnahmen, nämlich in Bd. 1 des ‚Jungen Goethe‘ S. 105 bei den fünffüßigen Jamben im Brief an Riese (4mal), S. 210 in dem Stammbucheintrag für Karl Klose (3mal). In den Sesenheimer Gedichten aber kommt der Fall 10mal vor: 4mal (auf 38 Verse) innerhalb der auch von Maurer der Friederike

zugestandenen Nr. 2. 3. 7 und 6mal (auf 59 Verse) in der Gruppe, die er ihr abstreitet (Nr. 8 V. 15; Nr. 9 V. 3. 5. 19. 22. 23).

Wir haben mithin die Kopien dieser Vierzahl von Gedichten mit verstärkten Gründen der Friederike zugeschrieben.

Während Kruse kein Bedenken trug, die Nr. 6. 8. 9. 10 dem Schreiber von Nr. 4. 5 zuzuweisen, schien ihm Nr. 1 von vornherein eine fremde Hand zu verraten, die also weder mit derjenigen identisch war, die er z. T. hinterher als die des Mädchens erkannt hatte, noch mit derjenigen, die er fälschlich Goethe zuschrieb, die aber in Wirklichkeit die von Lenz war; wenn er sich nachträglich (!) dafür entschied, sie nur für „verstellt" anzusehen, so geschah das unter dem Zwang der Vorstellung, daß neben Goethe nur eben Friederike in Betracht komme, diese aber dem saubern Autographon gegenüber ausscheiden müsse. Der natürliche Schluß für uns ist der, daß ihm gerade hier, und vielleicht nur hier allein, Goethes Handschrift vorlag. Daß ich selbst die Möglichkeit erwogen habe, Nr. 1 könne eine, orthographisch unter dem Einfluß der Vorlage stehende, Kopie von Lenz sein, habe ich S. 63 angedeutet. Nachdem ich diese Erwägung abgewiesen hatte, versuchte ich die orthographischen Kriterien, mit denen es mir gelungen war, Nr. 4 u. 5 als Lenzische Autographa zu erweisen, auf Nr. 1 anzuwenden — ich kam zu keinem Resultat, weil es an Belegen für die entscheidenden Merkmale Goethischer sowohl wie Lenzischer Orthographie fehlt (S. 69 f.). Ich beschränkte mich also darauf, die Echtheit des Gedichtes zu erweisen (S. 94 ff.), womit dann das Autographon ohne weiteres Goethe zufallen mußte. Und ich will kein besonderes Gewicht darauf legen, wenn ich heute ein damals verworfenes Kriterium richtig stelle. Die Schreibung ff nach langem

Vokal ist für Lenz ein festes orthographisches Gesetz, von dem nur die Fremdwörter wie „Briefe", „Stiefel", „Tafel", „Teufel" eine Ausnahme machen. In Urlichs' Abdruck des ‚Tagebuchs' von 1774 zähle ich 38 Fälle, denen nur zwei Ausnahmen gegenüberstehn, die man im Verdacht von Kopier- und Druckfehlern haben darf. So steht denn auch richtig „ruffen" in dem Liede Nr. 4, V. 13, in Nr. 1, V. 41 : 43 treffen wir „Schlafe": „Strafe", was jedenfalls bei Goethe weniger auffällig wäre als bei Lenz, denn obwohl auch jenem Schreibungen wie „schlaffen", „ruffen" (und „rufft"!) nicht fremd sind, findet sich doch bei ihm das einfache f weit häufiger. Aber ich will keineswegs entscheidenden Wert darauf legen, denn sonst müßte ich mir auch einwenden, daß Goethes bevorzugte Schreibung damals nicht „Träne" (so z. B. DjG. 2, 19), sondern „Trähne" war (so 6mal in den ‚Gesängen an Selma'). Ich bleibe auch heute dabei: mit der Orthographie läßt sich eine Entscheidung zwischen Goethe und Lenz nicht treffen!

Dem stimmt nun auch Maurer zu, aber er bringt ein neues Kriterium, die Interpunktion! Ich selbst hatte (S. 70) auf die beiden Doppelpunkte nach Nr. 1, 38 und 42 hingewiesen und diese für den Straßburger Goethe charakteristisch gefunden, der sie z. B. in den ‚Gesängen an Selma' mit Vorliebe verwende:[1] DjG. 2, 84 Z. 3; 86 Z. 10 v. o., Z. 6 v. u.; 88 Z. 3 v. u.; 90 Z. 2 v. o., Z. 9 v. u. Maurer entwindet mir diese Beobachtung, indem er nachweist, daß sämtliche Kola aus Macpherson stammen — was ich allerdings hätte nachprüfen können, was mich aber keineswegs überrascht — und kehrt das Kriterium gegen mich, indem er für den Doppelpunkt als rhetorisches Satzzeichen ein halbes Dutzend Belege aus Lenz beibringt, dem ich es selbst-

[1] Ich habe die Belege nach Morris umgeschrieben und ergänzt, lasse aber den Fall fort, wo der Doppelpunkt nur eine Rede einleitet.

verständlich nicht bestritten habe: ich hatte nur hervorgehoben, daß in den beiden Gedichten von Lenz auf Friederike die Gedankenstriche eine große Rolle spielen (in Nr. 4 allein sind es ein Dutzend!), während in Nr. 1 dafür als rhetorisches Satzzeichen zweimal das dort fehlende Kolon erscheine. Eine besondere Vorliebe für das Zeichen läßt sich für Goethe nicht aufrecht erhalten — daß es ihm auch in der Lyrik nicht fehlt, zeigt ein Blick auf DjG. 2, 60, wo es in Gedichten eben unserer Zeit gleich zweimal vorkommt. Und warum soll nicht auch die Interpunktion des Ossian, den er eben damals für Friederike übersetzte, geradezu auf ihn eingewirkt haben? Ich könnte noch ein anderes Moment gleicher Art hinzufügen. Es ist längst bekannt, daß das Gedicht „Erwache Friedericke" unter dem Einfluß Hagedorns steht und in der Strophenform von dessen Liede ‚Der Morgen' gedichtet ist; Hagedorn aber schwelgt geradezu in der Anwendung unsres Interpunktionszeichens: im ‚Morgen' freilich steht es nur einmal, in andern Gedichten aber findet es sich in größerer Zahl, so siebenmal in ‚Die Vögel' (neun fünfzeilige Strophen), wobei sechsmal die Strophenschlüsse (1—2 Zeilen) damit eingeleitet werden. Von einer Zuweisung von Nr. 1 an Lenz auf Grund der beiden Doppelpunkte kann vernünftigerweise nicht die Rede sein — ich wäre darauf gar nicht weiter eingegangen, wenn nicht Morris die Sache so merkwürdig ernst genommen hätte. Es bleibt vorläufig dabei: auf Grund der Angaben von Kruse muß man annehmen, daß Nr. 1, das den Eindruck eines Autographen machte, von einer andern Hand geschrieben war als die von Lenz herrührenden Nr. 4 und 5; nachdem die Handschriften selbst verloren sind, läßt sich das aus der Orthographie (und Interpunktion) nicht erweisen. Wir müssen also die Entscheidung über den Schreiber aus der Lösung der Autorfrage gewinnen.

II.

Bielschowsky hatte das ‚Ständchen', wie wir einmal kurzweg die Nr. 1 nennen wollen, auf Grund einer nörgelnden Zergliederung Goethe abgesprochen und Lenz zugewiesen, ohne damit Beifall zu finden. Seinen Versuch, es auf den August 1772 zu datieren, habe ich (S. 95) mit dem Hinweis erledigt, daß da die Nachtigall längst zu schlagen aufgehört hat.

Maurer (S. 21ff.) nimmt zwar meine sachlichen Kriterien für den Goethischen Ursprung auf und vermehrt sie durch eigne — aber alle gelten ihm nur für die 1., 3. und 6. Strophe. Auch er zerfasert das Gedicht, aber wenn für Bielschowsky die vermeintlichen Widersprüche Anlaß waren, das Ganze Goethe abzusprechen und Lenz zuzuweisen, erklärt er sie aus einer Überarbeitung von fremder Hand, welche die Strophen 2, 4 und 5 hinzufügte — und diese Hand war die von Lenz: er entlieh von Friederike ein dreistrophiges Gedicht Goethes und gab ihr ein sechsstrophiges zurück. Diese „kühne, aber sehr ansprechende Vermutung" hat auf Morris (DjG. 6, 159) einen solchen Eindruck gemacht, daß er die verkürzte Originaldichtung, als ob sie dokumentarisch beglaubigt sei, in DjG. 2, 57 zum Abdruck bringt — und andere, wie Ernst Traumann und Hans Gerhard Gräf, sind ihm gefolgt.

Ich darf ihnen daraus kaum einen Vorwurf machen, denn auch mir hat die verkürzte Dichtung beim ersten Anblick so gut gefallen, daß ich sie sofort meinen Studenten im Kolleg vorgelesen habe. Gerade weil mir bei wiederholter Beschäftigung mit dem ‚Ständchen' dieser Einfall nie gekommen war, imponierte er mir so, daß ich zunächst die auftauchenden Bedenken unterdrückte und mich des neuen Gedichtes freute, das kein Nörgler mehr dem jungen Goethe würde abstreiten können.

Es bleibt aber jeder höhern Kritik gegenüber ein befangenes Urteil, wenn man sich durch das konstruierte Resultat bestechen läßt und ihm gegenüber auf eine genaue Interpretation der überlieferten Form verzichtet. So bin ich denn recht bald zu meiner alten Auffassung des vollständigen Gedichtes zurückgekehrt und werde sie hier vorlegen.[1]

Durch die von Maurer vorgenommenen Ausschaltungen werden die anakreontischen Elemente des Liedes beseitigt: mit Str. 2 die „Philomele", mit Str. 4 die schlafende Schöne, mit Str. 5 die scheltende Anrufung der Musen. Dadurch ist das Ganze sehr viel „moderner" geworden und sagt unserm heutigen Geschmack entschieden mehr zu. Ob das aber ein Zeichen der Ursprünglichkeit ist? Es fällt zunächst auf, daß gerade diese Bestandteile von Lenz zugefügt sein sollen, dessen Lyrik gar nicht wie die Goethes durch die anakreontische Dichtung hindurchgegangen ist: es würden die einzigen Zeugnisse dieses Stils und Geschmacks in der ganzen Dichtung Lenzens sein!

Das Gedicht zeigt eine Mischung von Zügen der erlebten Situation und der literarischen Überlieferung, die nicht zerstört werden darf: der Gedanke, daß die letzteren nachträglich von fremder Hand aufgeflickt seien, ist an sich bedenklich, denn diese Mischung war in der Konzeption enthalten, und sie läßt sich auch nicht völlig auflösen durch Herausnahme einzelner Strophen, wobei obendrein der humoristische Charakter des Ganzen zerstört wird. Den eigentlichen Schlüssel zur Situation enthält die von Maurer gründlich mißverstandene Strophe 2.

Der Dichter weilt über Pfingsten 1771 in Sesenheim. Es ist auch noch anderer Besuch im Pfarrhause, und der

[1] Ich finde nachträglich einiges von dem, was ich hier vortrage, schon von Eugen Wolff: Der junge Goethe S. 447 ff. richtig beobachtet, dem Einzigen, der, soviel ich sehe, der zierlichen Dichtung gerecht geworden ist.

Raum ist etwas eng geworden: so müssen denn Marie und Friederike in Einem Bette schlafen (Str. 3), und da man in solcher Lage spät einschläft, — besonders junge Mädchen, die sich immer viel zu erzählen haben — haben sie einen festen Morgenschlummer. Das aber verdrießt den Dichter, der mit dem „lieben Schwesternpaar"[1] (Str. 1) einen Frühspaziergang fest verabredet hat, wohl um jenseits des Rheins über den Höhen des Schwarzwalds die Sonne aufgehn zu sehen, und, seinerseits rechtzeitig aufgestanden, in der Jasminlaube die Mädchen erwartet. Friederike hat es ihm — scherzhaft feierlich — durch Handschlag versprochen, früh aufzustehn, und nun monologisiert er (Str. 2): „So also hältst Du Dein Versprechen?! Mich treibst Du aus dem Bett — und Du schläfst ruhig weiter! Schändlich!" So umschreib ich die Verse 2, 1/3, deren komisches Pathos Maurer unfaßbarer Weise als „nervös aufgeregte, übertreibende Deklamation, rhetorische Mittel wie Fragen und Ausrufe, und infolgedessen ein zerhackter Rhythmus" charakterisiert. Goethes Phantasie verweilt nun (Str. 4) bei dem Bilde der schlafenden Geliebten — hier lehnt sich das Gedicht an ein Lieblingsmotiv der neuanakreontischen Dichtung an (‚la belle dormante'), aber der Dichter ironisiert sich selbst über dieser mehr vorgestellten als geschauten Situation: „Ich seh dich schlummern, Schöne, / Vom Auge rinnt / Mir eine süße Träne / Und macht mich blind." Und, in der Morgenfrühe fröstelnd, affektiert er: „Wer kann es fühllos sehen? / Wer wird nicht heiß, / Und wär er von den Zähen / Zum Kopf von Eiß?" Maurer, der „die Anrede zu matt,

[1] So ist „mein geliebt Geschwister" zu fassen — ich betone das, weil ich es früher selbst als „mein liebes Schwesterchen" genommen habe. Der kollektive Singular „das Geschwister" für „Schwesternpaar, Schwester und Bruder" ist Goethe auch später noch ganz geläufig (s. Deutsches Wörterbuch 4, 1 b, Sp. 4003 f. 3 b).

zu nichtssagend, den Inhalt der ersten Verse zu weichlich", in den Strophen 4 und 5 überhaupt nur „rhetorisch sentimentale Ausschmückungen oder Weiterführungen der von Goethe angeschlagenen Motive" (S. 27) findet, während er den allein echten Strophen „ein schlicht-schönes Ethos" nachrühmt (S. 26), hat im Grunde für das Ganze wie für seine Teile ebensowenig Verständnis wie Bielschowsky. Hier sind eben zwei gänzlich humorlose Menschen über ein humoristisches Gedicht geraten, mit dem sie beide nichts anzufangen wissen.

Der Dichter gefällt sich in den zu Unrecht verdächtigten Strophen 4. 5 in der Ausmalung seines erbarmungswürdigen Zustandes: zwar das Frösteln kann er durch die lebhafte Vorstellung der schlafenden Schönen[1] allenfalls loswerden, aber den eigenen Schlaf ganz zu verscheuchen, gelingt auch der Reimarbeit nicht, zu der er sich aufgerafft hat: „halb voll[2] Schlaf" schilt er die Musen — und was dabei herauskommt, ist nicht viel wert. So schließt sich denn die Schlußstrophe 6 aufs engste an die vorausgehende an: „Zur Strafe mußt Du hören, was ich gereimt habe — Du, die schönste meiner Musen, hast ja währenddem geschlafen". Eben um dieser Pointe willen ist in Str. 5 von den Musen in der Mehrzahl die Rede gewesen, was ganz und gar nicht dem Brauch der Anakreontik entspricht, vgl. z. B. Uz: Poetische Werke (Leipzig 1768) Bd. 1, die Gedichte ‚Der Frühling', ‚An Chloen', ‚Die Muse', ‚Magister Duns', ‚Die Muse bey den Hirten', ‚Das bedrängte Deutschland', ‚Die lyrische Muse' usw.

Mithin enthalten die von Maurer ausgeschalteten Strophen nicht nur die anakreontischen Motive, die ein moderner

---

[1] Vgl. An den Mond (Neue Lieder Nr. 19) Str. 3: „Dämmrung wo die Wollust thront, schwimmt um ihre runden Glieder". — [2] So (nicht „im Schlaf") ist die richtige Lesart.

Leser leicht entbehren mag, sondern den Schlüssel zur Situation (Str. 2), aus der heraus das Gedicht entstanden ist, und deren humoristische Ausgestaltung (Str. 4. 5). Sie herausnehmen heißt den Charakter dieses echten Gelegenheitsgedichtes aufheben und seine eigentlichste Stimmung zerstören. Es ist ebenso unmöglich, daß Lenz die anakreontischen Züge auf ein goethisches Gedicht aufgeheftet, wie daß er die humoristische Stimmung durch Interpolation in ein Gedicht des Freundes „von schlicht-schönem Ethos" hineingetragen habe. Wie Lenzens eigene Sesenheimer Lyrik aussah (es handelt sich ja nur um eine kurze Episode), das wissen wir aus den Gedichten Nr. 4 und 5 zur Genüge. Strophe 2 des ‚Ständchens' ist schlechthin unentbehrlich, Str. 4 ist mit der vorangehenden, Str. 5 mit der folgenden Strophe so fest verknüpft, daß man sie zwar allenfalls herauslösen, aber sich schlechterdings nicht vorstellen kann, wie sie nachträglich in einem fremden Hirn entstehen konnten. Und nicht die bloße Möglichkeit der Entfernung, sondern die Erklärung des nachträglichen Zustandekommens entscheidet über die Berechtigung solcher Herausnahme.

Auch sprachlich steht in diesen Strophen nichts spezifisch Lenzisches, wohl aber einiges Goethische, wofür sich bei Lenz keine Parallele findet. Dabei muß ich freilich eine Textkorrektur vornehmen: Str. 4 V. 5 lese auch ich in Kruses alter Kopie „fehllos", aber in einer von Kruse durchgesehenen jungen Abschrift, die beiliegt, steht „fühllos", wie Stöber und Hirzel gedruckt haben, und das trifft unzweifelhaft das Richtige, selbst wenn es Konjektur sein sollte. Man kann nicht „fehllos sehen", wohl aber „fühllos", und dieser Ausdruck ist auch gerade bei dem jungen Goethe belegt: „der .. | Die schönen Felder fühllos sah" (an Friederike Oeser, 6. XI. 1768, DjG. 1, 308 Z. 3 v. u.); „fühllos" ist für den Dichter das Gegenteil von „fühlbar": „Sie sind zärtlich, fühlbaar"

(DjG. 1, 318 Z. 11 v. u.); „das gute, sanfte, fühlbare Herz" (‚Clavigo' III 1, DjG. 4, 191 Z. 16 v. o.).

Und dann der Reim Str. 2 V. 1 : 3 „heilig : unverzeyhlich"! Es ist, wie ich unter Hinweis auf Gött. Gel. Nachr. 1905, S. 88 f. nochmals mit Nachdruck betone, eine eminent goethische, Lenz durchaus fremde Bindung. Das Paar „hoch: sog" bei Weinhold 47 B, 15 f. als einziger von mir in fast 4000 Reimzeilen aufgefundener Beleg für g : ch ist noch lange keine Stütze für „heilig : unverzeyhlich", auch wenn es nicht kritisch anfechtbar wäre. Für Goethe aber ist es höchst bezeichnend, daß er in dem bekannten Frankfurter Briefpostskriptum, wo er Käthchen Schönkopfs Orthographie zensiert, ihr u. a. vorschreibt, statt „freilich" zu schreiben — „freilig"! (DjG. 1, 335, Z. 6 v. o.)

Es bleibt nur ein einziger Einwand, den Bielschowsky gegen Goethes Autorschaft, Maurer mit mehr Eindruck gegen die Einheit des Gedichtes geltend gemacht hat: Str. 2 „Horch Philomelens Kummer / Schweigt heute still" — aber Str. 6 „Die Nachtigall im Schlafe / Hast Du versäumt". Also nach Str. 2 hat die Nachtigall geschwiegen, nach Str. 6 hat sie gesungen. Ich kann diesen „Widerspruch" so wenig wichtig nehmen wie den Wechsel von „Philomele" mit „Nachtigall". Beidemal handelte es sich um eine Pointe: „die Nachtigall schweigt, weil sie Dein hartnäckiger Schlaf verdrießt" — „die Nachtigall hast Du verschlafen, jetzt mußt Du zur Strafe meine Reime anhören". Über der Freude an den Pointen könnte der Widerspruch dem Dichter selbst entgangen sein, wie gewiß der Mehrzahl seiner Leser. Aber es ist auch eine andere Erklärung möglich: in den frühen Morgenstunden, kurz vor Tagesanbruch, pflegt ja die Nachtigall sowieso nicht mehr zu singen; der Dichter, der um diese Zeit unten in der Laube sitzt, kann das mit einer scherz-

haften Verdrehung so umdeuten, wie es in Str. 2 geschieht — und dann darf er gleichwohl den zweiten Scherz in Str. 6 wagen. Man versäumt ja die Nachtigall überhaupt nicht durch langen Schlaf, sondern durch festen Schlaf. Ist das Gedicht auch aus einer erlebten Situation heraus entstanden, so wiegt doch der scherzhafte Charakter vor: im Spiel mit anakreontischen Vorstellungen und im Spiel mit der Pointe entfernt sich der Dichter bewußt und unbewußt von der Wirklichkeit, ohne daß man das als Manier bezeichnen oder als Widerspruch pressen darf.

## III.

Dadurch, daß wir in dem Sesenheimer ‚Ständchen' unzweifelhaft anakreontische Züge erkannt haben, die nur Goethe und nicht dem der Anakreontik ferngebliebenen Lenz angehören können, sind wir gegen die Bedenken, mit denen Reuschel den Straßburger Ursprung von „Balde seh ich Rickgen wieder" (Nr. 8) ansicht, von vornherein gewappnet. Denn der schwerwiegende Grund, auf den gestützt Reuschel das Gedicht nach Leipzig zurückverlegen möchte, ist doch der, daß es „der Anakreontik anzugehören scheine" (S. 57). Ich will wenigstens zu Ehren Reuschels annehmen, daß dieses Urteil, daß ich allenfalls verstehe und zu würdigen weiß, der Ausgangspunkt des Zweifels gewesen ist, und nicht etwa die beiden „Schwierigkeiten der Erklärung", die er an die Spitze stellt und die ich zuerst abtun muß.

1. Ach wie schön hats mir geklungen,
Wenn Sie meine Lieder sang.

In einer jener Anmerkungen, die wir unseren Herausgebern gern schenken möchten, hat Morris hierzu geäußert: „dieser Zug aus den Sesenheimer Tagen ist nur hier überliefert" (DjG. 6, 160); Reuschel findet, daß „der Dichter in seiner Selbstbiographie eine solche Tatsache kaum un=

berücksichtigt gelassen hätte" (S. 58), und S. 59 deutet er dann einige Stellen in dem langen Reimbrief an Friederike Oeser vom 6. XI. 1768 (DjG. 1, 307/8) so aus, daß auch die obigen Verse besser auf die Leipziger als auf die Sesenheimer Friederike passen sollen.

Ja, was will man denn eigentlich für Zeugnisse über das hinaus, welches jeder Philologe, der sich mit der Sesenheimer Lyrik beschäftigt, doch wohl auswendig kennen müßte: „Ich legte für Friedriken manche Lieder bekannten Melodien unter. Sie hätten ein artiges Bändchen gegeben; wenige davon sind übrig geblieben, man wird sie leicht aus meinen übrigen herausfinden" —?

Und beginnt nicht auch das zweite Lenzsche Gedicht der Sesenheimer Sammlung mit den Versen:

Wo bist Du itzt, mein unvergeßlich Mädchen?
Wo singst Du itzt?

Die Tatsache, daß ein junges Mädchen in einem gebildeten Bürgerhause den Gesang pflegte, bedurfte im 18. Jahrhundert keiner ausdrücklichen Erwähnung: noch als unser Großvater die Großmutter nahm, war das so gut wie selbstverständlich. Erst unsere Mütter haben nur zu singen gewagt, wenn sie glaubten „Stimme" zu haben, und erst unsere Töchter riskieren es bloß, wenn Gesangunterricht vorausgegangen ist. Zu den Zeiten des jungen Goethe aber sangen die Pfarrerstöchter so gut wie die Vöglein im Walde.

2. Denn mich ängsten tiefe Schmerzen,
Wenn mein Mädchen mir entflieht,
Und der wahre Gram im Herzen
Geht nicht über in mein Lied.

„Was soll das heißen: Wenn mein Mädchen mir entflieht?" ruft Reuschel aus. „Barer Unsinn wäre die Deutung auf Friederike: wann soll die Geliebte entflohen sein?" — und nun folgt eine Abschweifung, die wir am besten

auf sich beruhen lassen, da ihr der Verfasser selbst kaum Gewicht beilegen wird. Man traut seinen Augen nicht: ein Autor, der die ganz richtige Empfindung hat, daß in dem Gedicht anakreontische Elemente stecken, übersieht ganz, daß dazu vor allem das „fliehende" Mädchen gehört, das sich der Sehnsucht, der Begehrlichkeit des Geliebten entzieht. Von der Pholoe fugax des Horaz (Carm. II 5, 17) ab kann man dies „fliehende Mädchen" verfolgen bis in die Leipziger Anakreontik des vorausgehenden Jahrzehnts. Ich schlage etwa Chr. Fel. Weiße: Kleine lyrische Gedichte 1772 Bd. I auf und finde es S. 18. 19. 108. 117. 148. 159 usw. Weiter: „Anstoß erregt für Bielschowsky nicht ohne Grund die Unterscheidung zwischen wahrem und falschem Gram" (S. 58), und S. 59 wird dieser „Unterschied von wahrem und falschem Gram" geradezu verwertet, um den Widerspruch zwischen Empfinden und dichterischem Gestalten, ja die innere Unwahrheit der Anakreontik (und mit ihr doch wohl unseres Gedichtes?) zu erweisen!

Aber wo steht denn etwas von „wahrem und f a l s c h e m Gram"? Fordert denn ein emphatisches „wahr" („Und der wahre Gram im Herzen Geht nicht über in mein Lied") den Gegensatz „falsch" heraus: etwa in dem Sinne „Der Gram in meinen Liedern ist falsch, ist unecht"? Man sträubt sich, dem Leser eines Goethischen Gedichtes so etwas zuzutrauen. Der klare Sinn ist doch einfach der: „ich finde im Liede keinen vollen Ausdruck meines wahren Grams, d. h. für die ganze Tiefe meines Grams." (Vergl. hierzu übrigens Reuschel selbst S. 60.)

„Die Schwierigkeiten der Erklärung" sind also nur eingebildete, wohl nachträglich ausgetüftelte. Die Hypothese, das Gedicht gehöre nach Leipzig, war bei Reuschel früher da, und ich vermute, es hat dabei am stärksten mitgewirkt der Einfall, der, wie ich beobachtet habe, auf unbewehrte Leser

einen gewissen Eindruck macht. Der betreffende Absatz beginnt auf S. 58 unten mit den Worten: „Während der Straßburger Zeit wird Friederike übrigens nie als Rickgen bezeichnet" und schließt: „In der Pfarrerfamilie des Elsasses dürfte die mitteldeutsche Koseform ganz ungebräuchlich gewesen sein." Zu dem ersten ist zu bemerken, daß der Name des Mädchens in den Briefen und sonstigen Aufzeichnungen Goethes überhaupt nicht genannt wird, ebensowenig in den Briefen der Korrespondenten: auch Lenz und Salzmann nennen ihn niemals. Der Schlußsatz aber fußt zunächst auf falschen Voraussetzungen und trifft weiterhin im speziellen Fall durchaus daneben. Daß Friederike in den wenigen von ihr erhaltenen Schriftstücken immer „Frid. Brion" unterzeichnet, haben wir oben gesehen, wie sie aber in ihren jungen Tagen gerufen wurde, daß sehen wir daraus, wie sie ihr Patenkind Friedrike Heintz von Sesenheim nennt — „Rickchen"! So steht zweimal zu lesen in dem Neujahrsbrief der Schwester vom 30. XII. 1798 (Lucius S. 137, Faksimile bei Falck zu S. 80).[1] Und daß ihr auch sonst das „mitteldeutsche Deminutivsuffix" —chen wohl geläufig war, zeigt der Satz „und das können Ihr jungen Herrichen ja so Leicht" in einem Brief von 1811 (Falck S. 84).

Heute heißt es allerdings im Elsaß „Rickel(e)" und „Herrle", aber dieser Wandel findet in der Geschichte des Verkleinerungssuffixes seine Erklärung. Als mit dem Übergewicht der Obersachsen und Niedersachsen in der Literatur das bis dahin zurückgedrängte „—chen" an die Stelle des oberdeutschen (und schlesischen) „—lein" trat, war dieser Sieg zunächst weit entschiedener, als wir es uns heute vorzustellen vermögen. Die Schweizer, an ihrer Spitze Bodmer, Breitinger und Haller, hielten das „—lein" streng aus

[1] Daneben begegnet dann 1812 in dem letzten Meißenheimer Brief (Falck S. 84) „Redslöb Rickel".

ihren Schriften fern: bei Haller z. B. hab ich nur ein einziges Deminutiv gefunden, und dies heißt: „Käthgen"! Das hält bei den schweizerischen Autoren bis tief ins 19. Jahrhundert an: Hegner in der ‚Molkenkur' (1812) hat zwar (von der norddeutschen Zofe „Suschen" ganz abgesehen) „Märchen", „Plätzchen", „Töchterchen", „Wägelchen", aber (außer „Fräulein") kein einziges Verkleinerungswort auf „—lein".[1] Bei Wieland nimmt die gleiche Zurückhaltung kaum Wunder; über das Verhalten Schillers und seiner Zeitgenossen hat das reichste Material zusammengetragen H. Pfennig in der Zeitschrift für deutsche Wortforschung 6, 1/40.

Was speziell die weiblichen Eigennamen anlangt, so hat zu allen Zeiten ein Austausch zwischen Nord und Süd stattgefunden: so gut das süddeutsche „Fräulein" im Norden seinen Platz behauptet hat und das norddeutsche „Mädchen" nach Süden gewandert ist, haben wir im 18. und 19. Jahrhundert „Bärbel", „Gustel", und ganz besonders „Christel"[2] auf norddeutschem, „Julchen", „Lottchen", „Rickchen" auf süddeutschem Boden. Und in gebildeten Kreisen Süddeutschlands ging diese Bevorzugung der Bildungen auf „—chen" zeitweise noch weiter, wobei speziell im Elsaß der Einfluß der nassau-saarbrückischen, hessen-darmstädtischen und, vom Über-Rhein her, baden-durlachischen Beamtenfamilien einwirkte. Wie es im Elsaß um 1770 stand, dafür haben wir noch ein paar besondere Zeugnisse. In H. L. Wagners ‚Kindesmörderin' (1776) heißen die dienenden Personen „Lissel" und „Marianel", die Heldin aber, die Bürgerstochter, „Evchen" Humbrecht; Lenz nennt in dem

[1] Sehr lehrreich ist es, das Verhalten von Gottfried Keller z. B. bei der Textrevision seiner ‚Legenden' zu beobachten. — [2] Dies bis in die Volkssprache Norddeutschlands hinein: zugleich für „Christine" und für „Christian".

Gedicht Nr. 31 V. 35 bei Weinhold die Cleophe Fiebich „Clephchen", und die gleiche Namensform entschlüpft ihm einmal statt des Decknamens Araminte im ‚Tagebuch' (1774).[1] Wenn also Goethe unterm 13. III. 1780 in sein Tagebuch eintrug: „Guter Brief von Rickgen B.", so hat er sich nur der traulichen Namensform bedient, die ihm von Sesenheim her geläufig war: Friederike Brions Rufname war Rickchen!

Wie stand es damit bei Friederike Oeser? Wir haben weder ein direktes noch ein indirektes Zeugnis — und wenn wir Reuschel folgen wollten, kämen wir geradezu zu der Ablehnung der Koseform „Rickchen". Goethe bekennt in einem Briefe an Behrisch vom 3. XI. 1767 (DjG. 1, 89) seine Abneigung gegen Langer: „Er hat mir nichts getahn und ich kann ihn nicht leiden. Warum? frage die kleine Fritze, die will ihm auch keine Hand geben, sie weiß so wenig warum als ich. Rahten kann ichs, man liebt den Nachfolger niemals, wenn man den Vorfahren geliebt hat; Plazfolge ist immer eine Art von Vertreibung." Dazu bemerkt Reuschel S. 60 Anm. 1: „Der Zusammenhang (Langer — Akademie — kleine Fritze) ergibt, daß ... nur Oesers älteste Tochter gemeint sein kann, als deren besonderes Kennzeichen die Kleinheit der Gestalt hervorgehoben wird." Eine sonderbare Art von Interpretation aus dem „Zusammenhang"! Mir scheint es ganz undenkbar, daß die gesetzte und wohlerzogene 20jährige Friederike Oeser aus reiner Laune einem Schüler ihres Vaters die Hand zu geben sich weigert. Das launische Wesen, das selbst nicht weiß, warum sie widerstrebt, ist entweder ein kleines Mädchen — oder aber es ist eine von jenen, „die besser waren als ihr Ruf": so faßt es gewiß richtig Morris DjG. 6, 29 auf, indem er unbedenklich die „kleine Fritze" des Briefes vom 2. XI. mit dem

[1] Deutsche Rundschau 1877 3, 277.

„Frißgen" des nächsten Briefes, vom 7. XI. (DjG. 1, 190), gleichsetzt: „Ich binn bey Frißgen gewesen, die ganz eingezogen geworden ist. So sittsam, so tugendhaft. Ich wette sie verliebt sich in mich, wenn ich noch etlichemal herauskomme; faute de quelque chose de mieux." Mit Friederike Oeser hat also „die kleine Friße" oder „Frißgen" nichts zu tun — hätte aber Reuschel recht gehabt, dann war ja eben damit der Beweis geliefert, daß jene „Friße" und nicht „Rickchen" gerufen wurde! Denn die beiden Koseformen wird sie doch schwerlich nebeneinander geführt haben. Wir kennen also den Namen, mit dem sie gerufen wurde, nicht — gegen „Rickchen" spricht ein wenig (nicht entscheidend!) die Tatsache, daß damals in Leipzig eben die Koseform „Friße", „Frißchen" für Friederike in Brauch war. Die Mode wechselt in diesen Dingen: ich erinnere mich aus meiner Jugend zweier Bürgerstöchter meiner Vaterstadt Wißenhausen, welche „Frißchen" hießen, während ältere Damen und Dienstboten „Rickchen" genannt wurden.

Die vermeintlichen Schwierigkeiten der Interpretation sind mithin beseitigt, und weder durch ihren Rufnamen, noch durch ihre Sangeskünste hat Friederike (Friße?) Oeser etwas vor Rickgen Brion voraus, was ihr einen Anspruch auf das anmutige Sesenheimer Gedicht verleihen könnte. Daß diese vier Strophen ein Liebeslied oder aber einen poetischen Liebesbrief darstellen, daran zu zweifeln ist bisher noch niemandem eingefallen, ja in der Zeile „lange liebe Liebe lang" glaubten wir (wie immer man sie sprachlich auffassen möge) einen ganz neuen Gefühlston, eine bisher unbekannte Zartheit und Innigkeit des Empfindens durchbrechen zu sehen. Nun findet sich aber in allen Dokumenten der Leipziger und Frankfurter Zeit nicht der leiseste Hinweis darauf, daß Goethe für Friederike Oeser jemals andere als freundschaftliche Empfindungen und ein gewisses

Verhältnis brüderlichen Vertrauens gehabt habe. Bei Reuschel sieht man nicht ganz klar, ob er die Beziehungen der beiden umdeuten oder aber die Leipziger Friederike als Adressatin dadurch ermöglichen möchte, daß er in dem Gedichte „Unwahrheit des Gefühls, Widerspruch zwischen Empfinden und dichterischem Gestalten" erblickt (vgl. S. 59 oben).

Daß sich das Gedicht nicht im Nachlaß der Friederike Oeser, wohl aber im Besitz der Sophie Brion vorgefunden hat, glaubt Reuschel ziemlich leicht nehmen zu dürfen. Ich glaube nicht, daß damit irgendeiner seiner Leser einverstanden sein wird. Oben habe ich den verstärkten Nachweis geliefert, daß uns die Strophen durch eine Abschrift von Friederike Brion überliefert sind — ich möchte mit Nachdruck betonen, daß ein Vers wie

Doch jetz Sing und ich habe

mit dem dreifachen Fehler: „jetz" (bei Goethe unerhört), „Sing" (mit Kapitälchen) und Fortlassung des Senkungswörtchens „ich" in einer eigenhändigen Niederschrift Goethes undenkbar wäre. Nach meiner früher entwickelten Auffassung handelt es sich bei diesem wie bei den meisten Gedichten des Sesenheimer Heftes um Kopien aus Briefen, die die Empfängerin verbrannte, während sie sich die Verse abschriftlich aufbewahrte. Die Annahme, daß ihr Goethe das Liedchen, das er einst für die gleichnamige Leipziger Freundin geschrieben hatte, in die Hände gespielt und ihr die Möglichkeit belassen habe, es auf sich zu beziehen, ist widerwärtig — und auch der Gedanke, daß er ein fast vier Jahre altes Kind seiner anakreontischen Muse mit oder ohne Umkleidung in einen seiner Briefe eingeschaltet habe, erscheint ausgeschlossen.

Es bleibt dabei: die Strophen „Balde seh ich Rickgen wieder" sind im Sommer 1771 in Straßburg entstanden

und als Briefeinschluß an die Sesenheimer Friederike gelangt, in deren Abschrift sie Heinrich Kruse vorfand. Sie zeigen den Durchbruch eines innigen und starken Liebesgefühls durch eine Phraseologie, die noch ein paarmal an die überwundene Anakreontik der Leipziger Jahre erinnert.

---

# Die ästhetischen Gedanken Goethes in seinem Briefwechsel mit Schiller

Von Else Sternberg (Cöln am Rhein)

## I. Theorie und Erfahrung.

Der Bund zwischen Goethe und Schiller war ein Bund gegenseitiger Arbeitsförderung. Ein ersprießliches Zusammenarbeiten mit einheitlichem Ziel, wie man es für die ‚Horen' geplant hatte, setzte eine Verständigung über die beiderseitige Stellungnahme zu theoretischen Grundfragen der Kunst voraus. So beginnt der Bund mit einer Periode des Theoretisierens, eines Theoretisierens jedoch, das nicht Selbstzweck war. An sich widerstrebten spekulative Erörterungen Goethes aktiv gerichteter Natur. „Ich komme mir gar wunderlich vor, wenn ich theoretisieren soll" (1794 X 19[1]). Aber in Zeiten, denen eine entschiedene Kulturgemeinschaft und im Zusammenhang mit ihr eine künstlerische Tradition fehlt, in Zeiten, wo der Künstler, nur auf sich selbst gestellt, sich seinen Weg mühsam suchen muß, kann eine gesunde Theorie einigermaßen die fehlende Tradition und ihre Schulung ersetzen und, indem sie vor Mißgriffen schützt, die künstlerische Produktion segensreich befruchten. In diesem Sinne halten Goethe und Schiller für ihre Zeit „einen Koder ästhetischer Formeln als regulativer Prinzipien" für sehr erwünscht.[2]

Eine gesunde Kunsttheorie ist eine praktisch anwendbare,

[1] Daten ohne jeden Zusatz beziehen sich durchweg auf die Briefe Goethes an Schiller oder auf die Schillers an Goethe. — [2] Vergl. 1797 II 4 und 1798 VII 21, sowie Schiller an G. 1798 VII 23.

und eine solche läßt sich nur aus der Erfahrung gewinnen. „Grundlage aller Theorie muß die Erfahrung liefern. Eine vollständige Erfahrung muß die Theorie in sich enthalten" (1797 X 14). Von der Höhe reiner Begriffe führt kein Weg zum Gegenstand. „Der Künstler [so führt Schiller an Goethes Stelle, „weil diesem vom Himmel das Organ dazu versagt sei" [G. an W. v. Humboldt 1798 VII 16] im Anschluß an Humboldts Abhandlung über ‚Hermann und Dorothea' diesen Gedanken aus] braucht mehr empirische und spezielle Formen, die eben deswegen für den Philosophen zu eng und zu unrein sind; dagegen dasjenige, was für diesen den gehörigen Gehalt hat und sich zum allgemeinen Gesetze qualifiziert, für den Künstler bei der Ausübung immer hohl und leer erscheinen wird" (an W. v. Humboldt 1798 VI 27).[1] „Sie haben einen recht wichtigen Punkt berührt," äußert sich Goethe hierzu, „die Schwierigkeit im Praktischen etwas vom Theoretischen zu nutzen. Ich glaube wirklich, daß zwischen beiden, sobald man sie getrennt ansieht, kein Verbindungsmittel stattfinde, und daß sie nur insofern verbunden sind, als sie von Haus aus verbunden wirken, welches bei dem Genie von jeder Art stattfindet" (1798 VI 30). Daher wird Goethes Theorie aus genialen Mustern der Vorzeit hergeleitet und, im Vollbewußtsein der eigenen Genialität, aus der Beobachtung des eignen Kunstschaffens. Eine Fessel sollte jedoch auch diese Theorie für niemanden werden, weder für den Künstler noch für den Kritiker. Die Kritik ist nur Dienerin. Lob und Tadel bleiben subjektiv, und oft kann der Künstler nicht einmal ihren „negativen Wert" nutzen, der doch ihr „wichtigster" ist (1798 I 6). Keine Theorie hat absolute Geltung. Goethe nennt es eine Anmaßung der Theoretiker, wenn sie ihrer innern Überzeugung eine derartige Geltung

[1] Ähnlich an Goethe 1802 I 20.

nach außen zuschrieben (1797 IX 12). „Was das Genie geleistet hat, sehen wir allenfalls, wer will sagen, was es leisten könnte oder sollte?“ (1797 XII 23). „Der Künstler muß selbst am besten wissen, inwiefern er sich fremder Vorschläge bedienen kann“ (1797 IX 25).

Dabei wird der Wert der theoretischen Einsicht für den Künstler nicht herabgesetzt. „Ganz anders arbeitet man aus Grundsätzen als aus Instinkt, und eine Abweichung, von deren Notwendigkeit man überzeugt ist, kann nicht zum Fehler werden“ (1797 XII 30).[1] Nur bleibt der Gesetzgeber selbst über dem Gesetz. Diese Anschauung hängt eng zusammen mit Goethes Auffassung vom Wesen des Genies. Diese aber ist ihrerseits bedingt durch die Art und Weise, wie sich für ihn das Verhältnis zwischen Natur und Geist, zwischen Objekt und Subjekt darstellt.

## II. Das Verhältnis von Natur und Geist in der Auffassung des naiven Dichters.

Es gibt zwei Arten der Auffassung dieses Verhältnisses, die naive und die sentimentale. Für jene herrscht Einheit zwischen Natur und Geist, für diese sind es zwei getrennte Welten, die zu vereinen die priesterliche Aufgabe der Kunst ist. Der naive Dichter ist eins mit seinem Werk, weil sich ihm die Idee in der Natur verwirklicht; der sentimentale Dichter aber bezieht das Objekt auf eine subjektive Idee, und so streiten bei ihm die begrenzte Wirklichkeit und die unendliche Idee. „Der naive Dichter ist Natur, der sentimentale sucht die Natur“, so kennzeichnet Schiller in der Abhandlung ‚Über naive und sentimentalische Dichtung‘ kurz ihren wesentlichen Unterschied. Goethe ist der naive Dichter, freilich nicht der der Antike, sondern der naive Dichter einer sentimentalen Zeit. Schiller ist der sentimen-

[1] Vergl. auch 1799 VIII 21.

tale Dichter. Im Verlauf ihrer zehnjährigen Freundschaft findet eine wechselseitige Beeinflussung zwischen ihnen statt. Goethe lernt, auch das subjektive Element im Erkenntnisprozeß wie im künstlerischen Prozeß anzuerkennen, und Schiller lernt, das objektive Element nicht zu übersehen. Die Grundauffassung des Verhältnisses von Natur und Geist ist entscheidend für eine Kernfrage der Ästhetik, die im Briefwechsel einen breiten Raum einnimmt, ob nämlich die Kunst Lebenswirklichkeit darzustellen habe oder idealisierte Wahrheit, und ob im letztern Falle der idealisierende Faktor aus dem Objekt selbst herzunehmen sei, oder ob es sich hier um eine freie Geistestat des Subjekts handle.

### 1. Der objektive Idealismus.

Von den englischen Neuplatonikern her hatte in der Ästhetik des 18. Jahrhunderts die Auffassung Leben gewonnen, daß die menschliche Kunst dem Wirken der Natur analog sei, indem sich in den Gestalten der Natur wie der Kunst das gestaltende Prinzip, der schöpferische Geist, in der Weise offenbare, daß der Beschauer mit der Gestalt zugleich das Wesen, die Idee des Objekts erfasse. Inward form hatte Shaftesbury diese Idee genannt.[1] Er griff damit zurück auf Plotins Begriff der Form als innerer, gestaltender Kraft (*λόγος σπερματικός*).[2] Harmonie zwischen der Idee und ihrer Erscheinung war dieser Ästhetik das Wesen des Schönen.

Auf die Quelle des Idealismus, auf Plato selbst ging Winckelmann zurück. In der ‚Geschichte der Kunst des Altertums' (§ 21 f.) kennzeichnet er die Schönheit als

[1] Vergl. Oskar Walzel: Goethes sämtliche Werke, Jubiläums-Ausgabe, 36, XXIX ff. — [2] Vergl. Julie Wernly: Prolegomena zu einem Lexikon der ästhetisch-ethischen Terminologie Friedrich Schillers (Walzels Untersuchungen zur neuern Sprach- und Literaturgeschichte IV), Leipzig 1909, S. 84.

Harmonie der Teile des Gegenstandes unter sich und mit dem Ganzen und als „Übereinstimmung des Geschöpfes mit dessen Absichten", der Gestalt mit der sie belebenden Idee. Kunst ist nach ihm die Hervorbringung idealischer, über die Wirklichkeit erhabener Form. Als das Urbild eines Volkes, in dem der Sinn für diese Harmonie und für formale Schönheit ungebrochen war, erschienen ihm die Griechen. Die Losung der deutschen Ästhetik wurde nun statt der bisherigen Nachahmung der Natur, wie sie die Franzosen gefordert hatten (Batteux, Diderot): Nachahmung der hohen Werke der Alten. „Der Gegenstand wurde verändert, die Nachahmung blieb."[1] Winckelmanns Griechenbegeisterung wurde zum Erbteil des deutschen Neuhumanismus, besonders Humboldts und Goethes.[2]

Und zu Winckelmanns Einfluß gesellt sich für Goethe der Einfluß Herders, der ihn das Typische in den Bildwerken der Antike wie in den Gebilden der Natur sehen lehrt. Für Herders gesamte Gedankenarbeit war es bezeichnend, daß er, wie er stets von den Objekten aus auf das Denken blickte, den denkenden Geist selbst nicht anders als im Zusammenhang mit dem Ganzen unserer Weltkenntnis betrachten konnte.[3]

Bei dieser Denkrichtung gilt das Interesse nicht nur dem Einzelwesen als solchem, sondern vor allem der Gattung, der es angehört, und deren typisches Merkmal es in sich ausprägen und zur Anschauung bringen muß. Der Künstler, der wie die Natur verfährt, muß auch eine möglichst vollkommene Darstellung des Gattungstypus erstreben. — Während der italienischen Reise Goethes kam der Ein-

[1] Schelling: Über das Verhältnis der bildenden Künste zur Natur (1807; Werke 3, 391). — [2] Vergl. Edmund Spranger: Humboldt und die Humanitätsidee (Berlin 1909) S. 255. — [3] Vergl. Günther Jacoby: Herders und Kants Ästhetik (Leipzig 1907) S. 6.

fluß der Plastik des Altertums und die ihn umgebende plastische Natur des Südens hinzu, um sein Denken nachdrücklich an der objektiven Welt zu orientieren. Winckelmann, Herder, die Plastik der Alten, die südliche Natur, alles wirkte zusammen, um Goethe jenen Begriff vom organischen Schaffen der Kunst zu vermitteln, der hinfort für seine Ästhetik maßgebend wird.

Der von Goethe beeinflußte Karl Philipp Moritz gibt dem Gedanken des Nachbildens im Gegensatz zum äußern Nachahmen der Natur in der Abhandlung: Über die bildende Nachahmung des Schönen (Braunschweig 1788) folgende Fassung: „Nachahmen heißt nicht nachbilden, was die Natur gebildet hat, sondern bilden, wie die Natur gebildet hat, aus sich heraus."

Wie Herder dachte Goethe auf Grund eigner Anlage und spinozistischer Einflüsse monistisch. Der Geist, der der Natur und der Kunst die Gesetze gibt, war ihm ein und derselbe. Es ergab sich für ihn daraus, da Gleiches Gleiches aufzufassen befähigt ist, die Folgerung, daß in der Anschauung das Wesen der Dinge unmittelbar begriffen werden kann. In der Einleitung in die ‚Farbenlehre' gibt er dem Gedanken „eines alten Mystikers", Plotins, die Fassung (Naturwissenschaftliche Schriften 1, XXXI):

> Wär' nicht das Auge sonnenhaft,
> Wie könnten wir das Licht erblicken?
> Lebt' nicht in uns des Gottes eigne Kraft,
> Wie könnt' uns Göttliches entzücken?

Freilich, nicht der Einzelne begreift die ganze Natur, weil seine Erfahrung beschränkt bleibt. Auch nicht jeder erfaßt sie überhaupt. Ein Auge ist dazu notwendig, „das die Gegenstände rein sieht" (1794 vor X 19). Ein solches Auge hatten die Griechen von Natur.

. . . . . . . . Du aus Norden,
Im Nebelalter jung geworden,
Im Wust von Rittertum und Pfäfferei,
Wo wäre da dein Auge frei!
Im Düstern bist du nur zu Hause.[1]

Da ist eine Schulung der Sinne nötig. Darum muß in der Ausbildung des Kunstjüngers[2] nach der alten Weisung des Leonardo da Vinci die Übung der Sinne eine besonders große Rolle spielen (1794 vor X 19).

Was den Erscheinungen der Natur als Wesen zugrunde liegt, ist nach Goethes Auffassung also nicht schlechthin unerfahrbar, weil es einer unsrer Erkenntnissphäre unzugänglichen Zone angehörte, sondern setzt nur einen für den einzelnen nicht zu erreichenden Umfang der Erfahrung voraus. Die Menschheit mit ihrer Gesamterfahrung würde die ganze Natur begreifen. „Ich möchte sagen, die Natur ist deswegen unergründlich, weil sie nicht Ein Mensch begreifen kann, obgleich die ganze Menschheit sie wohl begreifen könnte. Weil aber die liebe Menschheit niemals beisammen ist, so hat die Natur gut Spiel, sich vor unsern Augen zu verstecken“ (1798 II 21). „Nur sämtliche Menschen erkennen die Natur, nur sämtliche Menschen leben das Menschliche“ (1798 V 5). Es ergab sich für Goethe daraus die praktische Folge, zu keinem philosophischen Einzelsystem zu schwören. „Ich mag mich stellen, wie ich will, so sehe ich in vielen berühmten Axiomen nur die Aussprüche einer Individualität, und gerade das, was am allgemeinsten als wahr anerkannt wird, ist gewöhnlich nur ein Vorurteil der Masse, die unter gewissen Zeitbedingungen steht, und die man daher eben so gut als ein Individuum ansehen kann“ (1798 V 5).

[1] Homunculus zu Mephistopheles (Faust II 2 Vers 6923 7). — [2] Vergl. Otto Harnack: Goethes Kunstanschauung in ihrer Bedeutung für die Gegenwart (Xenien 1908, Heft 2) S. 94.

Schon Lessing hatte ein um die Erreichbarkeit oder Unerreichbarkeit des Ziels unbekümmertes Wahrheitstreben auf seine Fahne geschrieben. Für Goethe kommt der Gedanke des „gegenseitigen Hülfleistens aller Kräfte" hinzu, um von dem einzelnen zu fordern, daß er so viel Erfahrung sammle, wie nur möglich. Denn was der einzelne gewinnt, gewinnt die Gesamtheit, und um so geringer wird der Umfang des Unbekannten. Es ist dies einer der leitenden Gedanken des ‚*Märchens*'. Das war es auch, was Goethe zu seinen Naturstudien trieb, das Streben, „im Endlichen nach allen Seiten zu schreiten, um möglichst viel vom Unendlichen zu erfahren". Ich verstehe den bekannten Spruch[1] nicht im kritizistischen Sinn, wie *Vorländer*.[2]

### 2. Der Typus in Natur und Kunst.

Auch der Natur gegenüber handelt es sich darum, durch die Mannigfaltigkeit der Erscheinungen hindurch das ihnen zugrundeliegende Urbild, durch seine Metamorphosen hindurch den *Typus* zu erfassen.[3] Der Typus ist das zuerst gegebene allgemeine Lebensprinzip der Dinge, das die Kraft in sich birgt, die in ihm liegenden Möglichkeiten in mannigfaltigen äußern Gestalten zu entwickeln.[4] Wenn hier der Entwicklungsbegriff hineinspielt, so wird Entwicklung im analytischen Sinne gefaßt als Entfaltung des im Keime Angelegten. Im Blatt steckt schon die Blüte (*Metamorphose der Pflanzen*).

Der analytischen Naturbetrachtung entspricht in der Kunst

---

[1] „Willst du ins Unendliche schreiten" (in ‚Gott, Gemüt und Welt'). — [2] Karl Vorländer: Kant, Schiller, Goethe (Leipzig 1907) S. 231. — [3] Vergl. Friedrich Braß: Goethes Anschauung der Natur als Grundlage seiner sittlichen und ästhetischen Anschauungen in Entwicklung und Wandlung (Aus dem Goethejahr, Leipzig 1900) S. 7. — [4] Vergl. Camilla Lucerna: Das Märchen. Goethes Naturphilosophie als Kunstwerk. Deutungsarbeit (Leipzig 1910) S. 25.

das typische Verfahren. Seit Goethe in die Schule Winckelmanns und der Alten gegangen, war es das seine. Iphigenie kann aus der in ihr angelegten Naturanlage nicht heraus. Sie kann sich nicht selbst untreu werden. „Es gibt kein andres Unrecht als den Widerspruch." Und Tasso, der aus seiner Natur heraus möchte, geht eben dadurch unter.

## III. Die wechselseitige Beeinflussung des naiven und des sentimentalen Dichters.

### 1. Kant und Schiller.

Daß die Idee in der Anschauung gegeben sei, erregte Schillers Widerspruch in der entscheidenden Unterredung, die den Bund der beiden Dichter einleitete auf dem Stiftungsfest der Naturforschergesellschaft in Jena am 14. Juli 1794. Goethe beschrieb ihm die ihm vorschwebende Urpflanze und mußte von dem jüngern Dichter das Urteil hören, das sei keine Erfahrung, sondern eine Idee im Sinne der subjektiven Vorstellung. Hier treten der letzten Endes von Plato stammende realistische Idealismus und der subjektivistische Idealismus Kants einander gegenüber.[1]

Dem sondernden Verfahren Kants kann Goethe seiner Natur nach nicht hold sein. „Wenn die Philosophie sich vorzüglich aufs Trennen legt, so kann ich mit ihr nicht zurechte kommen ..., wenn sie aber ... unsere ursprüngliche Empfindung, als seien wir mit der Natur eins, erhöht ..., dann ist sie mir willkommen" (an Jacobi 1801 XI 23). Nun war aber Schiller nicht Kantianer im Sinne einer blinden Anhängerschaft. In seiner eignen Natur herrschte eine „sonderbare Mischung von Anschauen und Abstraktion" (an Goethe 1795 X 6). Das mochte ihn zu einer Synthese

[1] Vergl. Jonas Cohn: Das Kantische Element in Goethes Weltanschauung. Schillers philosophischer Einfluß auf Goethe (Vaihingers Kantstudien X, Berlin 1905) S. 326.

von objektiver und subjektiver Betrachtungsweise besonders befähigen und damit zu einem Einfluß auf Goethe.

Zu den Grundanschauungen, die er von Kant herübernahm, gehört vor allem die Autonomie des Subjekts. „Der Verstand schöpft seine Gesetze nicht aus der Natur, sondern schreibt sie ihr vor." Dieser auch für die Ästhetik maßgebende Satz der ‚Prolegomena'[1] ist der schneidende Ausdruck des Gegensatzes zum Goetheschen intuitiven Ineinsschauen der Dinge (Schiller an G. 1794 VIII 23 und VIII 31). Das Subjekt tritt in seiner Bedeutung gegenüber dem Objekt in den Vordergrund. Es liegt auf der Hand, daß der Gedanke der Autonomie des Subjekts für das praktische Kunstschaffen nützlich sein muß, indem mit der Steigerung des Selbstbewußtseins auch der Tätigkeitsdrang des Künstlers gesteigert wird. So ist denn der erste Einfluß, den Schillers Briefe ‚Über die ästhetische Erziehung des Menschen' auf Goethe ausübten, der, daß sie ihn zum Schaffen reizten (1794 XII 10).

Die Briefe ‚Über die ästhetische Erziehung des Menschen' waren für Goethe erst die eigentlichen Vermittler Kantischer Gedanken, freilich in der selbständigen Fortbildung, die Schiller ihnen gegeben hatte. Die verlorene Harmonie zwischen Objekt und Subjekt sucht Schiller im ästhetischen Zustand wiederzugewinnen. In der Schönheit wird die Kluft zwischen der Geisteswelt und der Sinnenwelt überbrückt. Es ist der Kantische Gedanke, daß das Schöne all unsere Erkenntnisvermögen zusammenstimmend zu machen habe.[2]

Als Ziel der modernen Kultur, zu deren Führerin die Kunst werden sollte, schwebt Schiller eben diese Wiedererlangung der an den Griechen so hochgepriesenen Totalität, der Harmonie der Gemütskräfte, vor. Diesen glück-

[1] Ausgabe der Berliner Akademie 4, 320. — [2] Vergl. Hermann Cohen: Kants Begründung der Aesthetik (Berlin 1889) S. 220.

lichen Zustand der Harmonie kannte Goethe aus Erfahrung. Er zollt Schillers Ausführungen warmen Beifall. „Wie ein köstlicher, unsrer Natur analoger Trank willig hinunterschleicht . . ., so waren mir diese Briefe angenehm und wohltätig . . ." (1794 X 26).[1]

Für den Einfluß Schillers auf Goethe war es von Bedeutung, daß jener den Schwerpunkt seiner Betrachtungen gerade auf das Stiefkind der Kantischen Ästhetik gelegt hat, auf das Gebiet der anhängenden Schönheit im Gegensatz zur freien Schönheit. Anhängende Schönheit ist sinnlich schöne Gestalt als Ausdruck einer übersinnlichen Idee. Freie Schönheit ist die wohlgefällige Form ohne Bezug auf den Inhalt.

In der ‚Kritik der Urteilskraft' findet sich in dem Teil, der der anhängenden Schönheit gewidmet ist, eine Reihe von Aussprüchen, die Goethe ohne Umstände unterschreiben konnte. So der Gedanke der Analogie des Naturschaffens und des Kunstschaffens in der Form (§ 46): Der geniale Mensch ahmt nicht nach: er wirkt aus sich heraus wie die Natur. Er arbeitet nicht nach einer überkommenen Regel, er schafft selbst eine neue, d. h. er weckt Nacheiferung durch sein Musterwerk. Goethe schreibt: „Lassen Sie uns ihm [dem Genie] nachspüren, wie es sich selbst unbewußt . . . zu Werke gehe, und wie das schönste Kunstprodukt, eben wie ein schönes Naturprodukt, zuletzt nur gleichsam durch ein unaussprechliches Wunder zu entstehen scheine" (1794 vor X 19).[2]

Nun ist aber der Geniebegriff, der bei Kant identisch ist mit Geist, als dem produktiven Vermögen im Gegensatz zu dem nur rezeptiven Geschmack, die Grundlage der Untersuchungen über die anhängende Schönheit. Der schöpferische Akt ist wesentlich Darstellung[3] ästhetischer

[1] Vergl. auch 1794 X 28. — [2] Vergl. auch 1798 VI 30. — [3] Vor

Ideen. Kant definiert also: „Genie ist das Vermögen ästhetischer Ideen". Nun unterscheidet er (§ 17) zwischen der ästhetischen Normalidee und der Vernunftidee. Unter jener versteht er den durch das Kunstwerk zur Erscheinung gebrachten Gattungsbegriff (Pferd, Hund usw.). Aber keine Erscheinung bringt den Gattungsbegriff rein zum Ausdruck. Die Normalidee ist vielmehr das Durchschnittsbild aus einer Summe von Einzelbildern der Erfahrung, dessen Zustandekommen freilich ein „Geheimnis der Natur" bleibt.[1]

Eine formal vollkommene Darstellung der Normalidee ist nicht die einzige Schönheit. Wir können sie geistig beleben. Dann wird in der Vermählung der Vernunftidee mit der Normalidee das Kunstwerk ein durch die sinnliche Gestalt ausgedrückter Gedanke. Auch die Vernunftidee wird nur in ihren Elementen durch die Erfahrung gegeben. Ihre Zusammensetzung ist eine Tat der Vernunft.

2. Das symbolische Kunstschaffen.

Für den kritischen Philosophen entsteht hier eine Frage, die für den naiven Dichter, dem die Schönheit ja auch eine durch die Idee beseelte Gestalt ist, nicht entstanden war, nämlich: wie es möglich sei, daß eine geistige Idee sinnlich dargestellt werde. Für Goethe galt das Wort des ersten Faust-Monologs:

Und wenn Natur dich unterweist,
Dann geht die Seelenkraft dir auf,
Wie spricht ein Geist zum andern Geist!

Für Herder war eben der Umstand, daß die Natur in Bildung lebendiger Organisationen einen allgemeinen Typus befolge, Grundlage für die Möglichkeit eines gegen-

stellung heißt es bei Kant. Über den Gebrauch von Vorstellung im Sinne von Darstellung vergl. Wilhelm Vogt: Die ästhetische Idee bei Kant (Erlanger Dissertation 1906) S. 9.

[1] Vergl. Wilhelm Vogt: ebenda S. 82.

seitigen Verständnisses aller Geschöpfe.[1] Bei Kant aber klafft ein unüberbrückbarer Abstand zwischen Objekt und Subjekt. Für ihn ist eine unmittelbare Darstellung der geistigen Idee unmöglich. Ihm kann dies vielmehr nur mittelbar geschehen durch Symbole.

Gestalten wie Goethes Iphigenie und Tasso, wie auch die „idealischen Masken" der antiken Tragödie (Schiller an G. 1797 IV 4), stellen zunächst sich selbst dar. In diesem Sinne sind sie naiv. Aber viele erleben, was sie erlebten. Ihrer aller Schicksal ist in diesem typischen Einzelfall eingeschlossen. So könnte man diese individuellen und typischen Gestalten der naiven Dichtung als unbewußt symbolisch bezeichnen, während es sich im Unterschied dazu bei Kant um absichtlich symbolische Darstellung handelt: man will ein Allgemeines ausdrücken, und das Besondere ist nur Mittel dazu. Für das praktische Kunstschaffen besteht für beide im Resultat kein sofort wahrnehmbarer Unterschied. So kommt es, daß Goethe Kants Ausdruck Symbol für seinen bisherigen Typus im Kunstschaffen übernimmt. Es ist bezeichnend, daß er für Meyer eine das Symbol betreffende Stelle der ‚Kritik der Urteilskraft' abschreiben ließ.[2] Im Briefwechsel mit Schiller läßt er sich zuerst über den Begriff des Symbolischen aus in dem Brief aus Frankfurt vom 16. VIII. 1797, auf den an andrer Stelle einzugehen sein wird. Durch Schillers Führung kommt er allmählich dazu, mit dem Wort auch den Kantischen Begriff zu verbinden.

### 3. Langsame Abkehr Goethes von der einseitigen Schätzung des Objekts.

Das Entscheidende für den Begriff des symbolischen Schaffens nach Kant ist die Betonung der Selbsttätigkeit

[1] Werke (herausg. von Bernhard Suphan) 25, 116. — [2] Vergl. Jonas Cohn (an dem S. 116 genannten Ort) S. 331 f.

des künstlerischen Geistes gegenüber dem Objekt. Im Anfang ihrer Bekanntschaft war Goethen Schillers Gedanke: daß die den Stoff belebende Idee, die Form, wie er im Anschluß an Shaftesbury sagte, nicht etwas im Objekt selbst Gegebenes, sondern etwas vom Subjekt Hineingelegtes sei, noch unverständlich. „Wenn Sie nun aber die anscheinende Ketzereien vorlegen, daß Bestimmtheit sich nicht mit der Schönheit vertrage, ferner daß Freiheit und Bestimmtheit nicht notwendige Bedingungen der Schönheit, sondern notwendige Bedingungen unsers Wohlgefallens an der Schönheit seien, so muß ich erst abwarten, bis Sie mir diese Rätsel auflösen" (1794 vor X 19). Für ihn, den „beschauenden Stockrealisten" (1798 IV 27), liegt ja die schöne Gesetzlichkeit im Objekt selbst, und das Subjekt liest sie intuitiv heraus vermöge einer Angleichung des eignen Geistes an den des Objekts. Und nun war für Kant und Schiller gar nicht die Frage nach dem schönen Objekt, sondern nach dem ästhetischen Verhalten des Geistes. Das Subjekt ist nicht rezeptiv, sondern produktiv im Schaffen wie im Genießen. „Das Schöne ist kein Erfahrungsbegriff, sondern ein Imperativ. Es ist gewiß objektiv, aber bloß eine notwendige Aufgabe für die sinnliche vernünftige Natur" (Schiller an Körner 1794 X 25).

Schiller schrieb dies in den Tagen seiner ersten Auseinandersetzungen mit Goethe, eben damals, als dieser diese Ansicht als Rätsel bezeichnete. Wie sehr sich in der Folge das Rätsel für ihn gelöst hat, zeigt der Entwurf ‚Von der Natur zur Kunst'. Hier heißt es: „Die Kunst ist konstitutiv. Der Künstler bestimmt die Schönheit, er nimmt sie nicht an."[1] „An Stelle des beharrlichen Urbilds tritt das Ziel, die Aufgabe; an Stelle des Seins tritt das Werden."[2]

[1] Werke 47, 292. — [2] Felix Kuberka in der Besprechung von Th. Valentiner: Kant und die Platonische Philosophie (Heidelberg 1904,

Die erste im Kant-Schillerschen Sinne symbolische Dichtung Goethes ist das ‚Märchen‘ in den ‚Unterhaltungen deutscher Ausgewanderten‘. In der einleitenden Unterhaltung sagt er: er möge nicht, daß die Einbildungskraft das, was wirklich geschehen sei, verarbeiten wolle. Dann geriete sie meist in Widerspruch mit Verstand und Vernunft. Sie solle, wenn sie Kunstwerke hervorbringe, nur wie eine Musik auf uns selbst spielen, uns in uns selbst stets bewegen und zwar so, daß wir vergessen, daß etwas außer uns sei, was diese Bewegung hervorbringe. Man denkt an Kant-Schillers Definition des künstlerischen Zustands als freien Spiels der Kräfte.[1] Die Tätigkeit des Subjekts ist stark betont, die Bedeutung des Objekts aber daneben nicht aufgegeben. Goethe nennt selbst die Idee seines ‚Märchens‘ „das gegenseitige Hülfleisten der Kräfte und das Zurückweisen aufeinander“ (Schiller an G. 1795 VIII 29), und Schiller macht dazu die Bemerkung: „Übrigens haben Sie durch diese Behandlungsweise sich die Verbindlichkeit auferlegt, daß alles Symbol sei. Man kann sich nicht enthalten, in allem eine Bedeutung zu suchen“. Goethe macht beim ‚Märchen‘ die Erfahrung, daß der Stoff nicht das Werk ausmacht und erkennt an, „wie ernsthaft jede Kleinigkeit wird, sobald man sie kunstgemäß behandelt“ (1795 IX 26).

Die eignen Beobachtungen Goethes waren für Schiller insofern von Bedeutung, als sie in die Kontroverse hineinfielen, die gerade damals wegen der Idee von ‚Wilhelm Meisters Lehrjahren‘ zwischen ihm und Goethe im Gange war. Am 17. VIII. 1795 schrieb Schiller: er finde die Idee des ‚Meister‘ vortrefflich, aber „zu leise ange-

---

Kantstudien X) S. 565; vergl. Jonas Cohn (an dem S. 110 genannten Ort) S. 326.

[1] Vergl. Anna Tumarkin: Zur transzendentalen Methode der Kantischen Ästhetik (Kantstudien XI) S. 348 ff.

deutet". Goethe versprach ihm Befriedigung im 8. Buch des ‚Meister' (1796 VII 9 und VIII 10). Und in der Tat, so weit es sich um Einzelzüge handelt, willfahrt er ihm. Aber als es an die Hauptsache gehen sollte, an die schärfere Herausarbeitung der Idee des Ganzen, als also das Subjekt hervortreten sollte, sträubte er sich, als griffe hier fremde Art in sein Heiligtum, und er schickte Schiller hinfort keine Proben mehr zur Durchsicht, sondern erst das vollendete Werk. Und doch ist ‚Wilhelm Meister' tatsächlich nicht mehr rein naive Kunst, wenn er auch ein starkes Stück Selbstdarstellung ist. Es wurden hier Gedanken aus Schillers Briefen ‚Über die ästhetische Erziehung' und Kants Autonomiebegriff als Evangelium tätigen Schaffens in die Kunst übersetzt.[1] Und Humboldt schreibt an Goethe am 24. XI. 1796: im ‚Meister' würde jeder seine Lehrjahre wiederfinden. Ein rein ästhetisches Gebilde kann aber nicht in den Dienst einer bestimmten Idee gestellt werden. Dann hörte es auf, Selbstzweck zu sein. Wenn Goethe etwas an Kant preist, dann ist es das Verdienst, daß er die Kunst von allen „Nebenzwecken" befreit habe.[2] Kein Künstler verfährt in seinem Schaffen ohne Idee; er müßte denn vernunftlos sein. Die Frage ist aber, ob er seine Freiheit bewahrt, wenn er diese Idee mit Absicht deutlich macht. Für Kant war dies nicht der Fall: nennt er doch das ganze Gebiet der Symbolik das der anhängenden Schönheit und drückt schon durch dieses Attribut die geringere ästhetische Wertung aus. Aber dem Gebiet der anhängenden Schönheit gehörte die Gunst und der Zug der Zeit. Zielbewußt hat Schiller daran gearbeitet, Goethe zu seiner eignen Anschauung zu bekehren, daß es verhängnisvoll sei, sich seiner Zeit entgegenzustemmen. Wer seine Zeit erziehen will, muß sich in sie hineinstellen. Das war der Grund, warum

[1] Vergl. G. an Schiller 1794 XII 10. — [2] G. an Zelter 1830 I 29.

Schillers Abhandlung ‚Über naive und sentimentalische Dichtung' den Charakter einer Verteidigung moderner Art gegenüber der antiken angenommen hatte.[1] Sie übte bei ihrem Erscheinen auf Goethe den gewünschten Erfolg aus. Er freute sich, nun mit gutem Gewissen seinem sentimentalen Triebe folgen zu können, den er bislang aus einseitiger Schätzung der Antike heraus verachtet hatte (1795 XI 29). Und auf das Verfahren des Cervantes in seinen Novellen hinweisend, sagt er bald nachher: „Wie sehr wird man auf seinem Wege gefördert, wenn man Arbeiten sieht, die nach eben den Grundsätzen gebildet sind, nach denen wir nach unserm Maße und in unserm Kreise selbst verfahren" (1795 XII 17).

Wenn er dennoch im ‚Wilhelm Meister' der sentimentalen Art nicht allzu sehr entgegenkommen will, scheint das seinen Grund in dem eignen Kunstcharakter des Romans zu haben als einer epischen Gattung. Dieser aber ist eine Ruhe eigen, die durch eine sentimentale Behandlung zerstört würde. In der dramatischen Dichtung hat er dies Bedenken nicht. Als er den ‚Faust' wieder aufnimmt (1797 VI 22), weist Schiller auf den symbolischen Charakter hin, den die Faust-Dichtung wegen ihres philosophischen Gehalts notwendig annehmen müsse (1797 VI 23). Goethe geht darauf ein, er habe sich mit „Lust und Liebe" in diese Symbol-, Ideen- und Nebelwelt zurückgezogen (1797 VI 27). Freilich hat man den Eindruck, daß sie ihm als eine untergeordnete Art erscheint.[2] Der Symbolbegriff war ihm damals noch Fremdgut. Erst durch persönliches Erlebnis mußte er Eigengut werden. Das geschah bald nachher auf der Reise nach Süddeutschland.

---

[1] Schiller an W. v. Humboldt 1795 X 26. — [2] Vergl. Max Schlesinger: Schiller und Goethe in ihrer Stellung zum Symbolbegriff, Goethe-Jahrbuch 30, 122.

Am 10. VIII. 1797 schreibt er aus Frankfurt jenen denkwürdigen Brief an Schiller, in dem man seit Gervinus[1] einen Wendepunkt in Goethes Naturbetrachtung und im Zusammenhang damit in der Methode seines Kunstschaffens gesehen hat. Es ist der Beginn „der kontemplativen Periode als Anfang des Alters. Goethe fing an, sich in Selbstschau zu gefallen".[2] Er hat die Beobachtung gemacht, daß die Rechenschaft, die er sich von gewissen Gegenständen gab, eine Art von Sentimentalität hatte, daß Gegenstände, die an sich nicht poetisch seien, ihn in eine poetische Stimmung versetzten. Es seien symbolische Gegenstände, die, als Repräsentanten von vielen andern dastehend, eine gewisse Totalität in sich schlössen. Wenn es nicht künstlerische Gegenstände seien, die sich zur poetischen Formung schickten, so seien es doch menschlich glückliche, die sich für eine ideale Form eigneten, eine menschliche im höhern Sinne, eine sentimentale. Dabei beruft er sich auf Schillers Begriff vom Sentimentalen. Unerträglich sei eine sentimentale Erscheinung nur dann, wenn die Idee mit dem Gemeinen verbunden sei, wie es durch gehaltlose und formlose Manier geschehe. Die Idee müsse bedeutend sein. In Frankfurt seien ihm zwei Gegenstände solcher Art aufgefallen: der Platz, an dem er wohne, und der Raum des großväterlich Textorschen Hauses, der aus dem behaglichen Zustande von ehedem zu einem Markt und Warenplatz geworden sei. In Zukunft wolle er nur auf das Bedeutende achten. „Ich gestehe Ihnen, daß ich lieber gerad' nach Hause zurückgekehrt wäre, um aus meinem Innersten Phantome jeder Art hervorzuarbeiten, als daß ich mich noch einmal wie sonst mit der millionenfachen Hydra der Empirie herumgeschlagen hätte."

[1] Geschichte der deutschen Dichtung 5, 785. — [2] Ludwig Geiger: Goethe in Frankfurt a. M. 1797 (Frankfurt 1899) S. 156.

Schiller macht ihm erst klar, wie tief diese ihn befremdende Art der neuen Anschauungsweise im Wesen jedes Künstlers begründet sei; denn es sei ein Bedürfnis poetischer Naturen, überall ein Ganzes der Menschheit zu fordern (1797 IX 7). Und dann rühmt er diese neue Art, die eine ganze Welt in das Einzelne hineinlege, wodurch die flachen Erscheinungen eine unendliche Tiefe gewännen. „Ist es auch nicht poetisch, so ist es doch, wie Sie selbst es ausdrücken, menschlich, und das Menschliche ist immer der Anfang des Poetischen, das nur der Gipfel davon ist." Aber eines gibt ihm Schiller nicht zu, daß es bei der sentimentalen Betrachtungsweise wesentlich auf den Gegenstand ankomme. Freilich muß der Gegenstand etwas bedeuten; aber ob er etwas bedeute, liege nicht an ihm, sondern am Gemütszustande des betrachtenden Subjekts. „Was Ihnen die zwei angeführten Plätze gewesen sind, würde Ihnen bei einer mehr aufgeschlossenen poetischen Stimmung jede Straße ... vielleicht geleistet haben." Schönheit ist ihm ja eine besondere Daseinsart des Menschen.[1] Der Schwerpunkt liegt also darauf, daß der ästhetische Tätigkeitstrieb der Seele in Funktion tritt.

Wiederum findet eine Annäherung Goethes an die subjektive Betrachtungsweise durch ein persönliches Erlebnis statt. Er war eben damals, gemeinsam mit Meyer, mit der Frage beschäftigt, welche Gegenstände für die bildende Kunst besonders geeignet seien. Er glaubte zunächst nicht, daß der Maler sich beim Dichter inspirieren könne. Da machte er nun im Verlauf seiner Studien die Entdeckung, daß Raffael zu einer seiner besten Schöpfungen einen nach seinen und Meyers Begriffen höchst undankbaren Gegenstand aus einer Dichtung hergenommen hatte. Das bringt ihn bezüglich der Frage der Objekte der Kunst der

[1] Otto Harnack: Die klassische Ästhetik der Deutschen (Leipzig 1892) S. 40.

Schillerschen Betrachtungsweise näher. „Wir können jeden Gegenstand der Erfahrung als einen Stoff ansehen, dessen sich die Kunst bemächtigen kann, und da es bei derselben hauptsächlich auf die Behandlung ankommt, so können wir die Stoffe beinahe als gleichgültig ansehen." Nicht zu leugnen sei allerdings, daß sich die einen Gegenstände leichter darbieten als die andern; aber ob es für das Genie einen wirklich unüberwindlichen Stoff gebe, könne man nicht sagen. Allerdings ist es praktischer, einen vorteilhaften Gegenstand zu wählen. „Denn es muß sich die Kunst ja fast schon erschöpfen, um einem ungünstigen Gegenstande dasjenige zu geben, was ein günstiger schon mit sich bringt." Daher hätten die großen Meister meist auch günstige Gegenstände gewählt, und für die Erziehung der Künstler sei es wichtig, daß man sie anleite, nur solche zu wählen, weil sonst doch viel Kraft verloren ginge. Bei dieser Erörterung über die Wichtigkeit der Gegenstände oder ihre Nebensächlichkeit käme alles auf die erkenntnistheoretische Frage an, „inwiefern wir nämlich einen Gegenstand, der uns durch die Erfahrung gegeben wird, als einen Gegenstand an sich ansehen dürfen oder ihn als unser Werk und Eigentum ansehen müssen" (1797 X 25).

Nun ist es interessant, wie er Schiller nahe kommt: „wenn man der Sache recht genau nachgeht, so sieht man, daß nicht allein die Gegenstände der Kunst, sondern schon die Gegenstände zur Kunst eine gewisse Idealität an sich haben; denn indem sie bezüglich auf Kunst betrachtet werden, so werden sie durch den menschlichen Geist schon auf der Stelle verändert". Es handelt sich also: „wo nicht um eine Erschaffung, doch um eine Metamorphose der Gegenstände" durch das Subjekt.[1] In der Einleitung in die

[1] Konzept vom 25. X. 1797, von Eckermann in seine Bearbeitung der ‚Reise in die Schweiz 1797' aufgenommen (vergl. Goethes Briefe 12,

‚Propyläen' spricht er in gleichem Sinne: „Indem der Künstler irgendeinen Gegenstand der Natur ergreift, so gehört dieser schon nicht mehr der Natur an, ja man kann sagen, daß der Künstler ihn in diesem Augenblick erschaffe, indem er ihm das Bedeutende, Charakteristische, Interessante abgewinnt, oder vielmehr erst den höhern Wert hineinlegt" (Werke 47, 17).

Diese beiden Aussprüche fassen das Ergebnis des Einflusses Schillers auf Goethe wie in eine Formel zusammen. Goethe ist nicht mehr einseitig Realist. Vielmehr wird nun neben der Rezeptivität auch die Spontaneität des Geistes anerkannt und damit in der Kunsttheorie das bewußt symbolische Kunstverfahren. Er kann sich nun freuen, als Schiller den romantischen ‚Faust' lobt (1800 IX 16). ‚Iphigenie' ist ihm ein jetzt mehr als vergangener Zustand (1802 V 11). Und der naive Epiker von ehedem vertieft sich mit Begeistrung in Amadis de Gaule (1805 I 14)!

4. Abkehr Schillers von der einseitigen Schätzung des Subjekts.

Wurde Goethe durch Schiller zur Anerkennung der Spontaneität neben der Rezeptivität des Geistes geführt, so hat umgekehrt der Verkehr mit Goethe bei Schiller bewirkt, daß dieser von der Gefahr eines einseitigen Subjektivismus zur Wertschätzung auch des Objekts und damit zu objektivem Kunstschaffen geführt wurde. Er nennt diesen Einfluß eine „große Läuterung" (1796 VIII 12). Bei der Arbeit am ‚Wallenstein' macht sich die Änderung geltend. Schiller schreibt über sein objektives Verfahren: es gelänge ihm, den Stoff ganz außer sich zu halten und nur den Gegenstand zu geben und zwar mit der reinen Liebe des Künstlers,

449 und die Ausgabe des Briefwechsels von H. G. Gräf und A. Leitzmann [Insel-Verlag 1912] 3, 96).

ohne sich selbst mit Teilnahme oder Haß vorzudrängen; Goethe werde wahrscheinlich mit dem Geist, in dem er arbeite, zufrieden sein (1796 XI 28). Man macht hier die merkwürdige Beobachtung, daß Schiller, während er den Freund zur Romantik führte, selbst in seinem dramatischen Schaffen das analytisch-typische, objektive Verfahren der Alten zum Muster nahm, nicht einseitig, aber in der Grundanlage seiner Werke. Er triumphiert, wenn er einen Stoff gefunden hat, der sich zu analytischer Behandlung eignet.[1]

In der wechselseitigen Einwirkung beider Dichter hat sich bewahrheitet, was Schiller von ihrem Verhältnis vorausgesagt hatte: „Sucht der spekulative Geist mit treuem und keuschem Sinn die Erfahrung, und sucht der intuitive mit selbsttätiger freier Denkkraft das Gesetz, so kann es nicht fehlen, daß nicht beide einander auf halbem Wege begegnen" (1794 VIII 23). Daß das Objekt für Goethe seine Bedeutung bewahrte, zeigt seine Stellungnahme zu Schellings ‚Ideen zu einer Philosophie der Natur'. Bis die Philosophen einmal dahin übereingekommen, wie das, was sie getrennt haben, wieder zu vereinen sein möchte, tue man gut, im „philosophischen Naturstande" zu bleiben, für den das Kernproblem des Idealismus: wie Erfahrung möglich sei, überhaupt nicht bestehe (1798 I 6).

## IV. Das Unbewußte im genialen Kunstschaffen.

Ernster setzt Goethe sich mit gewissen Ansichten in Schellings ‚System des transzendentalen Idealismus' auseinander.

Wir finden hier den Gedanken von der Kunst als Vermittlerin zwischen der Natur als dem Reich der Notwendigkeit und dem Geist als dem Reich der Freiheit in der Form wieder, daß die Kunst das Bewußte und das Unbewußte

[1] Vergl. 1797 X 2, sowie 1797 IV 26. XII 8.

in sich vereine. Die Natur entsteht für Schelling mit den unbewußten Handlungen des Ich durch blinden Mechanismus. Sie ist ihm die ursprüngliche, noch bewußtlose Poesie des Geistes.[1]

Die künstlerische Tätigkeit fängt dagegen mit Bewußtsein an und endet im Bewußtlosen. Sie ist bewußt der Produktion nach, bewußtlos hinsichtlich des Produkts. Das Bewußte im Kunstschaffen, die Technik, nannte Schelling Kunst. Es ist alles, was von der Kunst erlernt werden kann. Das Unbewußte aber nannte er Poesie in der Kunst. Nur beide vereint machen das Genie aus. Goethe und Schiller betonen in bezug auf das Kunstschaffen gerade den Vorteil des Unbewußten. So wohl es getan sei, seinen Plan im ganzen gehörig zu überlegen, meint Goethe, so habe doch die Ausführung, wenn sie mit der Erfindung gleichzeitig sei, große Vorteile, die nicht zu versäumen seien (1799 VI 5). Denn dann schaffe man unbewußt, nur dem Genie folgend. Das war Goethes eigne Art. „Sie sind, so lange Sie arbeiten, im Dunkeln, und das Licht ist bloß in Ihnen“, schreibt Schiller und bedauert, daß bei ihm selbst Reflexion und Produktion „nicht zum Vorteil der Sache“ sich mischten (1798 I 2). Aber auch bei ihm fängt das Schaffen nicht mit der Reflexion an. Er protestierte gegen Schellings Hypothese, eben weil sie seiner eignen Erfahrung widersprach. Auch der Dichter fange mit dem Unbewußten an. Ja, er habe sich glücklich zu schätzen, wenn er durch das klarste Bewußtsein seiner Operationen nur so weit komme, um die erste dunkle Totalidee seines Werks in der vollendeten Arbeit ungeschwächt wiederzufinden. „Das Bewußtlose mit dem Besonnenen vereinigt, macht den poetischen Künstler aus“ (1801 III 27).

[1] Vergl. Max Adam: Schellings Kunstphilosophie. Die Begründung des idealistischen Prinzips in der modernen Ästhetik (Falckenbergs Ab

Goethe bekennt sich nicht allein zu Schillers Meinung, sondern geht noch weiter. Es handelt sich ja in der Kunst um geniales Schaffen, und alles, was das Genie als Genie tue, geschehe unbewußt. „Der Mensch von Genie kann auch verständig handeln, nach gepflogener Überlegung, aus Überzeugung; das geschieht aber alles nur so nebenher. Kein Werk des Genies kann durch Reflexion und ihre nächsten Folgen verbessert, von seinen Fehlern befreit werden; aber das Genie kann sich durch Reflexion und That nach und nach dergestalt hinaufheben, daß es endlich musterhafte Werke hervorbringt. ... Die Dichtkunst verlangt im Subjekt, das sie ausüben soll, eine gewisse gutmüthige, ins Reale verliebte Beschränktheit, hinter welcher das Absolute verborgen liegt. Die Forderungen von oben herein zerstören jenen unschuldigen produktiven Zustand und setzen, für lauter Poesie, an die Stelle der Poesie etwas, das nun ein für allemal nicht Poesie ist" (1801 IV 3).

## V. Lebenswirklichkeit und Kunstwahrheit.

Das hinter den Objekten verborgen liegende Absolute hat das Kunstwerk zur Anschauung zu bringen. In der Vorrede der ‚Braut von Messina' gibt Schiller diesem Gedanken die Fassung: „Bloß der Kunst des Ideals ist es verliehen ..., den Geist des Alls zu ergreifen und in einer körperlichen Form zu binden. Auch sie selbst kann ihn zwar nie vor die Sinne, aber doch durch ihre schaffende Gewalt vor die Einbildungskraft bringen und dadurch wahrer sein als alle Wirklichkeit und realer als alle Erfahrung."

### 1. Der Kampf gegen den Naturalismus.

Das Entscheidende ist, daß für Goethe wie für Schiller nicht das tote Objekt Gegenstand der Kunst ist, sondern nur

handlungen zur Philosophie und ihrer Geschichte. II (Leipzig 1907) S. 18.

das durch die Idee belebte, das also, was in der ‚Kritik der Urteilskraft' Gegenstand der anhängenden Schönheit ist. Der ästhetische Idealismus bedeutet aber Kampf gegen den Naturalismus, gegen das falsche Streben der Zeit nach Nachahmung des Naturwirklichen. Von Anfang an ist Schillers und Goethes Bund diesem Kampfe geweiht.

Als Mittel zum Zweck, für die technische Schulung des Künstlers, ist Naturnachahmung unentbehrlich (1794 vor X 19). Und zwar fordert Goethe auch aus dem Grunde eine gründliche Schulung, um dem Dilettantismus entgegenzuwirken, in dem „Künstler, Unternehmer, Käufer, Liebhaber jeder Kunst ersoffen" seien (1799 VI 22).[1] In der Einleitung der ‚Propyläen', des Hauptkampforgans gegen den Naturalismus, heißt es: „Die vornehmste Forderung, die an den Künstler gemacht wird, bleibt immer die, daß er sich an die Natur halten, sie studieren, sie nachbilden, etwas, was ihren Erscheinungen ähnlich ist, hervorbringen solle." Der Künstler muß die Bildungsgesetze der Natur kennen lernen, um die möglichen und notwendigen Formen der Dinge erzeugen zu können. Das Werk muß natürlich zugleich und übernatürlich sein. Natürlich ist der empirische Einzelfall, übernatürlich das ewige Gesetz, das sich in ihm ausspricht.

Es ist Schillers Forderung, daß die Form des Kunstwerks frei erscheinen müsse. Eine Form erscheint frei, sobald wir den Grund derselben weder außer ihr finden, noch außer ihr zu suchen veranlaßt werden,[2] wenn es also so scheint, als habe die Idee sich ihre Gestalt selbst gewählt.

---

[1] Vergl. auch 1797 IX 4 und 1802 III 19. — [2] Schiller an Körner 1793 II 23; vergl. Bertha Mugdan: Die theoretischen Grundlagen der Schillerschen Philosophie (Kantstudien, Ergänzungsheft 19, Berlin 1910) S. 31.

Dann wird das Kunstwerk Natur scheinen, indem es durch seine in sich geschlossene Gesetzlichkeit der Form als eine Welt für sich uns entgegentritt mit der vollkommenen innern Notwendigkeit wie die Natur.[1]

In Kants ‚Kritik der Urteilskraft' hieß es (§ 45): „Die Kunst kann nur schön genannt werden, wenn wir uns bewußt sind, sie sei Kunst, und sie uns doch als Natur aussieht." Eine Beschränkung auf äußere Naturnachahmung aber erzeugt nur ein unnützes Duplikat.[2] Außerdem wirkt das realistische Kunstwerk unwahr; denn der Künstler, der ein Einzelnes aus dem Gesamtzusammenhang heraushebt, muß dieses von einem einzigen Gesichtspunkt aus darstellen. Diderot, dessen Naturalismus Goethes Propyläen-Kampf galt, hatte in dem ‚Brief über die Taubstummen' ausgeführt, das Kunstwerk gäbe eine bestimmte Seitenansicht eines Dinges. Diese Seitenansicht nannte er das künstlerische Zeichen für den Gegenstand. Je nach der Art der Kunst sei es verschieden. Demgegenüber betont Goethe in der Abhandlung ‚Einfache Nachahmung der Natur, Manier und Stil', daß die Realität stilvoll zu behandeln sei.[3]

Das war das Verfahren der Alten. „Sie haben ganz recht, daß in den Gestalten der alten Dichtkunst, wie in der Bildhauerkunst, ein Abstraktum erscheint, das seine Höhe nur durch das, was man Styl nennt, erreichen kann" (1797 IV 5).[4] Der Stil aber beruht darauf, daß jedes Kunstwerk in seiner Gestalt den Grund dieser Gestalt zur Anschauung bringt. Wo das nicht geschieht, fehlt es an Wahrheit.[5] In

---

[1] Vergl. Eugen Kühnemann: Kants und Schillers Begründung der Ästhetik (München 1895) S. 41. — [2] Der versteinerte Mops im ‚Märchen', die Wachsfiguren im ‚Sammler und die Seinigen'; vergl. auch Schillers Spott in ‚Shakespeares Schatten'. — [3] Vergl. Otto Harnack: Goethe in der Epoche seiner Vollendung S. 113. — [4] Vergl. Herders ‚Kalligone' (Werke 22,267). — [5] Vergl. Eugen Kühnemann: a. a. O. S. 161.

der Rezension von Matthissons Gedichten fordert Schiller, daß der Künstler wahre Natur, aber nicht wirkliche darstelle.[1] In diesem Sinne heißt es im Briefwechsel: „Möchte es doch einmal einer wagen, den Begriff und selbst das Wort der Schönheit . . . aus dem Umlauf zu bringen und, wie billig, die Wahrheit in ihrem vollständigsten Sinn an seine Stelle zu setzen" (Schiller 1797 VII 7). Goethe ist derselben Meinung. Die Forderung der Wahrheit ist für ihn nicht nur als allgemeine Richtschnur maßgebend; er befolgt sie auch im Kleinen und im Kleinsten (vergl. 1797 VIII 22; 1798 IX 5; 1799 IX 4).

### 2. Die Bedeutung der Formvollendung.

Stilvolle Behandlung der Realität gilt für die Dichtkunst ebenso gut wie für die bildenden Künste. „Stilvollendung hat die Ruhe des allgemeinen Guten" (1795 XII 26). Ohne daß des Künstlers Eigenart sich störend einmischte, ist der Stil für den jeweiligen Inhalt das am besten geeignete Gewand. Darauf beruht die hohe Bedeutung der Rhythmik. Die Gegeneinanderstellung von ‚Wilhelm Meister' und ‚Hermann und Dorothea' machte die Bedeutung der gebundenen Form klar. Freilich: „das deutet auf einen jämmerlichen Zustand, wenn die Form alle Kosten hergeben muß" (1803 XI 27).

Schiller spricht der Romanform schlechterdings das Poetische ab. Man fühle im ‚Meister' alles, was man in ‚Hermann und Dorothea' fühle, und doch führe dieses in die Idealwelt des Dichters, während jener uns in der Wirklichkeit gefangen halte (1797 X 20). Goethe bekennt, daß ihm gerade die unreine Form des ‚Meister' Schwierigkeit gemacht habe; „denn eine reine Form trägt den Künstler, die unreine hindert und zerrt ihn (1797 X 30). Und wenn

[1] Vergl. Otto Harnack: Die klassische Ästhetik der Deutschen S. 68.

Schiller wünscht, daß alles, was über das Alltägliche hinausgeht, in Versen verfaßt werde, weil in gebundener Sprache das Platte sich viel weniger verbergen könne (1797 XI 24), so geht Goethe noch weiter: „Alles Poetische sollte rhythmisch behandelt werden." Poetische Prosa sei wie ein Sumpf, gut für Amphibien. Indes habe man in Deutschland durch „eine allgemeine Saalbaderei" in Prinzipien den Unterschied zwischen Poesie und Prosa so sehr aus den Augen verloren, daß die rhythmische Form auf der Bühne unerhört geworden sei (1797 XII 2).

Und gerade für das Theater hat der Rhythmus eine besondere Bedeutung. Er lockt freilich ins Breite. Schon in der Abhandlung ‚Über Wahrheit und Wahrscheinlichkeit der Kunstwerke' hatte Goethe auseinandergesetzt: die Bühne müsse bestrebt sein, daß man sie nicht für Natur halte. „Der Künstler darf nicht darnach streben, daß sein Kunstwerk als ein Naturwerk erscheine." Und eben darum ist der Rhythmus das eigentlich ästhetische Kleid, weil durch nichts so sehr wie durch ihn deutlich wird, daß das Reich der Kunst von der Wirklichkeit verschieden ist. So wird durch den Rhythmus der realistischen Wirkung des Pathetischen vorgebeugt. Frühere Prosastellen des ‚Faust' bringt Goethe in Reime: „da denn die Idee, wie durch einen Flor durchscheint, und die unmittelbare Wirkung des ungeheuren Stoffes gedämpft wird" (1798 V 5). Der Reim sorgt dafür, daß „in der Poesie Ernst und Spiel verbunden seien" (Schiller 1798 V 8).

Weil das deutsche Theater die Gewöhnung an Rhythmik verloren hatte, weil es, wie im Stoff, so auch in der Sprache zum platten Naturalismus herabgesunken war, unternahm Goethe ein eigenartiges Experiment als Erziehungsmittel für Schauspieler und Publikum. Ein Aufsatz Wilhelm v. Humboldts ‚Über die gegenwärtige

französische tragische Bühne' hatte an den französischen Schauspielern gerade das gerühmt, was Goethe den deutschen wünschte: den harmonischen Rhythmus der Sprache und die Plastik der Gesten. Goethe vertieft sich daraufhin in Voltaire und Crébillon. Er übersetzt Voltaires ,Mahomet' und ,Tancred' und bringt sie in Weimar zur Aufführung: „als Führer zum Bessern" und nebenbei als eine Wegbahnung für Schillers rhythmische Dramen.

## VI. Besondere Untersuchungen über einzelne Kunstarten.

### 1. Epos und Tragödie.

#### a. Goethes Schwanken in der Homer-Frage.

Ein für die Ästhetiker seiner Zeit sehr aufregendes und für die Epenforschung des ganzen letzten Jahrhunderts verhängnisvolles Ereignis war das Erscheinen von Wolfs Prolegomena ad Homerum. Wolf war zu der merkwürdigen Hypothese gekommen: Homers Epen seien nur eine Aneinanderreihung von ursprünglich selbständigen Liedern lyrisch-epischer Natur, die ihren Daseinsgrund nur in der Tendenz hatten, sich eines Tages zu einem großen Werk zu vereinen. Am 17. V. 1795 schreibt Goethe über den ersten Eindruck, den die ,Prolegomena' auf ihn machten: sie seien interessant, die Idee vielleicht gut, die Bemühung „respektabel", aber sie hätten ihn trotzdem schlecht erbaut: „wenn nur nicht diese Herren, um ihre schwachen Flanken zu decken, gelegentlich die fruchtbaren Gärten des ästhetischen Reichs verwüsten und in leidige Verschanzungen verwandeln müßten". Schon jetzt protestiert er gegen den Unverstand, der aus dem Dichtwerk den Dichter ausschaltet. „Und am Ende ist mehr Subjektives, als man denkt, in diesem ganzen Krame." Jedoch schreibt Humboldt damals, am 3. VI. 1795,

an Wolf: er könne ihm nicht sagen, wie zufrieden Goethe mit den ‚Prolegomena' sei, wenn er auch noch weit entfernt sei, sich überhaupt für eine Meinung entschieden zu haben. Herder antwortete auf die ‚Prolegomena' mit dem Aufsatz ‚Homer ein Günstling der Zeit'. Der Titel kennzeichnet die Arbeit als einen ersten Versuch, Homer aus den Kulturverhältnissen seiner Zeit heraus zu erklären. Zur Entstehung der Epen Homers meint er, ein Keimepos stamme sicher von Homer, das dann Spätere weitergebildet hätten. Goethe ist begeistert.[1] Allein die ‚Prolegomena' hatten einen Einfluß auf Goethes Schaffen, den er selbst in den Versen der Elegie ‚Hermann und Dorothea' als Ermutigung zur Konkurrenz kennzeichnet:

Denn wer wagte mit Göttern den Kampf? und wer mit dem Einen?
Doch Homeride zu sein, auch nur als letzter, ist schön.

Dasselbe sagt er in einem Brief an Wolf selbst (1796 XII 26). So danken wir dieser Entgleisung der Epenforschung Goethes Epos ‚Hermann und Dorothea'. Wolf bezeichnete die Vorandeutungen bei Homer als spätere Interpolationen. Das erregte Goethes Aufmerksamkeit, als er die ‚Prolegomena' zum zweitenmal las (1797 IV 19). Er selbst hatte bei ‚Hermann und Dorothea' derartige Vorandeutungen des Kommenden nachträglich eingeschoben. Hier schien nun der Schluß am nächsten zu liegen, daß Homer es ebenso habe machen können wie Goethe, daß jene Interpolationen des Künstlers eigne, zu bestimmtem Zweck, wohl mit Rücksicht auf den Vortrag der Dichtung vorgenommene Tat sein könnten. Goethe hat diesen Schluß nicht gezogen. Das zeigt, daß damals sein Glaube an die Existenz des Künstlers Homer mindestens stark erschüttert war. So scheint er der Interpolationstheorie zuzustimmen,

[1] An Schiller und an Herder selbst 1795 VIII 21; vergl. auch Herder an Schiller 1795 VIII 21 oder 22 (Marbacher Schillerbuch I, 334).

von der sich doch voraussehen ließ, daß sie ein verhängnisvolles Werkzeug in der Hand jeder pietätlosen Textforschung werden mußte.

Als aber Friedrich Schlegel in dem Aufsatz ‚Über die Homerische Theorie mit Rücksicht auf die Wolfischen Untersuchungen'[1] dem Epos überhaupt die Notwendigkeit der innern Einheit absprach, eine erste schlimme Folge der Wolfischen Theorie, machte Goethe sich energisch zum Anwalt des Kunstcharakters des Epos, der mit dem Mangel an Einheit hinfällig würde. Schlegels Standpunkt war nur für denjenigen begreiflich, der die phantastische Vorstellung von einem dichtenden Volksgeist teilte. Den echten Künstler mußte sie empören. Weil die Wolfsche Hypothese ‚Ilias' und ‚Odyssee' für noch zerstückelter ausgebe, als sie seien, „so soll das epische Gedicht keine Einheit haben, noch fordern, das heißt, nach meiner Vorstellung, es soll aufhören, ein Gedicht zu sein". Dem widerspreche übrigens die erkennbare Tatsache, denn: „‚Ilias' und ‚Odyssee', und wenn sie durch die Hände von tausend Dichtern und Redakteurs gegangen wären, zeigen die gewaltsame Tendenz der poetischen und kritischen Natur nach Einheit". Und im Hinblick auf Wolf betont er nun, beide seien „vielleicht weit vollkommner organisiert, als man denkt", wenn er auch den Glauben teilt, daß sie erst nach und nach entstanden seien (1797 IV 28).

Als Schiller sich im folgenden Jahre seinerseits in Homer vertiefte, fühlte er die innere Einheit dieser Kunstschöpfung so sehr, daß ihm der Gedanke der Wolfianer an eine rhapsodische Aneinanderreihung und an einen verschiedenen Ursprung „barbarisch" vorkam (1798 IV 27). Goethe dagegen urteilt bald nachher ganz im Fahrwasser Wolfs: es sei ihm täglich begreiflicher, „wie man aus dem ungeheuren Vor-

[1] Prosaische Jugendschriften I, 215.

rat der rhapsodischen Genieprodukte mit subordiniertem Talent, ja beinahe bloß mit Verstand, die beiden Kunstwerke, die nun übrig sind, zusammenstellen konnte" (1798 V 2). Vierzehn Tage später ist er mehr als je „von der Einheit und Unteilbarkeit" der ‚Ilias' überzeugt (vergl. 1798 V 16). Und die Verteidigung der Einheit von Homers Epen blieb nach all den Schwankungen schließlich doch des Künstlers letztes Wort.

Mög' unser Abfall[1] niemand kränken;
Denn Jugend weiß uns zu entzünden,
Daß wir ihn lieber als Ganzes denken,
Als Ganzes freudig ihn empfinden.[2]

Die hier genannte Jugend ist Schubarth, dessen ‚Ideen über Homer und sein Zeitalter' Goethe einend, vermittelnd, versöhnend nennt. Sie heilten die Wunden, die das „Raubgetier" geschlagen habe.[3]

b. Einseitige Nachahmung der Alten.

Aber die rhapsodische Auffassung hatte wiederum ihr Gutes für Goethes persönliches Schaffen. Er glaubte, daß zwischen Hektors Tod und der Abfahrt der Griechen aus Troja eine Rhapsodie verloren gegangen sei (1797 XII 23[4]). Seine ‚Achilleïs' wollte diese wiederherstellen, und zwar sollte dies Epos so sehr im Sinne Homers ausfallen, daß er auch das, was der modernen Beurteilung als Fehler erscheint, nachahmen wollte (1798 V 12). Schiller ist hier besonnener. Unarten darf man nicht nachahmen (1798 V 15). Er mahnt: die ‚Achilleïs' nicht mit der ‚Ilias' zu vergleichen, sondern nur mit sich selbst; „denn es ist eben so unmöglich als undankbar für den Dichter, wenn er seinen

---

[1] Von Wolf. — [2] ‚Homer wieder Homer'. — [3] An Zelter 1821 X 19; vergl. Georg Finsler: Homer in der Neuzeit von Dante bis Goethe. Italien, Frankreich, England, Deutschland (Leipzig 1912) S. 471. — [4] Vergl. auch 1798 V 16.

vaterländischen Boden ganz verlassen und sich seiner Zeit wirklich entgegensetzen soll" (1798 V 18). Schiller vertritt hier den Standpunkt, den Young vertreten hatte (On original composition 1759): Homer dürfe nicht vor der Sonne unseres eignen Genius stehen. Nicht der ahme Homer nach, der die ‚Ilias' nachahme, sondern der, der wie jener aus der Natur heraus schaffe.[1] Und Young hatte einen Vorgänger in Voltaires Essai sur la poésie épique (1726), und Voltaire selbst wandelt auf den Spuren von Giraldis Discorso intorno al comporre dei Romanzi (1554). Bei allen ist es derselbe Gedanke: die dichterischen Produktionen ändern sich mit den Zeiten und Völkern. Es ist daher töricht, ein fremdes Muster einer fernen Zeit einseitig nachahmen zu wollen.

Schiller hat Goethe zu sich herübergezogen. Das beweisen die Anmerkungen zur Übersetzung von Diderots Neveu de Rameau, die der Gegenstand des letzten Meinungsaustausches zwischen Schiller und Goethe sein sollten. Hier liest man: wir Nordländer dürften nicht einseitig auf die Griechen als Muster aufmerksam gemacht werden. Wir hätten uns andrer Voreltern zu rühmen, Shakespeares und Calderons.

c. Verwandtschaft und Unterschied der epischen und der tragischen Dichtung.

Seit Diderots Essai sur la peinture, einem Buch, das Goethe ein herrliches Buch nennt, das den Dichter fast noch mehr anspreche, als den bildenden Künstler (1796 XII 17), war die Abgrenzung der einzelnen Kunstgebiete gegeneinander modern. Lessings ‚Laokoon' wandelte auf seiner Spur und entzündete seinerseits die Abhandlungen Herders, Hirts und Goethes. Goethen ist der Gedanke: „den

[1] Finsler: an dem S. 139 genannten Ort S. 355.

verschiedenen Künsten ihre Sphären und Grenzen zu bestimmen" sympathisch. Er rühmt diese Bemühung an Ramdohrs (1793 erschienenem) Werke 'Charis, oder über das Schöne und die Schönheit in den nachbildenden Künsten' (1794 IX 7).

Die Grundlage dieses Gedankens bildet der Glaube an die Bedeutung des objektiven Elements im Kunstschaffen. Diese oder jene Eigenschaft des Stoffs verlangt diese oder jene Behandlung. Der Künstler ist also dem Stoff gegenüber nicht frei. Goethe hält es für äußerst wertvoll, sich über die Behandlungsart, die den einzelnen Gegenständen zukomme, klar zu sein (1797 VIII 30). „Die Schwierigkeit bei dieser Bemühung ist immer, die Dichtarten von allem Zufälligen zu befreien" (1797 XII 20).

Die Anregung, die Goethe durch Wolf erfuhr, zwang ihn, sich in Homer einzuleben. Aus ihm gedachte er die Regeln der epischen Dichtkunst überhaupt ableiten zu können. Er spricht zum erstenmal im Zusammenhang über den Unterschied von epischer und dramatischer Dichtung im 7. Kapitel des 5. Buches von 'Wilhelm Meisters Lehrjahren', in der Unterredung zwischen Serlo und Wilhelm Meister. Serlo vertritt hier Goethes Meinung (Buch 5 Kap. 7)[1]: „Im Roman sollen vorzüglich Gesinnungen und Begebenheiten vorgestellt werden, im Drama Charaktere und Thaten." Im Roman dürfe der Zufall mithandeln, aber der Mensch müsse dem Zufall eine Form zu geben suchen. Im Drama aber müsse das Schicksal herrschen und dem Menschen widerstreben.

Humboldt hat an dieser Fassung auszusetzen, daß dem Laien Gesinnung und Charakter, Zufall und Schicksal begrifflich zusammenflössen, der Unterschied also nicht klar würde (an Schiller 1795 XII 4). Dementsprechend sucht

[1] Vergl. H. G. Gräf: Goethe über seine Dichtungen 2, 768.

Goethe im Briefwechsel nach einer deutlicheren Formel. Der hervorstechendste Zug des epischen Gedichts sei der Charakter des Retardierenden (1797 IV 19). Eine erzählende Dichtung, in der sich kein retardierendes Motiv findet, läßt er nicht als Epos gelten (1799 V 29).

Die Erklärung, die Goethe zunächst für dieses Gesetz der Retardation sucht, fließt aus der Betrachtung des Epos als naiver Gattung, die wesentlich analytisch verfährt. Von einem guten Gedichte müsse man den Ausgang wissen, so daß man sich für das Was gar nicht interessiere, sondern nur für das Wie. Weil also die Neugier gar keinen Anteil an der Handlung hat, kann diese ihren Zweck in jedem Punkte ihrer Bewegung haben und somit retardierend sein (1797 IV 22). Mit dieser Formel, daß das Wie des Ausgangs nicht interessiere, ist Schiller nicht einverstanden. Ihm liegt die Erklärung darin, daß für den Epiker die Handlung nur Mittel zu einem absoluten ästhetischen Zweck sei (1797 IV 25). Der Epiker lasse alle Dinge sich ihrer Natur nach auswirken. Weil es ihm aber nur um diese aus dem Innersten hervorgeholte Wahrheit zu tun ist, verweilt er mit Liebe bei jedem einzelnen. Jeder Teil der Dichtung wird also Selbstzweck. Der Epiker steht unter der Kategorie der Substantialität. „Im homerischen Epos ist alles oder nichts Episode" hatte Schlegel in dem schon angeführten Homer-Aufsatz gesagt. Auch die Exposition muß für sich selbst interessieren. Durch diese Ruhe wird aber beim Zuhörer die Freiheit des Gemüts gewahrt (Schiller 1797 IV 21). Darum macht der Verstand mehr Anforderungen an das Epos als an andere Dichtungsarten (1797 IV 26). So wird im Drama die Reflexion unterbunden, indem der Dichter das Interesse in einer bestimmten Richtung festbannt.

Das Tragische kennzeichnet Goethe wie im ‚Meister' dahin, daß die den Helden beherrschende Schicksalsmacht

ihn von seinem Zweck abbringe, und zwar kann das Schicksal ein äußeres Fatum sein, oder seine eigne „entschiedene Natur, die ihn blind da- oder dorthin führt und den Verstand nicht reden läßt" (1797 IV 26). Ein persönliches Wollen zerschellt an einem feindlichen Sollen. Bei der Besprechung der ‚Piccolomini' kennzeichnet Goethe das Wesen der Tragödie als Dissonanz zwischen Individuum und Gesellschaft.

Das Epos muß im Gegensatz zum Drama Stoffe meiden, die den Affekt erregen. Goethes geplantes Epos ‚Die Jagd' möchte Schiller als komisch-episch bezeichnen, weil es sich, indem es durch Überraschung wirkt, der Komödie annähert (1797 IV 15). Sehr geeignet für epische Behandlung wäre eine Weltumseglung. Aber die Schwierigkeit läge hier für Goethe im Mangel an eigner Anschauung und in der von vornherein aussichtslosen Konkurrenz mit der ‚Odyssee'. Jedoch denkt er bisweilen dennoch an eine solche Konkurrenz, an die Bearbeitung der Argonautensage (1798 VIII 29).

Die Schlegelsche Rezension von ‚Hermann und Dorothea'[1] brachte Goethe zu erneutem Nachdenken über das Verhältnis von Epos und Drama, und es entstand der Aufsatz ‚Über epische und dramatische Dichtung', den er dem Brief an Schiller vom 23. XII. 1797 beilegte. Bei Aristoteles fand er über das Epos nicht viel, während er für die Tragödie eine Fülle von Gedanken lieferte (1797 V 6). Seine Auseinandersetzung über das Epos gründet sich auf Herder. Goethe führt für Epik und Dramatik dasselbe aus, was dieser im ‚Ersten Kritischen Wäldchen' im Gegensatz zu Lessing für die bildende und die redende Kunst ausgeführt hatte: der Unterschied beider Gattungen wird mehr im Formalen durch-

[1] Sämtliche Werke 11, 183.

geführt, als daß man ihn für den ästhetischen Grundcharakter gelten ließe.[1]

Beide, Epos und Drama, stellen Handlung dar. Möglich sind beiden: 1. völlig gleiche Gegenstände, 2. alle Arten von möglichen Motiven.

1. Die Gegenstände müssen hier wie dort rein menschlich, bedeutend und pathetisch sein. Rein menschlich: dazu ist es gut, wenn sie einer bestimmten Kultursphäre entnommen sind, in der sie nicht durch Politik und Moral gehemmt werden, sondern sich persönlich frei entfalten können. Reine Menschlichkeit ist eine Grundforderung jeder Kunst, die als Selbstzweck auftritt. Das Sittliche ist damit von selbst eingeschlossen; denn für Goethe ist Sittlichkeit der natürliche Ausdruck der Menschlichkeit, nichts Fremdartiges. Das Moralische muß in den Personen und in ihrem Schicksal zum Ausdruck kommen, nicht aber im Urteil des Dichters über sie. Es muß innere Natur sein, nicht äußeres Gesetz. So sagt er im Alter zu Eckermann (1827 III 28): „Hat ein Poet den hohen Gehalt der Seele wie Sophokles, so wird seine Wirkung immer sittlich sein, er mag sich stellen, wie er wolle." Der Künstler hat die Pflicht der Selbstemporläuterung, nicht der Belehrung.[2]

Tendenziöse, moralisch, religiös und politisch gefärbte Epen verwirft Goethe im Prinzip, wenn er auch gute Einzelzüge anerkennt, so Parnys La guerre des dieux (Paris 1799). Miltons Paradise Lost ist ihm ein „abscheulicher Gegenstand", freilich als Ganzes interessant durch die charaktervolle Persönlichkeit des Künstlers, die sich hier offenbart (1799 VII 31).

Ebenso sei es in der Tragödie verfehlt, wenn sie sich,

---

[1] Vergl. Heinrich von Stein: Die Entstehung der neueren Ästhetik (Stuttgart 1886) S. 194. — [2] Vergl. Heinrich Düntzer: Goethes Ansicht über das Wesen der Tragödie, Goethe-Jahrbuch 3,157.

des Ausführlichern und Umständlichern der Geschichte bediene, statt ihr nur das Faktum, den nackten Gegenstand zu entnehmen und selbst Stoff und Behandlung hinzuzutun. Denn sonst entferne sie sich allzu leicht vom rein Menschlichen (1799 VIII 21). *Bedeutend* sollen die Gegenstände des Epos und der Tragödie sein: der Einzelfall soll ein Allgemeines zum Ausdruck bringen. Damit soll er sich über das Alltägliche erheben. Als wichtiges Hilfsmittel dazu erschien für die Bühne die *Symbolik* und die *Musik* (Schiller 1797 XII 29). Die Hoffnungen, die sich an letztere geknüpft, schienen Goethe freilich durch *Mozarts* Tod vernichtet (1797 XII 29). Und *pathetisch* sollen die Gegensätze sein: sie sollen Empfindung wecken. Das Epos behandelt den tätigen Menschen, den nach außen wirkenden, die Tragödie den leidenden, den nach innen geführten. Daher erfordert das Epos als Feld der äußern Tätigkeit eine gewisse Breite; die Tragödie bedarf nur wenigen Raums.

Von der tragischen *Katharsis* ist in der ganzen Abhandlung keine Rede. Goethe hat sich nie mit ihr aussöhnen können. Im Alter sagt er: „Aristoteles, der das Vollkommenste vor sich hatte, soll an den Effekt gedacht haben! welch ein Jammer!"[1]

2. An *Motiven* sind beiden, dem Epos und der Tragödie, gemeinsam die exponierenden, die vorgreifenden, die retardierenden und die vorwärtsschreitenden, wenn auch das Epos die retardierenden und das Drama die vorwärtsschreitenden seiner Natur nach bevorzugt. Ausschließlich episch sind die rückwärtsschreitenden Motive.

Gemeinsam sind dem Epos und dem Drama die *Wel-*

---

[1] An *Zelter* 1827 III 29. Vergl. Hermann Baumgart: Aristoteles, Lessing und Goethe. Über das ethische und ästhetische Prinzip der Tragödie (Leipzig 1877) S. 76.

ten, die sie zur Anschauung bringen, und zwar die physische Welt, die der Epiker durch Gleichnisse nahe bringt, von denen der Dramatiker sparsamern Gebrauch macht, und die übersinnliche, sittliche Welt, die Welt des Schicksals und des Wunders. Für die Wunderwelt der Alten, für die naiv anthropomorphische Darstellung der Götterwelt, hat der moderne Dichter keinen vollwertigen Ersatz. Goethe selbst sucht in ‚Hermann und Dorothea' einen Ersatz zu schaffen in der Verknüpfung der privaten Handlung mit dem allgemeinen Weltgeschehen. Und Schiller schafft im ‚Wallenstein' mit dem astrologischen Aberglauben einen Ersatz für das Orakel der Alten (1798 XII 8).[1]

Verschieden sind die beiden Dichtungsarten allein in der Darstellungsart: das Epos wird vom Rhapsoden als etwas Vergangenes einer ruhig lauschenden Menge vorgesungen. Das Interesse verteilt sich gleichmäßig auf alle Teile der Dichtung. Der Rhapsode steht seinem Stoff objektiv gegenüber. Er selbst verschwindet hinter ihm. Hier denkt man an Herder, dem für das Epos charakteristisch ist: das Mitleben des Hörers mit den vom Dichter geschaffenen Gestalten, und weniger mit dem Dichter selbst.[2] Das Drama aber wird vom Mimen vor einer ungeduldig gespannten Zuschauermenge als gegenwärtig dargestellt. Der Mime wirkt auf den Affekt und läßt dem Verstand gar keine Zeit zum Nachdenken, noch der Phantasie zum freien Spiel. „Er selbst tritt in den Mittelpunkt, und der Zuschauer soll sich über dem Dichter vergessen." Der Tragiker eröffnet der Welt seine Anschauung über die Lebensprobleme. Er ist der Philosoph in Aktion.

Aus diesen Ausführungen erhellt, daß für Goethe der

[1] Die christliche Wunderwelt Calderons lernt Goethe erst einige Jahre später kennen. — [2] Vergl. Günther Jacoby: Herders und Kants Ästhetik (Leipzig 1907) S. 234.

höhere Kunstwert dem Epos zukommt und zwar deshalb, weil es einem absoluten ästhetischen Zweck dient, während die Tragödie ohne pathologisches Interesse von seiten des Künstlers und ohne bewußte Rücksicht auf die äußere Wirkung auf den Affekt unmöglich ist. Darum lag Goethe selbst das tragische Geschäft nicht; denn seine Natur wollte Sammlung und floh die Erregung (1797 XI 9 und 1798 VII 21). „Weil er so ganz zum Dichter in seiner generischen Bedeutung erschaffen war", war Goethe Epiker (Schiller 1797 XII 12). Für ihn wie für Schiller und Humboldt war das Epos die Entsprechung von Winckelmanns Evangelium der edlen Einfalt und stillen Größe. Heute ist diese Meinung der Neuhumanisten hinfällig. Die vollendetsten Epen des Mittelalters sind gesungene Tragödien. Einfalt, Ruhe, gleichmäßig verteiltes Interesse sucht man in den wilden, fatalistischen Rachegesängen des Feudalismus umsonst.[1]

Aber auch für Homer trifft der „absolute ästhetische" Charakter nicht zu. Goethe hat bei seinen Erörterungen über das Epos nur die ‚Odyssee' im Auge. Die ‚Ilias' mit ihrem mehr pathetischen Charakter würde zu all diesen Auseinandersetzungen nicht stimmen. In ihr zeigt sich die nahe Verwandtschaft zwischen Epos und Tragödie viel mehr. Es bleibt im Grunde nur die Gegenüberstellung von episch und dramatisch im Sinne von gesungen und gespielt. Goethe und Schiller kommen selbst zu diesem Ergebnis. Der Briefwechsel gibt allerdings die Entwicklung dahin nicht. Aber in mündlichen Erörterungen muß man das Wesentliche aus Goethes Abhandlung schärfer zusammengefaßt haben; denn Schiller schreibt am 27. VI. 1798 an Humboldt: Goethe und er sähen zwischen Epos und Tra-

[1] Vergl. Else Sternberg: Das Tragische in den chansons de geste (Berliner Dissertation 1915) S. 137.

gödie keinen andern Unterschied als den der vergangenen und der gegenwärtigen Zeit.

Mit der höhern Einschätzung des Epos gegenüber dem Drama befindet Goethe sich im Gegensatz zu Schelling, dem das Drama, weil es Epik und Lyrik in sich begreife, die höchste Erscheinung des „Ansich und des Wesens aller Kunst ist", nämlich als Versöhnung des Widerstreits zwischen Einheit und Vielheit, Unendlichkeit und Endlichkeit. Goethes Gedanken über das Epos suchte Schelling im Sinne der Idealphilosophie zu begründen.[1] Seine Untersuchung wird von zwei Grundüberlegungen getragen:

1. Das Auszeichnende des Epos ist, daß in ihm die Handlung in der Identität der Absolutheit erscheint. Das Handeln wird hier objektiv betrachtet, ist also in dem Ansich im Gegensatz zur Erscheinung. Es ist ein reales Endliches, stellt also das Unendliche im Endlichen dar. Indem aber der Gegensatz zwischen unendlich und endlich überwunden wird, fällt auch der Gegensatz von Freiheit und Notwendigkeit, und weil dieser Gegensatz durch das Schicksal entschieden wird, hat das Epos im Gegensatz zum Drama kein Schicksal.

2. Indem das Epos reale Handlung an sich darstellt, verknüpft es Möglichkeit und Wirklichkeit, hebt also deren Differenz auf. Die Differenz aber zwischen Möglichkeit und Wirklichkeit ist die Zeit. Folglich ist das Epos zeitlos. Es ist ruhende Darstellung eines Bewegten, während umgekehrt die bewegte Darstellung eines Ruhenden dem beschreibenden Dichter gehört und dem Epos widerstrebt. — Hier zeigt sich der Einfluß Lessings, der ja, aus der mangelhaften Homer-Kenntnis der Zeit heraus, für den epischen Dichter als unerläßlich gefordert hatte: das Koeri-

[1] Vergl. Schellings Schriften zur Philosophie der Kunst S. 335. 297 ff.

stierende in ein Sukzessives aufzulösen, in Wirklichkeit nicht eine aus dem Wesen des Epos fließende Notwendigkeit, sondern ein technisches Mittel, das in die Gruppe der Retardationen gehört. — Eine Folge der epischen Indifferenz gegen die Zeit ist der Umstand, daß in ihm das Größte wie das Kleinste in gleicher Weise Raum hat, und daß die Exposition im Epos keine Schwierigkeiten mache, da das Epos überall anfangen und schließen könne.

Die Exposition ist dagegen das Schwierigste für den Dramatiker. Das Drama ist ein unaufhaltsames Vorwärtsstreben. Die Exposition, die „auf die ganze Breite der Existenz und auf Stimmung geht,[1] ist also dem dramatischen Charakter entgegen. Der zyklischen Dichtung der Alten war hier die Verlegenheit der Modernen erspart. Sophokles und Euripides wählten bei allen Neuschöpfungen zur Folie einen allbekannten Sagenstoff. Dazu waren die Tragödienhelden typische Gestalten, „mehr idealische Masken als Individuen" (Schiller 1797 IV 4). Wie man auf dem Theater eine bestimmte Person sah, wußte man, welche Rolle sie spielen würde. Oft erweckte der Name allein eine ganz bestimmte Vorstellung. Man brauchte also nicht erst durch eine besondere Exposition orientiert zu werden. Das ist der innere Grund der Zyklenbildung. Wo immer die Kunst auf der breiten Volksmasse ruhte, hatte sie die Tendenz der Zyklenbildung. Man denke nur an die Epenzyklen des Mittelalters. Goethe und Schiller hatten aber eine derartige allgemeine ästhetische Kultur im Auge. Daher begreift es sich, daß auch sie an ein solch zyklisches Verfahren dachten. Die Schwierigkeit für den modernen Dichter liegt nur darin, daß er sich seinen Zyklus selbst erschaffen muß.

Schiller scheint der ganze Cardo rei in der Kunst zu liegen, eine poetische Fabel zu erfinden (1797 IV 4). Goethe

[1] G. an H. Meyer 1797 IV 6; vergl. auch Schiller an G. 1797 XII 1.

stimmt dem zu: je besser die Fabel sei, desto mehr Wert könne der Künstler auf die stilistische Vollendung legen, wie es die Alten in Dichtung und Skulptur mit jenen Abstraktionen, die ihre „idealischen Masken" darstellen, auch gehalten haben (1797 IV 5).

Wichtig für diese idealisierende Nachahmung des Wirklichen im Epos und Drama ist die Klarheit darüber, was man von der Wirklichkeit als überflüssig fallen lassen kann. Dazu leistet die plastische Vorstellung des Kunstwerks die besten Dienste; „denn in einem sinnlich vor Augen stehenden Werk ist das Überflüssige weit auffallender als bei einem, das in der Sukzession vor den Augen des Geistes vorbeigeht". Dieser plastischen Vorstellung hat Goethe sich bei ‚Hermann und Dorothea' bedient. Alles muß voneinander gesondert sein, Gestalten und Charaktere; aber es muß sich unter eine Gruppe zusammenfassen lassen (1797 IV 8). So ist dem Dramatiker keine Vorstellung so günstig wie die lebhafte Vorstellung der Bühnendarstellung, „wodurch die affektvolle unruhige Erwartung, mithin das Gesetz des intensiven und rastlosen Fortschreitens und Bewegens einem so nahe gebracht wird" (Schiller 1797 XII 26). Schiller macht Goethe darauf aufmerksam, daß für den modernen Theaterdichter alles auf das dramatisch Wirksame ankomme, und daß seine Stücke nur kraftvolle und treffend gezeichnete Skizzen sein sollten (1802 VII 6). Diese Bühnenwirksamkeit zu studieren hatte Goethe an Calderon Gelegenheit, der ihm in der Schlegelschen Übersetzung seit 1802 zugänglich war.

Angeregt hatte ihn zur Beschäftigung mit den Spaniern Wilhelm v. Humboldt, der ihm von seiner spanischen Reise aus über Spaniens Theater schrieb.[1] Vorerst bewundert Goethe Calderon und sagt vom ‚Standhaften

[1] Vergl. Karl Wolff: Goethe und Calderon (Goethe Jahrbuch 34, 110)

Prinzen: „Ich möchte sagen, wenn die Poesie ganz von der Welt verloren ginge, so könnte man sie aus diesem Stück wiederherstellen (1804 I 28). Auch in diesem Urteil zeigt sich, wie viel Verständnis der „antike" Dichter für die Moderne gewonnen hatte.

### 2. Die bildende Kunst.

#### a. Das Verhältnis von Dichtung und Malerei.

Theoretische Erörterungen über die bildende Kunst nehmen im Briefwechsel mit Schiller einen verhältnismäßig geringen Raum ein. Die Erklärung dafür liegt darin, daß Schiller nicht viel von ihr verstand. Goethes Mitarbeiter auf diesem Gebiet war sein römischer Freund Meyer. Immerhin gibt Schiller einen Grundgedanken, der in den Abhandlungen Goethes und Meyers: ‚Über die Gegenstände der bildenden Kunst'[1] auch als der ihre erscheint (1797 X 14).

Für alle Kunst, so führt Schiller aus, kommt es darauf an, daß sie einen absolut bestimmten Gegenstand wähle. Diese absolute Bestimmtheit ist das Wesen dessen, was man den prägnanten Moment genannt hat. „Verbindet man mit diesem Satz den andern, daß die Bestimmung des Gegenstandes jedesmal durch die Mittel geschehen muß, welche einer Kunstgattung eigen sind, so hätte man . . . ein hinlängliches Kriterium, um in der Welt der Gegenstände nicht irregeleitet zu werden" (1797 IX 15). Auch für Goethe ist die innere Selbständigkeit und Bestimmtheit höchste Vollkommenheit des Kunstwerks (1797 X 25). Das Wunderbare, das in der naiven Dichtung eine so große Rolle spielt, läßt Goethe in der bildenden Kunst nicht gelten. Als er ein Bild bespricht, das die Szene aus Klopstocks ‚Messias' darstellt, wie Maria

[1] Goethes Werke 47, 91; Meyers Kleine Schriften zur Kunst, S. 3.

und Portia sich über das ewige Leben unterhalten, fragt er: „Was kann ein schönes Gesicht ausdrücken, das die Entzückung des Himmels vorausfühlen soll?" Wenn ein solches Bild auch gemacht werden könnte, so dürften keine individuellen Züge darin erscheinen. „Daß doch der gute bildende Künstler mit dem Poeten wetteifern will, da er doch eigentlich durch das, was er allein machen kann und zu machen hätte, den Dichter zur Verzweiflung bringen könnte" (1797 VIII 30)[1].

Zweierlei wird hier verworfen: 1. alle religiöse Malerei, 2. daß die bildende Kunst ihren Gegenstand aus der Dichtung nehme.

1. Goethe hatte, wie es scheint, gerade damals besonders starke Scheu vor dem Wunderbaren in der Kunst. So rät er Schiller, in den ‚Kranichen des Ibykus' das Wunderbare mehr zu dämpfen und möglichst zum nur natürlichen Zufall zu machen (1797 VIII 22). Während er in der Dichtung schon symbolisch verfuhr, scheint ihm der Gedanke an Symbolik in der Beurteilung von Bildwerken damals noch fern gelegen zu haben. Er hätte sich sonst hier aufdrängen müssen.

2. Gegen den Gedanken, daß die bildende Kunst ihren Stoff nicht aus der Dichtung nehmen dürfe, spricht die Erfahrung. Tatsächlich hat sich auf dem Gebiet der volkstümlichen Kunst in allen Ländern das Wort am Stein entzündet und hat der bildende Künstler den Dichter inspiriert. Daß Goethe damals vom Mittelalter noch so wenig wußte, hat hier seinen Blick beengt. Schiller urteilt ebenso eng (1797 IX 14), und er glaubt, daß diese Frage „mit dem Innersten der Kunst" zusammenhinge (1797 IX 15). Wie wenig das der Fall war, erfuhr Goethe durch die schon erwähnte Entdeckung, daß Raffael eines seiner angenehmsten Werke

[1] Ähnlich in der Skizze ‚Über Heinrich Füeßlis Arbeiten' (Werke 47, 347).

der Dichtung entlehnt hat. „Was soll denn nun dem glücklichen Genie geraten oder geboten seyn?“ (1797 X 25).

Damit sind die Theorien erledigt, die zwischen den einzelnen Kunstgattungen prinzipielle Schranken aufgerichtet hatten, von denen sie behaupteten, daß sie aus dem W e s e n eben jener Kunstgattungen flössen. Das machte jedoch die Bemühung, sich über die Bedingungen der Einzelgattungen klar zu werden, nicht überflüssig. Es erscheint Goethen als besonderer Fehler seiner Zeit, daß sie alle Gattungen mischte. Die Künstler trügen dem naturalistischen Verlangen des Publikums zu viel Rechnung. Meyer habe bemerkt, man habe alle bildenden Künste zur Malerei treiben wollen auf Kosten der Plastik. Hier zeigt sich ein Geschmack, der statt der Form die Sache will, und ein Gemälde gibt durch Haltung und Farben mehr Naturwahrheit als die einfachere Plastik. Die Poesie aber strebe zum Drama, weil auch hier das vollkommen Gegenwärtige realistischer wirke als das Epos. Daher schreibt sich auch die Mode der Romane in Briefen. Kindisch, barbarisch, abgeschmackt nennt Goethe derartige Tendenzen (1797 XII 23). Bald nachher urteilt er ruhiger: den Neuern gelänge ein Epos darum nicht mehr, weil sie keine Rhapsoden mehr hätten (1797 XII 27). Das Drama ist das Kind veränderter Kulturverhältnisse. Auf diese Abhängigkeit jeder Kunstgattung von der Kultur ihrer Zeit und ihres Landes weist Schiller hin: „Hätten wir Rhapsoden, so könnten wir reine Epen schaffen, und könnten wir im Theater das Publikum durch sieben Vorstellungen hindurch festhalten, so könnten wir so konzentrierte Tragödien schreiben wie die Griechen“ (1797 XII 29).

### b. Die Architektur.

Von der Architektur ist im Briefwechsel nur wenig die Rede. Ende 1795 war Goethe mit der Zusammenstellung

von Material über die Baukunst beschäftigt (1795 XI 1). Schiller berichtet darüber an Humboldt (1795 XI 9). Mit dem Begriff der schönen Architektur streite jedes einzelne Bauwerk mehr oder weniger, weil es sich einem praktischen Zweck fügen müsse. Die Baukunst soll ein ernstes und festes Dasein ausdrücken und kann sich, ohne schwach zu werden, kaum aufs Anmutige einlassen. Darum ist die theatralische Baukunst so schwierig, weil hier das Gefällige mit dem Hohen vereint sein muß.

## VII. Rückblick.

Zwei leitende Gedanken liegen allen ästhetischen Ausführungen Goethes im Briefwechsel mit Schiller zugrunde. Sie bilden einen bleibenden Gewinn gegenüber den mehr für sein eignes Schaffen als für die Nachwelt fruchtbaren Einzeluntersuchungen:

1. Das Kunstwerk ist analog den Gebilden der Natur ein Organismus von eigner Gesetzlichkeit. „Das Schöne ist die Form, ist Wesen, Allgemeines, ist Blick und Ausdruck des inwohnenden Naturgeistes", so formuliert Schelling diese Grundüberzeugung in der Rede ‚Über das Verhältnis der bildenden Künste zu der Natur' (1807).[1]

2. Das Kunstwerk ist Selbstzweck, frei von allen Nebenzwecken. Zu Diderots Bemühen, das der echten Kunst natürlicherweise innewohnende Moralische zu ihrem bewußten Zweck zu machen, bemerkt Goethe: ihm sei es unverständlich, wie ein so genialer Beobachter „bei so tiefem Gefühl und klarem Verstand doch nicht auf den Punkt kommen konnte, zu sehen: daß die Kultur durch Kunst ihren eignen Gang gehen muß, daß sie keiner andern subordiniert sein kann" (1797 VIII 12).

[1] Schellings Schriften zur Philosophie der Kunst (Werke 3, 397).

Das Kunstwerk muß in sich selbst vollendet sein. Die Losung im Kampf gegen die naturalistische Afterkunst war: Schönheit ist Wahrheit, nicht Wirklichkeit. Diese Wahrheit aber ist Offenbarung idealen Gehaltes in einer eben diesem Gehalt entsprechenden Gestalt. Darauf beruhte der Stil der Alten, und daraus ergibt sich auch für den modernen Künstler die Forderung der Formvollendung für die bildende Kunst wie für die Dichtung.

Dem naiven Dichter war die Idee mit dem Objekt gegeben. Für ihn war also die richtige Wahl der Gegenstände eine Kernfrage für den Künstler. In Zusammenhang mit dieser Frage stehen die Erörterungen über die Grenzen der Kunstarten, über Epos und Drama, Dichtung und Malerei.

Ihre verschiedene Vortragsart bewirkt, daß das Epos auf Ruhe, die Tragödie auf affektische Erregung geht. Darum erscheint Goethe das Epos als die vollkommenere Gattung. Die Tragödie indes ist die wichtigere, weil ihr der Zug der Zeit gehört.

Ihm durch Schiller vermittelte Elemente des Kantischen Denkens brachten Goethe allmählich zu einer stärkeren Betonung der Bedeutung des Subjekts gegenüber dem Objekt. Das dem subjektivistischen Idealismus entsprechende Kunstverfahren ist das symbolische, dem das Kunstwerk zum Ausdruck einer subjektiven Idee wird.

Im Lauf der ersten drei Jahre seines Bundes mit Schiller hat Goethe es sich allmählich angeeignet. Jedoch verdrängt das bewußt symbolische Verfahren das naiv-typische im Sinne der Alten nicht, — hat er doch seinerseits Schiller gerade diesem Verfahren angenähert — wie auch die Anerkennung der Bedeutung des Subjekts das Objekt nicht entwertet hat.

Was Schiller erreicht hat, ist dies: Goethe wurde sich

seiner eigenartigen Sendung bewußt: ein Zeitgenosse und Bürger der antiken wie der modernen Dichterwelt zu sein, und gehörte hinfort um eben dieses Vorzuges willen keiner mehr ausschließlich an (1798 V 18). Er selbst kennzeichnet die Bedeutung, den der Verkehr mit Schiller nach dieser Seite hin für ihn gehabt hat, dahin: „Sie haben mich von der allzu strengen Betrachtung der äußeren Dinge und ihrer Verhältnisse auf mich selbst zurückgeführt. Sie haben mich die Vielseitigkeit des innern Menschen mit mehr Billigkeit anzuschauen gelehrt" (1798 I 6).

Und bezeichnend ist das Geständnis des Aufsatzes ‚Klassiker und Romantiker in Italien': wer von Jugend auf seine Bildung den Griechen und Römern verdanke, werde nie „ein gewisses antikes Herkommen verleugnen, vielmehr jederzeit dankbar anerkennen, was er abgeschiedenen Lehrern schuldig ist, wenn er auch sein ausgebildetes Talent der lebendigen Gegenwart unaufhaltsam widmet und, ohne es zu wissen, modern endigt, wenn er antik angefangen hat."[1]

---

[1] Werke 41 (1), 137. Vergl. Oskar Walzel: Einleitung zu Band 36 der Jubiläums-Ausgabe von Goethes Sämtlichen Werken S. LXII f.

# Was verdankt die vergleichend-anatomische Wissenschaft den Arbeiten Goethes?

Von Wilhelm Lubosch (Würzburg)

Der Anregung des Herausgebers dieses Jahrbuches: einen Beitrag über Goethes Leistungen in der Anatomie zu liefern, bin ich um so lieber nachgekommen, als mit Ausnahme von Johannes Müller (1835), Richard Owen (1848) und abgesehen von den zahlreichen Schriften Ernst Haeckels kein auf dem Gebiete der vergleichenden Anatomie tätiger Anatom auszudrücken versucht hat, worauf die große Bedeutung Goethes grade für diese Wissenschaft beruht, und ob überhaupt eine solche, ja von vielen geleugnete Bedeutung besteht. Die Literatur über dieses Thema ist nichtsdestoweniger, wie bekannt, sehr umfangreich. Rund vierzig Autoren habe ich auf ihre Stellung zu unserer Frage zu prüfen mir angelegen sein lassen, und wer da meint, daß bei der Fülle der geäußerten Ansichten eine Einstimmigkeit darüber bestehe, was die vergleichende Anatomie Goethe zu verdanken habe, der würde nach dem Studium dieser vierzig Autoren eines anderen belehrt sein; ja, er würde vielleicht überhaupt daran verzweifeln, darüber ins Reine zu kommen.

Ohne mich hier auf Einzelheiten in der Literatur einzulassen, möchte ich die in ihr niedergelegten Ansichten folgendermaßen zusammenfassen. Die erste und Hauptgruppe der Kritiker (Johannes Müller 1835, Owen 1848, Berthold 1849, Helmholtz 1853 und 1892, Virchow 1861, Sachs 1875, Koßmann 1877, Lewes 1886, R. M. Meyer 1894, Bliedner 1901, Schneider 1905, Rauther 1912) hält Goethe für einen Vertreter des

idealistischen Evolutionismus seiner Zeit, d. h. für einen Anhänger der Lehre, daß die einzelnen Formenkreise der Tiere und Pflanzen formal verwandt seien, ohne daß dabei eine reale Verwandtschaft durch Abstammung angenommen wurde. Dieser, sozusagen, idealgenetischen Beurteilung lag der Gedanke zugrunde, daß, naturwissenschaftlich gesprochen, das „Werden" ein relativer Prozeß sei, nur Teilerscheinung innerhalb der Umbildungen eines gegebenen Ganzen, sei es, daß man sich dieses „Ganze" als eine infinitesimal abgestufte Kette von Organismen vorstellte oder als eine Idealgestalt, deren realer Abglanz die Einzelformen waren. Eine eigentliche phylogenetische „Entwicklung" in epigenetischem Sinne gab es somit für diese Vorstellung nicht. Für die Embryologie hatte dieser Gedanke zur Einschachtelungslehre, für die vergleichende Anatomie aber zur Phylopräformation geführt. Letztere lag den vergleichend-anatomischen Betrachtungen Buffons (1849), Vicq d'Azyrs und Geoffroys zugrunde. Hier handelte es sich niemals um die Annahme einer realen Umbildung, etwa einer Abstammung von einer „Stammform". Was damals als „Ausgang" angesehen wurde, waren die „Urformen", die nicht, wie die späteren „Stammformen", Personifikationen eines Begriffes, einer Kategorie des Systems, sondern in Wirklichkeit platonische Ideen waren. Sie konnten nicht durch Analyse erforscht, sondern nur durch Synthese erschaut werden. Die „Urform" der Nagetiere war kein „Prorodentier", sondern eine symbolische Form, die in sich die Charaktere aller Nagetiere vereinigen sollte. Die Organisation aller Nagetiere war nach dieser Anschauung präformiert, und die einzelnen Nagetiere verhielten sich zu dieser „Urform" wie die Spezialfälle zum Gesetz. Daher ist beim Verständnis aller hierauf basierenden Erklärungen jeder Gedanke an eine reale Entwicklung auszuschalten. Petrus Camper verwandelte durch Kreidestriche an der Wandtafel ein Skelettbild in ein anderes, ohne zu behaupten, daß eines vom anderen „abstamme". Vicq d'Azyr (1780) „sieht" mit seinem geistigen Auge, indem er den Blick über die mannigfachen Formen hinweggleiten läßt, eine Bewegung der Organe durch das Reich der Organismen hindurch vor sich gehen. Geoffroy „sieht" ebenso den Rumpf sich verkürzen, das Brustbein „wandern". Im Begriff des Typus war eben der der Beweglichkeit bereits mit einbegriffen (O. Schmidt, 1855). In die Gruppe dieser Naturforscher

wird von den oben aufgezählten Autoren nun auch Goethe gerechnet. Dem gegenüber haben

2. andere, wie vor allem Ernst Haeckel, Kalischer (1878 und 1883) Dacque (1912) und mit ihnen die meisten neueren Lehrbücher der Zoologie und vergleichenden Anatomie bekanntermaßen in Goethe einen echten Darwinisten gesehen, der in seiner Zeit bereits, mit Ausnahme des Selektionsgedankens, alle wesentlichen Lehren des heutigen Darwinismus ausgesprochen habe.

3. Eine vermittelnde Stellung haben Magnus (1906), v. Bardeleben (1888), Steiner (1894) und Wasielewski (1904) eingenommen, die in seinem morphologischen Wirken die Spuren einer *Entwicklung* mit zeitweilig mehr oder weniger Neigung zu einer deszendenz-theoretischen Auffassung erkennen wollten.

4. Andere wiederum, wie Johannes Müller, Helmholtz, Virchow, Du Bois-Reymond (1882) und Harpf (1885) haben betont, daß Goethe die Natur als Künstler, die Organismen als Kunstwerke mit dem Blick des Genius beurteilt habe, daß demnach ein unmittelbar brauchbares Forschungsergebnis aus dem Studium seiner Werke nicht zu gewinnen sei.

5. Der eine der Genannten, Helmholtz, hat demnach auch das, was Goethe ausgesprochen hat, mehr als die „Vorahnung" künftiger Ideen der Naturwissenschaft bezeichnet (1892). Es hat

6. auch nicht an ausdrücklichen Verwahrungen der Naturforscher gegen die Goethesche Art, sich mit der Natur zu befassen, gefehlt. Solche Stimmen, wie Karl Ernst v. Baer (1897), Sachs (1870), Du Bois-Reymond (1912) und Kohlbrugge (1913) haben Goethe jede Fähigkeit zur *exakten* wissenschaftlichen Forschung und damit seinen vergleichenden anatomischen Werken jeden Wert für die heutige Naturwissenschaft abgesprochen.

7. *Hansens* Werk (1909) nimmt eine ganz besondere Stellung ein, obwohl es sich lediglich auf eine Behandlung der „Metamorphose der Pflanzen" beschränkt. Die leitenden Gedanken, soweit es gestattet ist, überhaupt bei einem wissenschaftlichen Werke von 380 Seiten eine so kurze Zusammenziehung zu wagen, sind: Von Platonischen Ideen sei bei Goethe keine Rede; die Metamorphose der Pflanze sei keine idealistisch gedachte Umbildung, sondern eine *Hypothese* über die biologisch-ökologisch reale Umwandlung der Pflanzenorgane, die nicht durch die ontogenetischen Untersuchungen K. Fr. Wolffs, sondern erst durch die neuere experimentelle Erfor-

schung der Pflanzenorganologie ihre Bestätigung empfangen habe; die „Urpflanze" sei kein Begriff, auch keine Platonische Idee, sondern ein anschaulich gemachter, zeichnerisch in einem Schema wiedergegebener Begriffsinhalt. Diese Ansichten berühren auch meine Abhandlung, teils im Einklang mit ihr, teils im Widerspruch dazu. Der mir hier gebotene Raum gestattet mir nicht, auf die Widersprüche, die ich nur feststellen werde, kritisch einzugehen. Die Gelegenheit dazu wird sich an anderer Stelle ergeben.

Man sieht, daß keine Möglichkeit außer Acht gelassen worden ist, und es würden sich, wenn wir die Arbeiten von Möbius, Ferd. Cohn, Chamberlain, Schneider, Simmel und Gundolf heranzöge, neben vielfachen, namentlich bei Simmel sehr glücklich formulierten Angaben über die Art, wie Goethe die Natur betrachtet hat, keine wesentlich anderen Gesichtspunkte, als die soeben von mir angegebenen vorfinden. So würden wir die Schriften Goethes, wenn wir ihn nicht gar mit Kohlbrugge zu einem kritiklosen, eitlen und auf seinen Ruhm eifersüchtigen Ignoranten in der vergleichenden Anatomie herabdrücken wollten, doch entweder nur als historisch merkwürdig oder als darwinistisch bedeutsam anzusehen haben. Das eine wäre ein sehr kühles, das andere ein zweifelhaftes Lob; und doch wie wunderbar! Auf jeden, der sich in Goethes Morphologie versenkt und besonders auf den vergleichenden Anatomen wirken seine Arbeiten mit der zwingenden Gewalt einer absolut wahren, klaren und unmißverständlichen Aussage, und es scheint mir, als ob die kritische Arbeit von 75 Jahren das Entscheidende in ihnen doch nicht bemerkt oder, wenn sie es bemerkt hat, es auszusprechen nicht für nötig erachtet hat. Jene einzige, in ihrer Einfachheit, ja Einfalt gerade nur dem Genius mögliche Leistung aber hat die vergleichende Anatomie vorzugsweise zum Rang einer exakten Wissenschaft erhoben, was ich als vergleichender Anatom doch einmal einschränkungslos und

vorbehaltslos aussprechen zu müssen glaube. Goethe ist der Schöpfer des Homologiebegriffes gewesen, der sich aus der Ähnlichkeit und Vergleichbarkeit der „Gestalten“ ohne Rücksicht auf die Vergleichbarkeit der Leistungen ergibt.

Die Neigung, das funktionell Gleichwertige zu vergleichen, lag tief in der menschlichen Natur begründet. Nur schwer konnte sie sich davon trennen, die tierischen Organismen nach gleichfunktionierenden Systemen zu vergleichen. Der methodologische Schritt zur Vergleichung des funktionell Ungleichwertigen (also z. B. der Kiemenskelette mit den Extremitätenskeletten, des Schädels mit Wirbeln, der Luftröhre mit Kiemenapparaten u. s. f.) ist demgegenüber als der wissenschaftlich bedeutsamste Schritt zu bezeichnen. Seitdem erst ist die vergleichende Anatomie eine exakte Wissenschaft, denn mit dem Besitze dieses Homologiebegriffes war die Methode der vergleichenden Anatomie gewonnen. Seine Geschichte und die Stellung, die die Kritik zu ihm einnahm, und seine weiteren Umbildungen spiegeln zugleich die Geschichte der vergleichenden Anatomie wider. Die historische Forschung schreibt die Einführung des Homologiebegriffes im allgemeinen Richard Owen zu (1846). Dieser aber hat ihm nur den Namen gegeben, da das Prinzip selbst einwandsfrei bereits den Werken von Geoffroy zugrunde liegt (1806—1818). Viel früher aber noch als dieser, hat bereits Goethe diesen Homologiebegriff, wenn auch nicht dem Worte, so doch der Sache nach gekannt, und dies nachzuweisen, ist die Aufgabe meines kleinen Beitrages. Wir werden dabei so vorgehen, daß wir zunächst ausführen, was sich über Goethes allgemeine Methodik eingehender Versenkung in seine naturwissenschaftlichen Werke erschlossen hat; wir werden hiernach in zweiter Linie zu zeigen versuchen, welche

praktische Wendung er seinen allgemeinen Betrachtungen über den Zusammenhang der Organismen gibt.

1.

Die Stellung Goethes zur platonischen Art der Naturbetrachtung ist trotz zahlreicher Erörterungen darüber keineswegs eindeutig entschieden. Abgesehen von Ernst Haeckel und seinen Anhängern, die Goethes „Realismus" stets gerne von dem „Mystischen Platonismus" unterscheiden wollten, hat sich neuerdings (1909) auch ein großer Kenner der naturwissenschaftlichen Schriften Goethes, Hansen, dagegen ausgesprochen, daß man Goethe einen Platoniker nennen dürfe. Es erscheint mir daher, um dies zu widerlegen, das tiefsinnige, echt philosophisch-kritische Bekenntnis Goethes (11, 38. 154. 159[1]) an die Spitze einer Untersuchung gestellt werden zu müssen, die sich mit Goethes naturwissenschaftlicher Methodik beschäftigt. Es deckt sich dies Bekenntnis nahezu mit dem, was er in poetischer Verklärung schon lange vorher (1784) in dem Aufsatz ‚Die Natur' ausgesprochen hat, und was schon v. Schütz (6, 208) als ganz besonders entscheidend für Goethes Gesinnung hervorgehoben hat. Der tiefste Urgrund, aus dem das Philosophieren der Eleaten hervorgestiegen war — das Problem: wie „Sukzessives ein Simultanes" sein könne, — ist, wie jene Stellen beweisen, Goethes Hauptproblem, und es kann doch kein Zweifel bestehen, daß dieses eben ein platonisches Problem ist. Der Blick in diesen Urgrund hinein „scheint uns in eine Art Wahnsinn zu versetzen" (11, 57), und klar sieht Goethe ein, daß die Natur ihre Teile aus einem „lebendig geheimnisvollem

[1] Alle Zahlenbelege ohne weiteren Zusatz beziehen sich auf die große Weimarer Ausgabe von Goethes ‚Naturwissenschaftlichen Schriften' (Goethes Werke, Abteilung II Band 1/13, 1890/1906).

Ganzen" entwickeln, aber auch „völlig fremd erscheinende Verhältnisse" in eins verknüpfen könne (11, 50). Hier liegen also sofort die großen Gegensätze zu Tage, ob die Gestalten vorgebildet seien oder ob sie sich neu bilden. Platonisch denkt er auch darin (wenigstens wenn wir Plato so verstehen wollen, wie ihn uns Schopenhauer gezeichnet hat, was ja nicht durchweg die Anschauung der gegenwärtigen Plato-Forschung ist), daß er Ideen und Begriffe stets meisterhaft klar unterscheidet.

Ein Schwanken ist hierin so wenig bei ihm zu bemerken, daß wir die Ansicht von Harpf zu der unsrigen machen möchten: Goethe habe eigentlich durch seinen persönlichen Verkehr in den jungen Schopenhauer den Keim zu seiner späteren Ideenlehre gelegt. „Ideen" werden nach Goethe „in Erdreistung gewagt", Begriffe „in Bescheidung gebildet" (11, 50). „Begriff ist Summe, Idee Resultat der Erfahrung. Jene zu zeigen wird Verstand, diese zu erfassen Vernunft erfordert" (11, 158). Daß Goethe diesen Unterschied wirklich so klar gemacht hat, kommt in der Literatur nirgends zum Ausdruck und ist um so wichtiger, als ihm die zeitgenössische Philosophie keinen Anhalt dafür geboten hat; denn erst Schopenhauer hat ihn in aller Schärfe präzisiert. Bezeichnenderweise hat er nun mit dem Begriff, der „Summe", der „Verstandesoperationen" niemals etwas anzufangen gewußt; und wer sich überhaupt darüber einmal klar geworden ist, wird seine Abneigung gegen die Systematik begreifen und kaum noch daran denken können, daß er den „Stammformen" der modernen Phylogenie Teilnahme entgegengebracht haben würde; sind doch diese „Stammformen" nichts anderes, als die zum Begriff des Tieres umgestempelten, systematischen Kategorien des Tierreiches. Wenn nun auch Goethe in das Land der Ideen kam, wie Parsifal ins Gralsgebiet, so ist er sich doch bald ganz klar darüber geworden, was es mit diesen Ideen für eine Bewandtnis habe, was ich mit aller Entschiedenheit gegen Bliedner und Schneider und in Übereinstimmung mit Steiner behaupten möchte. Man vergleiche die Abhandlung über ‚Neuere Philosophie', sowie die mit dem schönen Titel ‚Bedenken und Ergebung'. Ob Schiller in dem berühmten Gespräch mit Goethe „Idee" im Sinne Pla-

tes angewendet hat, ist meines Wissens nie Gegenstand wissenschaftlicher Untersuchung gewesen; Tatsache aber ist, daß Goethe das Wort später stets in diesem Sinne verwendet hat. Es gibt keine tiefsinnigere Fassung dieser Überzeugung als das Paradoxon (11, 127): „Was ist das Allgemeine? Der einzelne Fall. Was ist das Besondere? Millionen Fälle." Das heißt denn doch, daß es eben dem platonischen Auge möglich ist, in einem einzelnen Falle das zu schauen, was blinde Augen in Millionen Fällen nicht erschauen können.

Goethe bildet nun aber die platonische Ideenlehre in eigener Weise fort und schafft, wie das in anderem Zusammenhange vor allem der kürzlich verstorbene, vielleicht beste Interpret Goetheschen Denkens, Simmel, erklärt hat, sogar eine eigene Erkenntnistheorie, die derjenigen Kants zwar in höherem Sinne widerspricht, ihr aber doch gleichwertig ist; auch Hansen spricht sich dahin aus. Diese Erkenntnistheorie, wenn wir sie so nennen wollen, knüpft an an das Wort „Phänomen". Dieses ist das charakteristischste Wort in der ganzen sich auf die Naturlehre beziehenden Terminologie Goethes. „Die Phänomene, die wir andern auch wohl Fakta nennen" —, so beginnt er seinen Aufsatz über ‚Erfahrung und Wissenschaft' (11, 38). Der Ausdruck „das Phänomen", in diesem naturwissenschaftlichen Sinne gefaßt, ist eine völlige Neuschöpfung Goethes. Es ist gleichsam ein Synonymon des Wortes „Idee", wie um dessen abgeschliffene Urbedeutung wieder herzustellen, aber mit einer feinen Färbung die Aktivität der Natur (Phainomenon) gegenüber ihrer Passivität (Ideai) feststellend. Es ist das ewig tätige Leben in Ruhe gedacht (11, 140); demgemäß gibt es auch in der Welt der Phänomene keine „Probleme". Nach den Problemen hat man sich nur zu erkundigen, sie genau zu nehmen und dabei ruhig liegen zu lassen. Daher, und nur daher, wird also das Gesetz der Kausalität für die Goethesche Natur=

betrachtung, wie für Platos Ideenlehre ohne Sinn. Die Phänomene sind ihm Folgen ohne Grund, Wirkung ohne Ursache; und hier liegt das Verständnis für die „unwissenschaftliche" Naturbetrachtung Goethes, die Männern der Wissenschaft, wie Karl Ernst v. Baer und Sachs, so sehr widerstrebte.

Man denke an die berühmte Stelle (6, 221), wo er von den Urphänomenen spricht. Als solche würden wir also die geheimnisvollen Offenbarungen, die uns durch die Verwandtschaft und die Umbildungen der tierischen Formen gegeben werden, aufzufassen haben. Hier sagt er von den Urphänomenen: „wenn sie unseren Sinnen unverhüllt erscheinen, fühlen wir eine Art Schrecken bis zur Angst; die sinnlichen Menschen [d. h. also die, die die Natur mit Goethes Augen ansehen könnten] retten sich ins Erstaunen." Und er schließt, wieder im Sinne des Gegensatzes von Vernunft und Verstand: „Geschwind aber kommt der tätige Kuppler Verstand und will auf seine Weise das Edelste mit dem Gemeinsten vermitteln." So erklärt sich auch die Stelle in seiner für Geoffroy parteinehmenden Schrift, wenn er sagt: „Geoffroy tritt der großen, abstrakten, nur geahnten Einheit näher, erschrickt nicht vor ihr, und weiß, indem er sie auffaßt, ihre Erläuterungen zu seinem Vorteil zu benutzen." So trifft es Faust auch jedesmal wie ein Schlag, wenn er von den „Müttern", diesen „Urphänomenen", hört.

Dadurch, daß Goethe „Phänomene" nennt, was andere „Fakta" nennen, kommt er mit der eigentlich als wissenschaftlich bezeichneten Methodik wiederum in Konflikt. Denn er läuft natürlich Gefahr, die Fakta selbst nicht zu berücksichtigen; würde er doch gerade hierdurch aus seiner Arbeitsrichtung abgelenkt werden. Dies ist ihm ja auch vielfach, aber von keiner Seite so scharf zum Vorwurf gemacht worden, wie von Kohlbrugge: Goethe habe die Literatur über den Zwischenkiefer nicht gekannt, wäre nicht ernstlich bemüht gewesen, durch Literaturstudium in die vergleichende Anatomie einzudringen, sei zu wenig mit der

vergleichenden Anatomie bekannt gewesen usw. Goethe selbst aber hat das ja deutlich gefühlt und hat diesen Mangel auch schon ganz genau bezeichnet (8, 69). Die Fülle der von Jahr zu Jahr zuströmenden neuen Entdeckungen hebt er wohl hervor; aber ihm wird es auch zum Prinzip, das Allgemeine bereits aus einigen wenigen Fällen erschließen zu wollen (6, 126. 8, 74). Das weise Ausgleichen zwischen den Anforderungen der Empirie und einer Verknüpfung ihrer Tatsachen wird ihm die eigentliche Aufgabe seiner Methode, wie natürlich nur er sie stellen und bewältigen konnte. Er will aber keineswegs (11, 12) eine Betrachtungsart vor der anderen bevorzugt sehen, keiner einen höheren oder einzigen Wert beimessen; jede hält er für wissenschaftlich: „aber sie werden sich ewig gegenüberstehen, ohne sich zu vereinigen oder aufzuheben; so hüte man sich ja vor aller Kontrovers und stelle seine Überzeugung klar und nackt hin" (11, 143).

Diese Art, die Natur zu betrachten, war ihm nachweislich zu jeder Zeit seines Lebens eigentümlich. Sie findet sich auch in der Periode, die wir mit v. Bardeleben und v. Wasielewski vielleicht als solche mit überwiegend deszendenztheoretischer Neigung betrachten können, d. h. in der Zeit um 1790 herum. Es ist daher nicht recht zu verstehen, warum Kohlbrugge Goethe vorwirft: er habe sich später von der mechanistischen Naturforschung abgekehrt, um bei den supranaturalistisch-evolutionistischen Gedanken einer vom Schöpfer vorgezeichneten Einheit des Baues Befriedigung zu finden. Kohlbrugges Aufgabe wäre es doch gewesen, zu zeigen, daß Goethe irgendwo und irgendwann einmal überhaupt etwas anderes, als die, im Sinne Platos aufgefaßte, Einheit der Organismen angenommen habe. In Wirklichkeit ist aber meines Erachtens nichts davon zu finden. Eine Fortbildung dieser Gedanken können wir bei Goethe überhaupt nur darin sehen, daß er das Leitmotiv seiner ersten naturphilosophischen Schrift über die Natur (1780) in späteren Jahren seines Lebens geradezu in präformistischem Sinne vertieft. Scharf und mit großer Schärfe später Chamberlain haben ja bereits hervor-

gehoben, daß Goethe den Entwicklungsbegriff im modernen Sinne gar nicht gekannt hat. Nach dem oben Gesagten ist das ganz klar, denn dieser Begriff setzt die Ursachenforschung voraus, Ursache im Sinne einer Veränderung, die eine andere Veränderung hervorruft, genommen. Da eine, durch idealistische Betrachtung gewonnene oder induktiv künstlerisch erkannte Einheit das Objekt seiner Forschung ist, so kann an ihr eine Selbständigkeit der Teile ebensowenig, wie ein Neuentstehen, eine Epigenesis, angenommen werden. Die Natur „lebt in lauter Kindern, und die Mutter, wo ist sie?" (11, 6). Später sagt er dann geradezu: „Was nicht mehr entsteht, können wir uns als entstehend nicht denken, das Entstandene begreifen wir nicht" (11, 137); „Nichts entspringt, als was schon angekündigt ist" (11, 147); „Der Begriff vom Entstehen ist uns ganz und gar versagt; daher wir, wenn wir etwas werden sehen, denken, daß es schon dagewesen sei" (11, 123). Diese Ablehnung der eigentlichen Ursachenforschung ließe sich noch durch zahlreiche Stellen belegen (11, 120. 134. 161; 13, 84; 6, 221), und gewiß können wir mit Chamberlain angesichts solcher Zeugnisse ruhig behaupten, daß Goethe mit darwinistischer Naturdeutung auch nicht Einen Zug gemein hatte, während uns Kalischers Versicherung (auch bei Bielschowsky): Goethe würde Darwin „zugejauchzt" haben, durchaus unglaubwürdig ist. Doch geht uns Chamberlain wieder darin zu weit, daß er meint: an „Entwicklung" habe damals alles geglaubt, und Goethe sei dem unbeirrt entgegengetreten. Das ist sicherlich nicht richtig; vielmehr das Gegenteil trifft zu, wie es auch Kohlbrugge klar gezeigt hat. Soweit es sich nicht um embryonale Entwicklung handelte, die abgesehen von Kaspar Friedrich Wolff, erst durch Döllinger, Pander und v. Baer, also um 1817 herum, im Sinne der Gegenwart ausgestaltet worden ist, ist gerade im Gegenteil Goethes Ansicht die allgemeine, wie ich in zwei Schriften selbst darzutun versucht habe.[1]

Welches positiv seine Methode gewesen ist, um in den Zusammenhang der tierischen Formen einzudringen, dies angeben zu wollen, wäre ja gleichbedeutend mit dem Ver-

[1] Über Panders und d'Altons vergleichende Osteologie (Flora 1918); Der Akademiestreit zwischen Cuvier und Geoffroy St. Hilaire und seine leitenden Gedanken (Biologisches Zentralblatt 1918).

mögen, die Vorgänge im Inneren seines Künstlergeistes zu begreifen, was ja nicht möglich ist. So weit Worte darüber Aufschluß geben können, tut es ein Goethescher Aufsatz über den ‚Versuch als Vermittler von Objekt und Subjekt‘ (11, 21), auf dessen meisterhafte Interpretation durch Harpf ich hier hinweisen möchte. Entscheidend ist dabei, daß, wie auch aus anderen Stellen hervorgeht, und wie es auch Hansen andeutet, er der mathematischen Methode das Wort redet, deren Beweise ja auch nur umständlich ausführen, „daß dasjenige, was in Verbindung vorgebracht wird, schon in seinen einfachen Teilen und in seiner ganzen Folge dagewesen, in seinem ganzen Umfange übersehen und unter allen Bedingungen richtig und unumstößlich erfunden worden“. Dies überträgt er auf die Natur, stellt sich also das Naturganze als einheitlichen Komplex von Teilen mit festen Beziehungen und von unermeßlichem Umfang vor, so daß der Satz vom zureichenden Grunde des Seins (Schopenhauer 3, 36) als Quelle seiner Urteile in Betracht zu kommen hätte. So verstehen wir denn auch, was er (7, 145) mit dem „Hinstarren auf die Natur“ meint, und wenn er in der bekannten schönen Abhandlung ‚Bedeutende Fördernis durch ein einziges geistreiches Wort‘ sein Anschauen ein Denken, sein Denken ein Anschauen nennt.

In diesem Zusammenhange sei auf einen besondern Punkt hingewiesen. Es ist im höchsten Maße befremdend, daß man, die berühmte Stelle in Kants ‚Kritik der Urteilskraft‘ (§ 80) konsequent falsch deutend, das dort erwähnte „Abenteuer der Vernunft“ in dem Versuch hat sehen wollen, die Wesen als Blutsverwandte von einander abstammen zu lassen. So hat man denn auch immer die Stelle bei Goethe in dem Aufsatz ‚Anschauende Urteilskraft‘ (11, 54), wo er davon spricht: daß er sich imstande gefühlt habe, dies „Abenteuer der Vernunft“ mutig zu bestehen, ausnahmslos dahin gedeutet, daß er als ein Sankt Georg und erster Darwinist

sozusagen den Kampf mit dem Drachen der Artenkonstanz auf genommen habe. In Wirklichkeit ist, wovon man sich durch Studium der Stelle ohne weiteres überzeugen kann, das Abenteuer, das Kant meint, der Versuch: die Zweckmäßigkeit der Organismen ursächlich zu erklären. Dies war es denn auch, was Goethe wirklich für seine Person als möglich bezeichnete. Wenn Kant gelehrt hatte, daß nur ein göttlicher Intellekt die Entstehung des Zweckmäßigen erkennen könne, so vermaß Goethe sich, dieses „Abenteuer" zu bestehen, weil er eben seinen Intellekt in der Tat einer solchen Steigerung fähig fühlte; denn er glaubte, daß dem Intellektuellen eine Steigerung ähnlich möglich sei wie dem Sittlichen. So, wie sich der Mensch hier durch Glauben an Gott, Tugend und Unsterblichkeit in eine obere Region erheben und an das erste Wesen annähern könne, so, glaubte er, könne man sich durch Anschauen einer immerschaffenden Natur zur geistigen Teilnahme an ihren Produktionen würdig machen. Nicht nur einige seiner Zeitgenossen (v. Schütz), sondern neuerdings vor allem Simmel hat ja denn auch, wie schon oben kurz angedeutet, in Goethes Anschauungskraft ein dem Kantschen Prinzip zwar entgegengesetztes, aber nicht minder berechtigtes erkannt.

Daß Goethe übrigens den Unterschied zwischen seiner Art, die Natur zu erforschen und derjenigen, die einem exakten Forscher obgelegen hätte, wohl empfunden hat, läßt sich aus manchen Äußerungen entnehmen; so z. B., wenn er (8, 246) seine Arbeiten nicht „Vorarbeiten", sondern „nur Vorahnungen" nennt. Oder wenn er (8, 224) davon spricht, daß d'Alton ihn Wege geführt habe, die er selbst nicht gehen konnte. Doch ist er dabei seiner eigenen Methode stets ganz sicher. Weil er nie systematisch abzuschließen nötig hatte, hatte er auch nicht nötig, zu ändern. Da er nur ordnete, konnte er dem so oft fehlschlagenden Versuche, zu verknüpfen, entsagen. Alle späteren Erfahrungen konnten bei ihm eingeordnet erscheinen (11, 36).

## 2.

Welches sind nun die Ergebnisse seiner Forschungen? Wir werden hier vorzugsweise versuchen darzulegen, wie sich

ihm das „Seinselement" darstellte (vgl. hierzu Simmel: Hauptprobleme der Philosophie, Sammlung Göschen), während wir auf das Element des „Werdens", das oft und, wie man sagen kann, im wesentlichen abschließend beurteilt worden ist, nicht eingehen werden. Das Element des Werdens entwickelt sich ihm in der Metamorphosenlehre, während sich das Seinselement dem Leser der Goetheschen Schriften unter den verschiedenen Bezeichnungen: Urpflanze, Urtier, symbolische Pflanze, Typus, darstellt. In der Erläuterung dieser Begriffe werden wir zunächst auf die mehr theoretische Fassung (a), sodann auf die, wie ich meine, bisher nicht hervorgehobene praktische Fassung (b) eingehen.

a.

Daß das Streben nach der Erfassung einer Einheit in der Mannigfaltigkeit bei Goethe zu verschiedenen Zeiten seines Lebens verschiedenen Ausdruck gefunden hat, ist durch die Forschungen der neueren Zeit (v. Bardeleben, Steiner, Bliedner, v. Wasielewski, Schneider, Simmel, Hansen) genugsam erhärtet worden. Es ist überflüssig, erneut darauf ausführlich einzugehen.

Seltsame Mißverständnisse zwischen ihm und der Wissenschaft, dem Genius und der „Welt", sind dabei entstanden. Da ihm die Erscheinungen nicht weiter erklärungsbedürftig, sondern selbst bereits die Lehre sind, so besteht natürlich zwischen seiner Ausdrucksweise und der wissenschaftlichen Lehre eine Disharmonie. Denn was ihm anschaulich dünkte, und was er glaubte, auch anderen als anschaulich demonstrieren zu können — das war und ist für andere unter Umständen doch nur ein leeres Wort. Er sieht die Tierwelt oder eine Gruppe von Tieren oder ein einzelnes Tier als ein „Erscheinendes" — ein lebendiges, wirkendes, in Tätigkeit sich offenbarendes Etwas, das in innigen Be-

ziehungen zur Mitwelt steht. In diesen Gestalten, in ihren Proportionen, in der Länge der Gliedmaßen, in der Ausdehnung des Schwanzes offenbart sich ihm eine Ökonomie bestimmter Art. Dies alles aber läßt sich nur im Kampfe mit der Sprache selbst wiedergeben und setzt sich dadurch dem Vorwurf des Mystizismus aus, wie ihn Kohlbrugge gerade angesichts solcher Stellen nicht unterdrückt. Die Zusammenstellung solcher Äußerungen aber (6, 226; 7, 228; 8, 15. 136. 224. 240; 13, 230) lehrt, daß sie sich von 1790 bis 1829, wo die ‚Spiraltendenz der Vegetation' entstand, hin erstrecken. Es besteht also keine Berechtigung, zu behaupten (Kohlbrugge): Goethe sei erst später mehr und mehr in den „Mystizismus" hineingekommen. Was dem gemeinen Sinn als solcher erscheint, ist doch nur die Inkommensurabilität zwischen dem Sein an sich und dem sprachlichen Ausdruck dafür. Nicht vom Horn des Ochsen, das in Krümmungen ausläuft, nicht von den grenzenlos wachsenden Krallen des Faultieres, nicht von dem eine Unendlichkeit andeutenden Schwanz ist an den bekannten Stellen eigentlich die Rede, sondern von einem lebendigen Etwas, das sich unter der Gegenwirkung von Hemmungen den Weg zur Erscheinung erkämpft. In Schopenhauers Sprache wäre das verständlicher und systematischer auszudrücken gewesen. Wie dieser ja auch in der Kritik Lamarcks sagt (Werke 3, 244): Lamarck hätte konsequenterweise ein Urtier ohne alle Gestalt und Organe annehmen müssen; dies Urtier aber sei der Wille zum Leben, jedoch ist er als solches ein metaphysisches, kein physisches. Das wußte oder fühlte Goethe. Es ist das meiner Überzeugung nach auch der Hauptgrund dafür, daß ihn die platt-rationalistische Verquickung zwischen einem metaphysischen und einem physischen Prinzip, wie es Lamarcks Naturphilosophie so besonders kraß darbot, keinen Anlaß zu freudiger

Teilnahme gewährte, nicht aber, wie Kohlbrugge meint, daß er sich von den seiner Typuslehre ungünstigen Theorien Lamarcks unkritisch und parteiisch abgewendet habe. Wenn aber nun andererseits viele seiner Zeitgenossen das, was er selbst aussprach, nicht als Versuch: etwas Irrationales in Worte zu fassen, ansahen, sondern es für „Naturgesetze" nahmen, um damit Wissenschaft zu treiben, so darf man ihn für diese Mißverständnisse (wie es z. B. Sachs und Kohlbrugge tun), nicht verantwortlich machen. Wann wäre es je Pflicht des Genius gewesen, die Mitwelt in ihren Mißverständnissen zu korrigieren? Wenn im Zusammenhange damit behauptet wird (Kohlbrugge): Goethe sei sich selbst eigentlich niemals klar über die Grenzen zwischen Phantasie und Realität gewesen, so sprechen die oben gegebenen Zitate auf alle Fälle dafür, daß Goethe sich der Inkommensurabilität zwischen Phantasie und Sprache stets klar bewußt geblieben ist.

Über die Frage, was Goethe unter der Urpflanze und dem Urtier verstanden habe, scheinen die Ansichten der Forscher auch heute noch auseinander zu gehen; wenigstens insofern noch immer die Ansicht auftaucht, daß Goethe mit der Urpflanze auch späterhin noch die Vorstellung eines realen Wesens verbunden habe. Uns scheint diese Unklarheit der Deutung an dem Worte „Urpflanze" und „Urtier" selbst zu haften, von dem Goethe sich später dadurch löste, daß er an seiner Statt das Wort „Typus" gebraucht hat. Steiner hatte die Ansicht vertreten, daß (natürlich abgesehen von den ersten Fassungen der Urpflanzenlehre in den 80er Jahren) die definitive Urpflanze das objektiv in allen Pflanzen Wesentliche derselben darstelle, das der Geist des Menschen frei konstruieren müsse, wenn es etwas Erscheinendes werden solle. Gerade dies aber sei den meisten Menschen unmöglich, sich vorzustellen, daß etwas objektive Bedeutung haben solle, zu dessen Erscheinung durchaus subjektive Bedingungen notwendig wären. Im Gegensatz dazu befindet sich Bliedner, der an letztere Unmöglichkeit anknüpfend, ein aut-aut aufstellt: entweder sei die Urpflanze eine Abstraktion ohne objektive Wesenheit, oder sie

müsse irgendwo sinnlich wahrnehmbar sein. Nach allem, was wir bisher auf diesen Seiten ausgeführt haben, müssen wir wohl meinen, daß Steiner der Bedeutung der Urpflanze mehr gerecht geworden ist als sein Gegner, wenngleich auch er, indem er von einer „Konstruktion" spricht, ein fremdes Element hineinbringt. Auch Hansen vermeidet das nicht ganz, insofern er ebenfalls die Begriffsbildung der Conception der Urpflanze vorausgehen läßt. Der dann in einer schematischen Zeichnung anschaulich gemachte Begriff ist, wenn wir die Darlegungen (S. 275 ff.) recht verstehen, nach Hansen die „Urpflanze". Alle Unklarheiten schwinden erst, wenn wir auf die (Schopenhauersche) Idee des Tieres zurückgehen, wie es ja Goethe selbst bei der entscheidenden Wendung, die die Urformlehre bei ihm annimmt, getan hat (das „Urtier", das heißt denn doch die „Idee" des Tiers [6, 20]). Es gibt für meine Ansicht: daß, sobald von der Urpflanze oder dem Urtier die Rede ist, ein unvermeidliches Schwanken in der Bedeutung auftritt, noch einen Beweis durch zwei der Goethe-Forschung bisher entgangene Stellen. Es ist nämlich falsch, anzunehmen, daß Goethe von den 90er Jahren ab diese Ausdrücke nicht mehr gebraucht habe. Der Ausdruck „Urpflanze" findet sich zunächst noch im Jahre 1823 in Ernst Meyers ‚Erwiderung' auf Goethes ‚Probleme' (7, 87), die Goethe, wie man weiß, als reinen Ausdruck seiner eigenen Gesinnung akzeptiert hat. Belangreicher ist sodann, daß er, um dieselbe Zeit etwa, im Zusammenhange mit d'Altons Schrift über naturhistorische Abbildungen von dem Elginschen Pferdekopf des Parthenon, dieses Pferd (12, 147) ein „Urpferd" nennt, mag der Künstler, der den Kopf geschaffen hat, ein „solches mit Augen gesehen oder im Geiste verfaßt haben; uns wenigstens scheint es im Sinne der höchsten Poesie und Wirklichkeit dargestellt zu sein". Da d'Alton seine Schrift am 19. März 1823 Goethe brieflich anzeigt (Goethes Naturwissenschaftliche Korrespondenz 1, 7), so ist auch jener Goethesche Aufsatz nicht vor 1823, wohl 1824 geschrieben. Diese beiden Stellen zeigen also, daß trotz aller seit 1784 erfolgten Wandlungen „die alte Grille" noch vierzig Jahre später in Goethes Denken haftet und, wie wir zu unserem Erstaunen sehen, mit allen Unklarheiten der jüngeren Jahre. Nur, und darin beruht das für unsere Zwecke Beweisende, steht Goethe so weit über den Dingen, daß er zwar die „Wirklichkeit" und das Real-Gegebensein nicht verwechselt, wohl aber den

Wahrtraum des Künstlers als nicht minder „real" ansieht, als ein etwa irgendwo gegebenes Einzelnes, ja, daß sie ihm vielleicht eine Realität im höheren Sinne ist. Klar ist jedenfalls, daß Meyer in dem erwähnten Zitat (7, 87) weder einen Begriff, noch eine reale Pflanze meint, sondern eine Summe von möglichen Pflanzen. Klar ist auch, daß in Goethes Erörterung das Elginsche Urpferd weder den „Begriff der Pferdheit" noch ein einzelnes Pferd darstellen soll.

In demselben Sinne ist nun später im allgemeinen vom „Typus" die Rede. Er ist — wir können in Kürze darüber hinweggehen — ein „allgemeines Bild der Säugetiere" (8, 12); der Typus ist der Natur „von der ewigen Notwendigkeit vorgeschrieben" — wobei darauf hinzuweisen ist, daß, bewußt oder unbewußt, derselbe Ausdruck gebraucht ist, wie im ‚Timaeus' des Plato (Kap. 48). „Der Typus muß für eine ganze Klasse so festgesetzt werden, daß er auf jedes Geschlecht und jede Gattung passe." Nirgends offenbart sich der unüberbrückbare Gegensatz zwischen Goethes „Urform" und der modernen, Darwin-Haeckelschen „Stammform" klarer. Die Stammform soll ja zu gar nichts „passen", sondern sie bildet den zeitlichen Ausgang eines Umbildungsprozesses. Bei der Urform hingegen kommt hinwiederum kein zeitlicher „Ausgang" in Betracht, sondern jedes Geschlecht und jede Gattung ist in ihr bereits gegeben. Die Stammform ist Glied einer epigenetisch-transformistischen Reihe, die Urform ist präformistisch universell gedacht. Die Stammform steht auf der Stufe der Indifferenz gegenüber differenteren Epigonen, die Urform ist in schärfster Differenzierung gedacht, die sich wohl noch metamorphosieren, aber nicht weiter differenzieren kann. Man nehme als Musterbeispiel dafür Goethes Rezension über die Skelette der Nagetiere von Pander und d'Alton (8, 246 54). Goethe erkennt bei Betrachtung der 18 Tafeln das ganze Nagergeschlecht als auf einmal vor

sein geistiges und leibliches Auge gestellt. Was ihm vorher problematisch erscheint, glaubt er jetzt im Anschauen begreifen zu können. Das Nagergeschlecht ist ihm „generisch von innen determiniert und festgehalten, ergeht sich aber nach außen zügellos und verändert sich durch Um- und Umgestaltung sich spezifizierend auf das allervielfachste": im Wasser und am Ufer bildet sich „das Geschöpf" zum Biber, auf der Erdoberfläche zum laufenden und springenden Tier, in der Höhe der Bäume zum fast fliegenden Eichhörnchen. So verändert sich die Grundgestalt bis fast zum Unkenntlichen. Obwohl sich aber „das Gebilde der Nagetiere hin und her wiegt und keine Grenzen zu kennen scheint", so findet es sich zuletzt doch eingeschlossen in der „allgemeinen Animalität" und nähert sich anderen Tiergeschlechtern, wie Raubtieren, Affen, Fledermäusen und „noch gar andern dazwischen liegenden Geschlechtern". So ist das Goethesche Urnagetier alles andere als ein „Prorodentier" im Sinne der heutigen Phylogenie. Es ist vielmehr ein künstlerisch erfaßtes Gesamtbild, in dem alle nur erdenklichen Nagetiermerkmale zu einer Einheit zusammengeschaut sind. Es sind das ja keineswegs neue Erkenntnisse, die hier vorgetragen werden; sie sind schon vor längerer Zeit, z. B. von Koßmann (1877), ganz ähnlich ausgesprochen worden. Es ist aber gut, das auch hier zu wiederholen, da wir bis in die neueste Zeit hinein Goethe als einen Vertreter der Stammformenlehre in Anspruch genommen finden (vgl. unter vielen anderen z. B. R. Hertwig, 1916). Wichtig und seltener ausgesprochen aber ist es, daß beides, der Begriff des Prorodentiers und die Idee des Urnagetieres, der Wirklichkeit in völlig gleichem Maße entschwinden; denn der Prorodentier ist ja nichts anderes als die Personifikation des verhältnismäßig leeren systematischen Begriffes „Nagetier", der sich im wesentlichen auf

die Bezahnung gründet. Andrerseits ist das Urnagetier Goethes, wenn auch für den Künstler im gehobenen Moment der Hellsichtigkeit etwas real Existierendes, so doch etwas, womit der exakte Forscher nicht ohne weiteres etwas anfangen kann. Es wäre hierbei daran zu erinnern, daß die beiden Fassungen, die rein begriffliche und die intuitiv ästhetische, ganz meisterhaft bei Schopenhauer auseinander gehalten worden sind, der gerade den Begriff mit einem Behälter vergleicht, aus dem man nur herausnehmen kann, was man hineingelegt habe, der Idee dagegen die Fähigkeit zuschreibt, derart befruchtend zu wirken, daß der, dem sie aufgegangen ist, unausgesetzt neue Tierformen erfinden könne.

Auch dieses fortgesetzte neue Erfinden neuer Tierformen ist aber kein regellos-phantastisches Beginnen eines Träumers, sondern ist für Goethe nunmehr durch Regeln geleitet, in denen er „Gesetze" des organischen Lebens erblicken möchte.

Abgesehen von der Formulierung, die er diesen „Gesetzen" selbst gegeben hat, wäre auf den interessanten Versuch von Ernst Meyer (7, 87) hinzuweisen, der, gerade weil er von Naturforschern so ungerecht beurteilt wird, der Vergessenheit entrissen zu werden verdient. Gewiß spricht er den Anforderungen der exakten Wissenschaft Hohn; aber diese Exaktheit lag ja auch gar nicht in der Absicht, in der Meyer eine Naturerklärung unternahm. Da er sein Denken auf Goethes Gedanken eingestellt hatte, so sah er nur einen einzigen Weg, auf dem das Inkommensurable zwischen Idee und Erfahrung überhaupt eine greifbare Fassung bekommen konnte. Dies war der, zu einer mathematischen Anschauung zu gelangen, und so wählte er als Symbol des Pflanzenlebens in seiner Gesamtheit die Ellipse. Als ihre beiden Brennpunkte setzte er die konstanten Arten und die Metamorphose. Alle denkbaren und möglichen Radien, von einem Brennpunkte ausstrahlend, stellen ihm die Arten vor, die in ihrer unendlichen Mannigfaltigkeit eben der Unendlichkeit denkbarer Radien entsprächen (7, 92). Hier tritt eben der mathematische (Leibnizens Principium indiscernibilium) und der organische Begriff der Kontinuität

(Bonnet) in seine Rechte. So stellt die Ellipse selbst, als „Bahn einer geregelten Bewegung“ gedacht, das Leben der Urpflanze in ihren Metamorphosen dar. Goethe selbst konnte solche Lösung wohl sehr annehmbar finden; aber es liegt auf der Hand, daß er es weiter als bis zu dieser Anerkennung nicht kommen lassen konnte. Denn schließlich widerstrebt jedem von uns, um wie viel mehr aber ihm, die Zurückführung der unendlichen Fülle der Gestaltung und Umgestaltung auf eine mathematische Figur.

Die „Gesetze“, die er in der Natur walten sah, waren ihm die innere Kraft einer zum Beharren strebenden Organisation und ein, die Umbildungen beherrschendes, inneres Gleichgewicht aller Teile, in beiden Gedanken die späteren Formulierungen von Geoffroy Saint-Hilaire vorwegnehmend. Statt zahlreicher Einzelzitate sei auf die Elegie *ΑΘΡΟΙΣΜΟΣ* („Metamorphose der Tiere“) des Jahres 1806 hingewiesen, in dem diese beiden Gedanken ausgedrückt sind. Richtig ist, daß das innere Gesetz, das bestrebt ist, die Organisationen zu erhalten, nahezu dieselbe Bedeutung besitzt, wie der spätere Begriff der Erblichkeit, natürlich aber nur, insofern es diesen Begriff auf die angeborenen Eigenschaften beschränkt. Goethe nennt diese dunkle, dem Leben immanente Kraft in den zwanziger Jahren sehr realistisch „einen schaffenden Geist“, der aber, insofern man ihn nicht erfassen kann, ein „Ungeist“ ist (8, 225). Er hält die dem Typus unterworfene Gestalt in Sklaverei und macht es ihr unmöglich, sich den neuen Verhältnissen gleich zu setzen.

Zu seiner vollen Bedeutung aber gelangt dies Gesetz, das die Organisation in Fesseln hält, und das der Variationstrieb seinerseits durchbrechen möchte, erst in dem sich darauf aufbauenden Gesetz vom inneren Gleichgewicht, das Goethe schon im Jahre 1795 in voller Klarheit, nahezu 20 Jahre vor Geoffroy, konzipiert hat. Auch dies ist in der oben erwähnten Elegie ausgesprochen. Der Sinn dieses „Gesetzes“

ist ja der, daß es der Natur zwar möglich sei, ihre Organisationsmerkmale zu verschieben, aber doch nur so, daß sie gezwungen ist, irgendwo zu nehmen, wenn sie anderswo zulegt. Kein Tier mit sämtlichen Zähnen des Oberkiefers habe je ein Horn getragen. Den Löwen gehörnt zu schaffen, sei der Natur ganz unmöglich, und böte sie alle Gewalt auf; denn sie hat nicht Masse genug, gleichzeitig sämtliche Zähne nebst Geweihen oder Hörnern in Einem Organismus zu produzieren. Ein öfter bei Goethe wiederkehrender Gedanke tritt auch hier zutage, daß in der Beschränkung allein die Schönheit der Formen gewährleistet werde, während durch das Übergewicht der einzelnen Teile alle Schöne der Form und alle reine Bewegung vernichtet wäre.

b.

Diese idealistische Auffassung vom Zusammenhange der Organisationen würde nun aber wenig förderlich für die praktische Forschung gewesen sein, wenn ihr Goethe selbst nicht auch eine praktisch-anatomische Fassung gegeben hätte. Ja, es ist von größter Bedeutung, daß er so weit Realist war, um seiner Typuslehre diese praktisch-anatomische Fassung zu geben. Übersehen wir die Liste der Goethe-Forscher, so haben sie, wenn ich einzig nur Hansen (1907, S. 149) ausnehme, diese bedeutsame Leistung Goethes nicht erkannt. Und auch bei Hansen finde ich Goethes Verdienste gerade in dieser Frage nicht so gewürdigt, wie sie vom Stande der vergleichenden Anatomie unbedingt gewürdigt werden müssen; denn er beschränkt sich auf die Botanik, wo die Fragen der sogenannten „speziellen Homologien" Owens, auf die es hier vor allem ankommt, der Natur der Sache nach keine Rolle spielen. Goethe hat den metaphysischen Inhalt seiner Vorstellung in ein „Schema", eine Form gebracht, das unmittelbar sinnlich anzuschauen

war, andererseits aber erlaubte, seinen Inhalt nun auch der empirischen Forschung dienstbar zu machen. Dies Schema hat denn auch der Forschung nicht nur gedient, sondern dient ihr bis auf den heutigen Tag; gerade in der Einfachheit, ja Einfalt dieses Schemas liegt Goethes ganze Größe als Morphologe; und daß die vergleichende Anatomie in diesem Schema die erste und wichtigste Grundlage für ihre Methodik empfangen hat, das möchte ich als vergleichender Anatom einschränkungslos und vorbehaltlos aussprechen. Es kann auch von Benutzung von „Vorgängern" nicht wohl die Rede sein, da er sein Schema schon 1790 aufgestellt hat, und Vicq d'Azyr im Jahre 1787 in der Homologisierung der Organe keineswegs bis zur reinen Auffassung dieses Prinzips vorgedrungen war. Goethes Gedanke war aus dem eigenen Bedürfnisse erwachsen, einer planlosen Vergleichung enthoben zu sein. So ordnete er die Knochen als senkrechte, die Tiere als horizontale Kolumne an und verlangte sorgfältige Durcharbeitung beider Kolumnen, um nichts zu vergessen und Verstecktes aufzufinden. Da solch ein Schema nur gewonnen werden konnte, wenn man zunächst einmal viele Tiere kannte, und das am meisten studierte Tier schon damals der Mensch war, bei dem aber wiederum zahlreiche Elemente durch Verwachsen ihre Selbständigkeit eingebüßt haben, so erklären sich leicht die beiden, so oft unberechtigterweise verallgemeinerten Grundsätze, die er (8, 73) bei der Erläuterung dieses Schemas ausspricht: erstens, daß das Einzelne nicht Muster des Ganzen sein könne (d. h. also: daß erst durch die Betrachtung der gesamten tierischen Organisationen der Typus erkannt werden könne), und zweitens, daß der Mensch gerade seiner Vollkommenheit wegen nicht als Muster der unvollkommenen Tiere aufgestellt werden dürfe (8, 10). Wie tief mußte die Über-

zeugung von der Einheit der Organisationen in ihm wurzeln, wenn ihm dies Schema geradezu zum wichtigsten Bestandteil seiner Morphologie wurde. Denn neben diesem Schema, das der praktischen Anwendung dienen sollte, tritt ihm das Übersinnlich-Metaphysische fast ganz zurück. Immer wieder prägt er dem Leser ein, daß es ihm nur um Tabellen und Schemata zu tun sei (8, 17. 134. 226). Magnus und Wasielewski kommen dem Kern der Frage immerhin einigermaßen nahe; auch sie gehen natürlich auf die Hauptstelle (8, 10) zurück, wo Goethe den „Vorschlag zu einem anatomischen Typus, zu einem allgemeinen Bilde" macht, „worin die Gestalten sämtlicher Tiere, der Möglichkeit nach, enthalten wären". Sie deuten dies Bild aber mit leicht darwinistischem Anklang als eine „einfache Form" (Magnus: Goethe als Naturforscher S. 85. 123; Wasielewski: Goethe und die Deszendenzlehre S. 23), auf die sich die Säugetiere zurückführen ließen. Wasielewski, vorsichtiger als Magnus, betont daneben, daß in der Vorstellung des Typus ein dem Deszendenzgedanken gefährliches Element liege. Aber den eigentlichen Sinn der Sache: daß eben dieses Schema die Grundlage der modernen Homologielehre ist, das erkennen auch diese beiden Forscher nicht.

Bei der Benutzung seines Schemas verlangt Goethe, daß bei jedem Tier diese beiden Reihen sorgfältig bis ins einzelne durchgearbeitet würden. Dadurch erreichte er erstens, daß bei keiner Spezialbeschreibung irgend etwas vergessen wurde, und zweitens, daß man von vornherein wußte, auf welche Elemente man unter allen Umständen zu rechnen haben würde. Darin, daß Goethe dazu gelangte, ein vorhandenes Element zu fordern, d. h. also: unter Umständen auch ein durch Rückbildung oder Umbildung oder Verwachsung unkenntlich gewordenes Element, ein „Verstecktes" (8, 17) zu finden, liegt die methodologische Bedeutsamkeit bis auf den heutigen Tag. Praktisch hatte er schon vorher in seiner Zwischenkiefer-Arbeit dieses Prinzip verfolgt. Und wenn es auch richtig ist, daß er den Zwischenkiefer beim

Menschen nicht „entdeckt" hat (Kohlbrugge), so ist es doch falsch, ihm damit, wie es Kohlbrugge tut, jedes Verdienst in dieser Angelegenheit abzusprechen. Denn nicht darum handelte es sich, eine osteologische Kuriosität beim Menschen aufzufinden, sondern nachzuweisen, daß *ein gegebenes Knochenelement der Wirbeltiere bei keinem einzelnen Vertreter fehlen könne.* Diese Überzeugung von der Einheit der Organisation ist nirgends tiefsinniger ausgesprochen als in den Worten: „Könnte man sich nur einen Augenblick denken, daß der Tränenknochen bei einem Tier fehle, so hieße das ebenso viel als: der Stirnknochen könne sich mit dem Jochbein, das Jochbein mit dem Nasenbein verbinden und wirklich unmittelbar aneinander grenzen, wodurch alle Begriffe von übereinstimmender Bildung aufgehoben würden" (S. 274).

Die spätere vergleichende Anatomie, und zwar in erster Linie Geoffroy Saint-Hilaire, hat dann unabhängig von Goethe diese Gedanken zur Grundlage ihrer Vergleichungen genommen. Geoffroy nannte es das „Gesetz der Konnexionen". Mit Hilfe dieses Gesetzes sind nicht nur die wichtigsten Entdeckungen der vergleichenden Anatomie, sondern geradezu *alle* ihre Entdeckungen gemacht, all ihre großen und grundlegenden Theorien aufgestellt worden. Auch in der späteren darwinistischen Epoche sind die eigentlichen, unsere Wissenschaft aufs tiefste bewegenden Theorien auf diesem Boden gewachsen, während das Zeitkolorit, um so zu sagen, das dann aufgetragen wurde, die Dinge genetisch deutete und das, was formal gleichwertig (homolog) war, als „voneinander abstammend" bezeichnete.

Als eines der wichtigsten Beispiele dafür aus neuerer Zeit führe ich die sogenannte Archipterygium-Theorie *Gegenbaurs* an, die die Gleichwertigkeit des Extremitäten- und des Kiemenbogenskeletts behauptete. Gegenbaur ging dabei von dem Gedanken aus, daß die Extremitäten nicht etwas dem Körper ursprünglich Fremdes gewesen, ihm etwa zur Befriedigung eines Bedürfnisses aus dem Körper herausgewachsen seien, sondern daß sie bereits in ihren anfänglichen und typischen Elementen, wenn auch unter anderer Funktion, gegeben gewesen sein müßten. Solche Gedanken

fanden sich bereits bei Karl Ernst v. Baer (1828) und bei Owen (1848), welch letzterer in einer schematischen Figur seines „Urskeletts" bereits den Oberarm- und Oberschenkelknochen als Spitzen auf kiemenbogenartigen Bildungen zeichnet. Ja, selbst bei Oken finden sich Hinweise auf diese Theorie. Die ganze moderne Morphologie durchzieht der Streit darüber, ob die Ausgestaltung der Organisationen auf Umbildung oder Neubildung beruhe. Bei ihrer Beantwortung gehen die Wege heute, wie stets, schon seit den Tagen der Eleaten, weit auseinander; am schärfsten spitzt sich der Gegensatz zu bei Fragen der Lehre von den Geweben und ihren zelligen Elementen, worauf hier einzugehen zu weit führen würde. Die letzte Frage, bis zu der durchgedrungen werden kann, die der Urzeugung, ist schließlich von demselben Gegensatz beherrscht, indem die einen Leben von Leben, die andern Leben von Nichtbelebtem abstammen lassen wollen. In all diesen Fragen ist Goethes erste Begründung der Homologien, wenn auch leider den meisten Forschern unbewußt, doch maßgebend geblieben. Auch Goethes Parteinahme für Geoffroy in dem berühmten Akademiestreit ist so zu erklären. Denn was immer und immer wieder bis in die allerneueste Zeit hinein behauptet wird (vgl. z. B. Richard Hertwig, 1916), daß es sich bei diesem Streit um Abstammungsfragen gehandelt habe, ist so gründlich falsch, daß man bezweifeln muß, ob irgendeiner von denen, die darüber geschrieben haben, überhaupt die Originalabhandlungen dieses Streites gelesen habe. Der Gegenstand dieses Streites ist vielmehr, wie ich kürzlich nachgewiesen zu haben glaube, eben der Homologiebegriff als wissenschaftliche Methode der vergleichenden Anatomie gewesen.

Wir wollen noch mit einigen Worten in eine genauere Erläuterung dessen, was Goethe gewollt hat, eintreten. Dabei werden wir uns am besten der Ausdrücke bedienen, die erst später (1846) von Owen geprägt worden sind. In drei Bedeutungen nämlich tritt bei Goethe die (wie wir sie im Gegensatz zu der oben behandelten idealistisch-ästhetischen Behandlung nennen können) realistisch-praktische Typenlehre auf. Es ist der osteologische, der formale und der Wirbeltiertypus (Schneider). Historisch traten bei

Goethe diese drei Bedeutungen in dieser Reihenfolge auf: der osteologische Typus ist die früheste Fassung, die sich im Anschluß an die Frage des Zwischenkiefers bei Goethe gestaltete. Sie besagte, daß allen Wirbeltieren die gleichen Skeletteile eigentümlich seien. Der formale Typus lag seinen Arbeiten über die Metamorphose der Pflanzen zugrunde und besagte, daß innerhalb eines Organismus ein und dasselbe Element in mannigfacher Weise umgebildet (metamorphosiert) erscheine. Für die Pflanze war dies das Blatt, für das Tier der Wirbel. Der Wirbeltiertypus endlich war die späteste Konzeption, die besagen wollte, daß ein großer Organisationsplan höheren und niederen Tieren gemeinsam sei. Diese fand er, um den heutigen Ausdruck zu gebrauchen, in der Metamerie, die am reinsten im Insekt erscheine, um sich im Schmetterling und Wirbeltier zu größeren Einheiten, Kopf und Rumpf zusammenzuschieben. Schneider betont ganz richtig, daß diese drei Formen des Typus für Goethe zeitlebens nebeneinander bestehen, sich wechselseitig durchdringen und, eine die andere fördernd, im Gebrauch bleiben. Unschwer erkennen wir nun in dem osteologischen Typus die speziellen Homologien Owens und im formalen Typus dessen allgemeine Homologien wieder, während der Wirbeltiertypus jene „höhere Abstraktion" umfaßt, mit der Owen wie Goethe und zahlreiche Morphologen jener Zeit zum Metameriebegriff durchdringen. Es ist dabei, wie Schneider ganz richtig erkennt, zu beobachten, wie Goethe für die Pflanzenwelt einzig bei der allgemeinen Homologie (dem formalen Typus Schneiders) stehen blieb, für die Tierwelt aber bis zur speziellen Homologie durchdrang, während die allgemeine Homologie hier bei den Tieren auf die Wirbeltheorie des Schädels beschränkt blieb. Für die so sehr viel einfacher gebauten Pflanzen fällt eben spezielle

und allgemeine Homologie zusammen. Immerhin hat er aber auch (8, 130) bei den Tieren Ansätze zur Feststellung noch anderer allgemeiner Homologien neben der Schädeltheorie gemacht und den Unterkiefer als Anhang betrachtet, der Armen und Beinen gleichzustellen sei. Man findet bei ihm also auch bereits die „Vorahnung" der späteren Archipterygium-Theorie.

Auf Grund dieser Andeutungen werden wir nun die Bedeutung des Goetheschen Schemas noch besser würdigen können, denn sie liegt auf dem Gebiet der speziellen Homologien Owens und verhilft dazu, diese festzustellen. Denn „wollte man ein Tier in sich selbst vergleichen, so durfte man nur die Kolumne perpendikular herunter lesen; sollte die Vergleichung mit andern Tieren geschehen, so las man in horizontaler Richtung und die Gestalten wechselten ohne Beschwerde vor unserer Einbildungskraft" (8, 134). So war in unvergleichlicher Weise in das Schema, das ja eine handgreifliche Realität darstellte, doch das hineingebannt, was nur der Phantasie wahrhaft erfaßbar war, dasjenige, was man nicht „rund herausbringen konnte".

Darin liegt ein tiefer Sinn, und Goethe zögerte nicht, weittragende Folgerungen an die Verwertung dieser Schemata anzuknüpfen. Die Realität, zu der er die Idee des Typus zu gestalten wußte, ließ ihn dabei (8, 271) von den „Teilen des vorgeschlagenen Typus" ausgehen, d. h. er sieht in den Knochen nicht nur Elemente eines einzelnen Skeletts, sondern jeder Knochen ist ihm zugleich etwas Typisches, eine Ulna zugleich „die Ulna" in ihren allgemeinen Beziehungen bei sämtlichen möglichen und bekannten Skeletten. So fragt er (8, 30) erstens: „Finden wir die im Typus aufgestellten Knochenabteilungen in allen Tieren?" Zweitens: „Wann erkennen wir, daß es

dieselben seien?" Die zweite Frage muß natürlich dabei zuerst beantwortet werden, und Goethe kennt dabei ganz wohl die Hindernisse, die sich ihrer Beantwortung dadurch in den Weg stellen, daß die Knochenbildung, sei es durch Ausbreitung oder Einschränkung oder durch Verwachsen oder durch schwankende Grenzen oder durch Zahl oder Größe oder Form oder alles zusammen, sehr unbeständig ist. Doch erkennt er diesen Hemmnissen gegenüber nun die Vorteile seines Schemas darin: „daß der Knochen immer an seinem Platze steht" und „daß er immer dieselbe Bestimmung hat". Und um sich dieser Vorteile zu bedienen, will er folgendermaßen zu Werke gehen: 1. den Knochen auf seinem Platze aufsuchen; 2. seine Sonderfunktion aus der Gesamtorganisation des Körpers ableiten; hierdurch 3. seine Gestaltung der Möglichkeit nach bestimmen; 4. nachsehen, welche Abweichungen im gegebenen Einzelfalle stattfinden, und 5. dies bei jedem Knochen des Skeletts in anschaulicher Weise vortragen. So verfährt er selbst für das Skelett im Ganzen, bei zahlreichen Säugetieren für einzelne Knochen und besonders für die Unterarm- und Unterschenkelknochen. Hier gelangt er zu der fundamentalen Einsicht (8, 272), daß die unveränderliche Verbindung der Teile untereinander die Ursache der einem jeden Beobachter in die Augen fallenden Ähnlichkeit der verschiedenen Gestalten sei.

Wir müssen hier, so ungern ich diese Zeilen durch Polemik belaste, doch der Arbeit Kohlbrugges gedenken, weil sie als möglicherweise vielgelesene Schrift in Laienköpfen Verwirrung anrichten könnte, und die Leser dieses Jahrbuches vielleicht ein Recht haben, darüber aufgeklärt zu werden. Schon oben ist betont worden, wie Kohlbrugge mit ausgiebigen Belegen nachweist, daß Goethe sich auf die Priorität seiner Entdeckung des Zwischenkiefers durchaus mit Unrecht etwas zugute gehalten habe, und wie recht andere Anatomen (Sömmering, Camper) hatten, diesen Prioritätsanspruch zu bekämpfen; denn in Wirklichkeit hätten

diese Forscher recht gehabt, wenn sie sagten, der „Mensch“ habe keinen Zwischenkiefer. Er habe ja auch, meint Kohlbrugge, keine Kiemenspalten, keinen Schwanzanhang und kein zwittriges Geschlecht. All diese Dinge und den Zwischenkiefer besäße nur der menschliche Foetus; beim erwachsenen Menschen aber sei der Zwischenkiefer mit dem Oberkiefer verwachsen, und demnach besitze der Erwachsene auch keinen Zwischenkiefer. An dem Wesentlichen geht nun Kohlbrugge auch hier vorbei, daß Goethe nämlich die Gültigkeit seiner Ansicht durchaus nicht auf Embryonen beschränkte und auch nicht etwa beweisen wollte, daß der erwachsene Mensch einen isolierten Zwischenkiefer besitze. Vielmehr wollte Goethe zeigen, daß jeder Organismus im Besitze aller Elemente sei, mögen sie nun selbständig oder verwachsen sein (vgl. S. 181 das Zitat vom Tränenbein); daß ferner die Verbindung aller Elemente die gleiche sei, wie hier die Verbindung des Zwischenkiefers mit den Schneidezähnen, und daß man, um einen Unterschied zwischen Affen und Menschen zu bezeichnen, nicht sagen dürfe, der Zwischenkiefer fehle dem Menschen, sondern höchstens, er habe einen mit dem Oberkiefer verwachsenen Zwischenkiefer. In all diesen Gedankengängen hat er keinen Vorgänger. Schon sechs Jahre später wendete er sich gegen die „Methode, wie die Lehre des menschlichen Knochengebäudes bisher vorgetragen worden“ sei, die „bloß empirisch und nicht einmal auf die Betrachtung der Gestalt des Menschen, geschweige in Betrachtung auf die Gestalt der übrigen Tiere rationell“ sei. „Man hat die Knochen, nicht wie sie die Natur sondert, bildet und bestimmt, sondern wie sich solche, ich möchte fast sagen, zufällig in einem gewissen Alter des Menschen untereinander verbinden, angenommen und beschrieben, ein Weg, aus welchem selbst die besten und die genausten Bemühungen kaum weiter als zu einer empirischen Nomenklatur führen konnten“ (8, 270). Dieses Zitat scheint Kohlbrugge nicht zu kennen. Wir sehen aber als Lehrer der Anatomie, daß auch heute noch gerade diese Goethesche Methode immer wieder in Erinnerung gebracht werden muß (z. B. tut es Gaupp für die Darstellung des Schläfenbeins im osteologischen Unterricht im ‚Archiv für Anatomie und Physiologie‘, 1912), und daß Goethe unter den Anatomen seiner Zeit darin ganz einsam dasteht. Wir wissen, daß Goethes Methode sich hundert Jahre später viele Anhänger erworben, wenn auch nicht alle

Anatomen gewonnen hat, und wir begreifen schlechterdings nicht, zu welcher sinn- und hirnlosen Wissenschaft Kohlbrugge die Anatomie des Menschen machen möchte, um Goethes Urteilslosigkeit in diesen Dingen beweisen zu können. Denn soll nun die Anatomie als Gegenstand nur den 20jährigen oder den 30jährigen oder den 50jährigen Menschen haben? Hat der Mensch kein Keilbein, weil es mit dem Hinterhauptsbein zu einem einzigen Knochen, dem sogenannten Grundbein, verwächst? Hat der Mensch noch einzelne Schädelknochen, die ja zu einer nahtlosen Hülle verwachsen? Hat er ein Darmbein, Scham- und Sitzbein, die ja zu dem einzigen „Hüftbein" verwachsen?

Dies wäre im wesentlichen, was über die praktische Gestaltung der Typuslehre bei Goethe zu sagen wäre.

Über die Metamorphosenlehre bei Goethe abermals hier zu handeln liegt außerhalb des Planes meiner Darstellung, die nur bezweckte, etwas bisher nicht Beachtetes klar zu machen. Ebensowenig möchte ich über die wenigen Stellen hier handeln (6, 185; 8, 234, und Tagebücher 2, 130), die man als reinen Ausdruck einer deszendenztheoretischen Auffassung bei Goethe bezeichnen hat. Ihnen lassen sich noch andere Stellen (11, 117; 6, 13; 8, 223) anreihen, die auch stets als Zeugnisse für Goethes „darwinistische" Denkweise in Anspruch genommen sind. Es bedürfte, um den Sinn dieser Stellen im Zusammenhange mit dem gesamten naturwissenschaftlichen Denken Goethes und seiner Zeit aufzuklären, mehr Raum, als ich zur Verfügung habe, und es mag an dieser Stelle genügen, wenn wir sagen, daß die Annahme, Goethe habe phylogenetischen Ideen gehuldigt, nach abermaliger, eingehender Sichtung des ganzen Materials als gänzlich falsch und hinfällig zu bezeichnen ist. Dagegen hat Goethe die Frage nach der Veränderlichkeit der Organismen, wenn er sie auch nur auf Rassenbildung wirken ließ und an mehreren Stellen die Konstanz der Arten ausdrücklich anerkannte, doch nicht

nur in diesem beschränkten Sinne der Rassenbildung aufgefaßt. Was ihm klar war, war das eine, daß hier ein ungeheures Problem verborgen lag. Er hat es nicht lösen können, hat es vielleicht auch für unlösbar gehalten. Manche Stellen seiner Werke, vor allem die Varianten, die sich in den verschiedenen Redaktionen der ‚Geschichte seiner botanischen Studien' finden, sprechen allerdings dafür, daß er der Artenkonstanz innerlich sehr skeptisch gegenüberstand. Warum aber gerade für ihn diese Frage nicht brennend war, warum insbesondere für ihn nie ein Anlaß vorlag, seinen Vermutungen und unbestimmt schwankenden Ansichten exakt wissenschaftlichen Ausdruck zu verleihen, das liegt eben in seinem Verhältnis zur exakten Wissenschaft begründet, auf das wir oben hingewiesen haben. Und wenn er gerade in dem letzten Satz, den er in seinem Leben geschrieben hat (7, 214), von der „genetischen Denkweise" gesprochen hat, deren sich der Deutsche nun einmal nicht entschlagen könne, und die, wie er hofft, als „deutsche Betrachtungsweise" in Zukunft auch in Frankreich „mehr Kredit" gewinnen werde, so ist doch gerade, weil er sich hier auf Männer wie Oken, Carus und Spix beruft, und nach dem ganzen Zusammenhange, in den er sie mit der Besprechung des Akademiestreites setzt, kein Zweifel daran möglich, daß er hier eben nicht rein und klar die stammesgeschichtliche und transformistische Entwicklung der Wesen im Sinne des späteren Darwinismus gemeint hat. Fragen wir, indem wir die hier angedeuteten Probleme ganz außer Acht lassen, zum Schluß nur, ob Goethes Denkweise mit einer realgenetischen Verknüpfung der Organismen, wie sie die heutige Entwicklungslehre fordert, zu vereinigen ist? Wir können diese Frage auch so formulieren: Läßt sich eine realgenetische Verknüpfung der Organisationen denken, die mit einer präformistischen

Grundlage rechnet, eine Verknüpfung, die die Wesen zwar auseinander entwickelt, aber doch die Differenzierung, die Entfaltung des Unähnlichen aus dem Ununterscheidbaren vermeidet? Eine schwierige Frage fürwahr, die nicht ohne weiteres an dieser Stelle beantwortet werden kann. Klar ist nur, daß einzig die sogenannte polyphyletische Deszendenztheorie dafür in Betracht käme, eine Brücke zwischen Goethes Gedankenwelt und diesen Fragen zu schlagen. Der erste Forscher, der das hier vorliegende Problem nicht nur klar erkannt, sondern auch klar ausgesprochen hat, ist Nauther, in einer ganz ausgezeichneten Abhandlung ‚Über den Begriff der Verwandtschaft' (Zoologische Jahrbücher 1912).

Nauther weist hier nach, daß es unumgänglich nötig sei, Einheit und Mannigfaltigkeit in der Natur für gleich ursprünglich zu halten, und daß eine Typuskonstruktion nicht auf eine reale Ausgangsform bezogen werden kann. „Die wirkliche urbildliche Identität" der Organismen, selbst der im System einander noch so nahestehenden, liegt in unendlicher Ferne. Es folgt daraus, daß alle organischen Arten, obzwar sie von Hause aus wie Glieder eines Leibes zusammenhängen, ja, ein Leib sind, doch genealogisch selbständig sein müssen. Es ist aussichtslos, Stammformen wirklich gestaltlich identischer Ureltern verschiedener heute lebender Arten gegenständliche Deutlichkeit geben zu wollen. Allenfalls könnte eine nur additive Konstruktion als Hilfsvorstellung von einigem Nutzen sein: sie enthielte wirkliche Elemente, ohne daß sie im ganzen etwas Wirkliches ausdrückt... Sie müßte immer korrigiert werden durch das Bewußtsein der Unmöglichkeit des Neuentstehens von Individualitäten, so daß, um ein Goethe-Wort zu variieren, der Typus allenfalls dem Geiste, schwerlich aber den Sinnen vorgestellt werden könne. Die höhere Bedeutung dieser Idee liegt aber darin, daß sie uns unaufhörlich „über das Einzelne hinaus und auf das feststehende Ganze als Grund und Wesen aller Dinge weist".

So Nauther. Wollen wir dem eine Fassung geben, die sich auch mit exakter Entwicklungsforschung verträgt, so

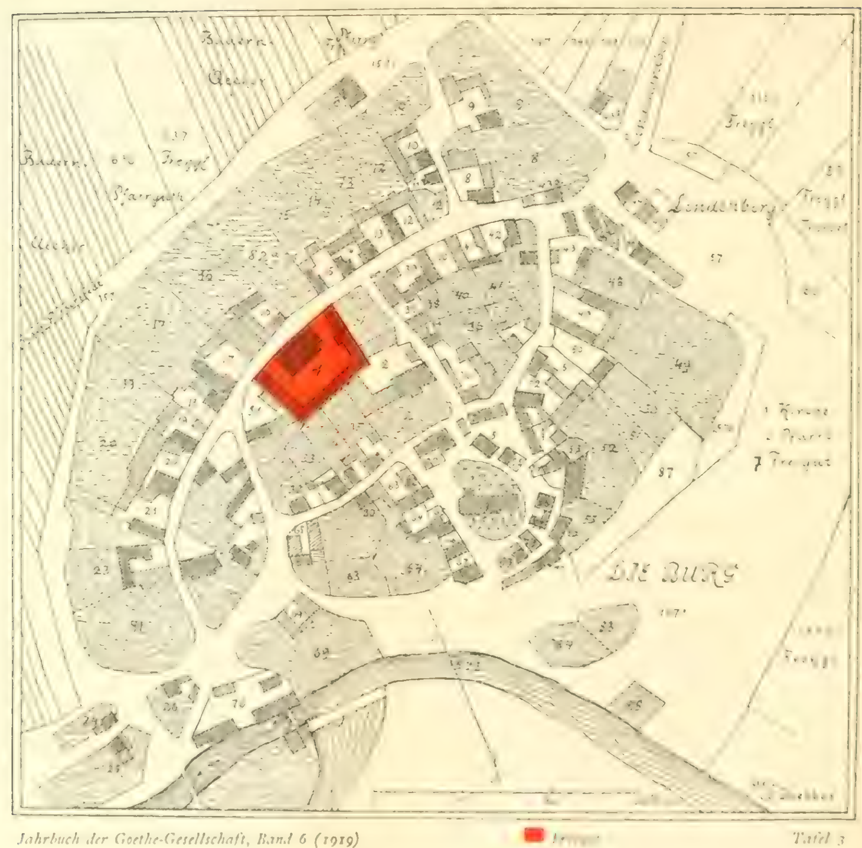
könnten wir nur sagen, daß es nötig sei, in einer ursprünglich gegebenen Mannigfaltigkeit zahlreiche Gruppen mehr oder weniger zusammengehöriger Formen anzunehmen, die eine Art systematischer Gruppierung, gleichsam eine „Ursystematik", zuließe, wenn uns diese Formen genealogisch erschließbar wären. Ihnen hätten wir neben den manifesten Eigenschaften die latenten Fähigkeiten zu mannigfachen Leistungen (z. B. Schwimmvermögen, Flug-, Kletter-, Grabvermögen usw.) zuzuschreiben, in deren Entfaltung und mannigfacher Kombination der historische Gang der Formenbildung sich ausspräche. Ob jene Mannigfaltigkeit als ein Kontinuum im Sinne von Bonnet und Leibniz vorgestellt werden soll, oder ob sie die Vorstellung des Typus erfordert, — ob die Mannigfaltigkeit also in sich durch scharfe Grenzen in einzelne Gruppen geschieden gewesen sei oder nicht, ist eine Frage, die die exakte Forschung zunächst nichts angeht. Ihre Aufgabe kann nur sein, nicht, wie es die Deszendenztheorie versucht hat, von „einfachen" Stammformen zu der Mannigfaltigkeit der Nachkommen vorzuschreiten, sondern im Gegenteil: von der Einheit der gegebenen lebenden oder fossilen Formen zu der Mannigfaltigkeit ihrer Voreltern aufwärts zu steigen. Die Ansicht, daß nicht die „Stammtafel", sondern die Ahnentafel, das heißt, das in geometrischer Progression nach aufwärts sich vermehrende und verschlingende Gewebe der Stammreihen, der wahre Ausdruck des natürlichen Zusammenhanges der Wesen und das eigentliche Thema der Genealogie der Organismen zu sein hat, hat nach dem Vorgange des großen Jenaer Historikers Lorenz ganz neuerdings begonnen, ihre Bedeutung auch auf deszendenztheoretischem Gebiete zu entfalten. Ihr kommen in glücklicher Weise die Erfahrungen entgegen, die über die Umbildungen der Organisation durch die Experimente der Botaniker

zu gewinnen gewesen sind. Es scheint sich uns nach ihnen die Gesamtheit aller Organismen in einzelne Reihen verwandter Wesen aufzulösen, Reihen, die durch Kreuzungen in mannigfachster Weise ihre Gestaltungen fortpflanzten, austauschten und umbildeten. Es scheint, daß man berechtigt ist, die Bildung der Arten und die Entstehung der Anpassungen, die Darwin als identische Vorgänge angesehen hat, als Zweierlei zu betrachten. Hierin würde ein guter Teil Goethescher Anschauungen neu zu beleben sein. Und welchen Weg auch immer diese in ihren Zielen noch undeutlichen Forschungen weiterhin nehmen, sicher ist es, daß Goethes Naturauffassung ihnen nicht fremd sein wird.

---

# Mitteilungen
aus dem
Goethe- und Schiller-Archiv

*Lageplan des Dorfes Ober-Roßla (1791)*



# Goethe und sein Gut Ober-Roßla

Nach den Akten im Goethe- und Schiller-Archiv und im Geh. Haupt- und Staats-Archiv zu Weimar

Von Adolph Doebber

(Mit zwei Tafeln)

Die ‚Weimarischen Wöchentlichen Anzeigen' enthielten in ihrer Nr. 46 von Mittwoch, dem 8. Juni 1796, folgende Bekanntmachung:

„Subhastation. Das Hofmann-Cramerische Sohn- und Tochter-Lehn-Gut zu Ober-Roßla, welches in einem Wohnhause nebst anderen Gebäuden und an Grundstücken in 158¼ Acker incl. Gärten und Wiesen bestehet, und wozu auch eine steuerbare halbe Hufe an 13 Acker Artland und 3 Acker Wiese in Nieder-Roßlaer und Ulrichshalber Flur gehöret, ist mit den darauf haftenden Gerechtigkeiten und Abgaben auch Haus- und Feld-Inventario, auf Ansuchen der Besitzer unterm heutigen dato zum Verkauf an den Meistbiethenden öffentlich feil gebothen worden. Diejenigen, welche hierauf zu biethen gesonnen sind und mehrere Nachricht verlangen, können sich deswegen bey unterzeichneter Fürstl. Commission melden. Sign. Weimar, den 8. Juny 1796. F. S. zur Sache gnädigst verordnete Commission.

F. H. G. Osann. Commis."

Dieselbe Anzeige erschien in den ‚Jenaischen Wöchentlichen Anzeigen', in dem zu Gotha verlegten ‚Kaiserlich privilegirten Reichsanzeiger' und im ‚Gnädigst privilegirten Leipziger Intelligenz-Blatt, in Frag- und Anzeigen, für Stadt- und Landwirthe, zum Besten des Nahrungsstandes'. Auch war sie in Weimar, Rudolstadt und Altenburg öffentlich „affiziert".

Dorf und Gut Ober-Roßla liegen am rechten Ufer der Ilm, etwa 3 km unterhalb Oßmannstedt, ebensoviel oberhalb Apolda. Die Ausbietung war auf Antrag der drei Brüder Christian Heinrich, Johann Christoph und Johann Heinrich Adolph Schlütter geschehen (ungedruckt):

„Unsere verstorbene Mutter, Maria Magdalene Schlütterin, geb. Hofmannin, ingleichen derselben Bruder, Johann Caspar Hofmann, ingl. Eva Maria Schlevoigtin, geb. Krahmerin, und Schwester Dorothea Elisabetha, verehelichte Lehnin, geb. Krahmerin, besitzen das Gut zu Ober-Roßla. Nach Ableben unserer Mutter sind wir mit [dem von] derselben besessenen Vierten Theil beliehen worden. Wir sind nicht im Stande, dieses Guth in Gemeinschaft zu behalten, und sehen uns daher genöthigt, hiermit auf die Theilung zu provociren, und da das Guth nicht selbst getheilt werden kann, so bitten wir: Dasselbige mit seinen Pertinenzien nnd Zubehörungen ingleichend dem Pacht Inventario voluntarie subhastiren zu lassen ..."

Die beteiligten anderen drei Parteien hatten sich dem Gesuche angeschlossen.

Ihre Belehnung stammte aus dem Jahre 1782. Der Mitbesitzer J. C. Hofmann hatte es damals für den geringen Pachtbetrag von 160 Mßn. Gulden übernommen, der sich allmählich auf 240 Rtlr. und etwa 27 Rtlr. Abgaben gesteigert hatte. An Gerechtsamen waren mit diesem „freien Lehngute" verbunden: „1) die Schriftsäßigkeit, nebst Sitz und Stimme auf den Landtägen, 2) das Recht, 100 Stück Schafe zu halten, 3) die Erlaubnis, so viel zu brauen, als zur Haushaltung nötig, 4) die Acciß- und Tranksteuer-Freiheit auf Wein und Bier, 5) der Lerchenstrich im Flur allein, außer einem Netz für das Amt, 6) ein Kirchenstuhl, welcher jedoch zu lösen ist."

Das mitten im Dorfe gelegene einfache Wohnhaus befand sich in ziemlich mangelhaftem baulichen Zustande. Es lag auf einem von drei Seiten durch Scheunen und

Ställe umschlossenen Hofe. Die Hofraithe war 89 Ruten, der Küchgarten 23 Ruten groß. Ein größerer Obstgarten lag dem Hause gegenüber mit 69¾ Ruten und ein weiterer von 1170 Ruten im „Tröbel", einem anmutigen kleinen Talgrunde dicht am Dorfrande. Ackerland und Wiesen waren über die Flur in vielen einzelnen Teilstücken verstreut, durch Ländereien des Pfarrguts, der Schule und der Bauern voneinander getrennt. Sie bestanden meist in schmalen langgestreckten Streifen, ohne Verbindung miteinander, schlecht zugänglich und für die Beackerung nicht gerade günstig gelegen. Der Boden wird als ertragsfähig bezeichnet bei verständiger Bewirtschaftung.

Es ging ein Höchstgebot von 10000 Rtlrn. in Laubtlrn. zu 1 Rtlr. 14 Gr. ein, mit welchem das Gut am 28. VI von neuem „angeschlagen" wurde. Unter den Bietenden erschien diesmal der Fürstl. Bauverwalter Georg Christoph Steffany. Er erklärte zu Protokoll: er biete 100 Tlr. mehr und bitte, das Gut mit dem höheren Licito von 10100 Tlrn. baldgefälligst wieder anschlagen zu lassen, indem er „wegen Fortsetzung dieses liciti Cautionem de non poenitendo mit seinem sämtlichen Vermögen" stelle. Wieder und noch mehrmals erfolgte Ausbietung und öffentlicher Anschlag in der geschilderten umständlichen Weise. Das Verfahren zog sich bis weit in das nächste Jahr hinein. Am 20. V. 1797 war Hofrat Gruner zu Jena mit 11550 Tlrn. Höchstbietender geblieben. In lebhafteren Fluß kam die Sache, als Slevoigt zur Beschleunigung eines Abschlusses darauf drang: man möge entscheiden, ob der Pachtvertrag mit Hofmann noch um ein Jahr verlängert werden oder ob von Johannis an die Wirtschaft durch einen Sequester fortgesetzt werden solle, oder aber ob die Interessenten sich nicht lieber daraufhin vereinigen wollten, dem einen oder anderen von ihnen das Gut zum bisher erzielten Gebote zu überlassen. Hof-

mann erklärte sich bereit, das Gut für 11150 Rtlr. zu übernehmen, Steffany aber in großem Eifer übersetzte das Gebot alsbald um 100 Tlr. In weiterer Verhandlung ging er für sofortigen Zuschlag bis auf 12725 Tlr., während Hofmann auf Fortsetzung des Verfahrens bestand. Die Beteiligten gerieten scharf aneinander, so daß die Frage dem Herzoge selbst vorgelegt wurde, der das Bietungsverfahren fortzusetzen, den Pachtvertrag aber inzwischen bis Johannis 1798 zu verlängern befahl. So erging denn am 24. XI. 1797 eine entsprechende neue Ausbietung.

Schon am ersten Tage des Aushangs bot Steffany 12500 Tlr., zugleich aber, wenn ihm das Gut mit der heurigen Heu- und Getreideernte sofort überlassen würde, 12800 Tlr. Von den zur Äußerung dazu aufgeforderten Interessenten erklärte der Landschaftssyndikus Lübeck, sein Konstituent Hofmann sei soeben verstorben, und er müsse sich erst mit den Erben benehmen. Auch Schenk erhob namens seiner Kurandinnen Bedenken gegen den Zuschlag. Da die Hofmannschen Erben schließlich die Pacht bis Johannis 1798 durchhalten wollten, erfolgte noch mehrmaliger Anschlag. Am 11. I. 1798 aber blieb Steffany mit 13125 Tlrn. meistbietend und erschien nach nochmaliger, erfolgloser Ausschreibung vor der Kommission am 28. II. mit der Erklärung: Das Gut habe nunmehr mit seinem Gebot von 13125 Tlrn. sechs Wochen ausgehangen, ohne daß jemand ein mehreres lizitiert. So-nach habe er das Gut erstanden, bitte, das Patent abzunehmen und einen Adjudikationstermin anzuberaumen. Unter Vorlage seines Ausweises erklärte er sodann: das Gut „für Ihre des würklichen Herrn Geheimen Raths von Goethe Hochw. Gnaden erstanden" zu haben. So erfolgte am 8. III. der Zuschlag. Am 11. kam Goethe in Begleitung des Geheimen Rats Voigt, des Re-

gierungsrats Osann und des Professors Meyer zu einer ersten kurzen Besichtigung hinaus.

Steffanys Anweisung hatte gelautet (ungedruckt):

„Herr Bauverwalter Steffany wird ersucht, bei der Fürstl. Commission anzuzeigen:

1) daß er für Endesunterschriebenen das Ober-Roßlaische Guth erstanden habe, sodann

2) um einen baldigen Adjudications-Termin zu bitten. Sollte aber

3) für sämmtliche Interessenten rechtlicher befunden werden, daß Adjudication und Übergabe zugleich erst zu Johannis geschähe, so wäre auch darinne zu willigen, nur daß Verkäufer auf ihr Recht, im Adjudications-Termine das Guth für den Erstehungspreis selbst zu behalten, vorher renunciren müßten, weil man sich wegen der neuen Verpachtung diesseits schon früher als Besitzer geriren muß. Ferner wäre

4) zu bemerken, daß man nicht ohne Mißvergnügen wahrgenommen, als wenn die Witwe Hofmannin geneigt sey, an verschiedene zum Haus gehörige Stücke, als an das Gebäude, worin die Brennerey sich befindet, an verschiedene eiserne Öfen, sowie an Alkoven-Fenster dergestalt Ansprüche zu machen, daß sie sich solche wegzureißen und mitzunehmen befugt glaube; daher würde derselbe

5) bey Fürstl. Commission die Bitte einlegen: dahin die Verfügung zu treffen, daß alles in dem Stande, wie das Gut acquirirt worden, verbleiben [müsse] und Pächter mit ihren allenfalsigen Forderungen an die übrigen Theilhaber gewiesen werden; sowie auch

6) wegen dem, was in dem Guthe beym Abgange zu belassen sey, als Stroh, Dünger, geschlagenes Holz u. s. w. die nöthigen Vorkehrungen zu erbitten, nicht weniger [gegen] alle übrigen Anstalten, die dem Käufer schaden können, [Vorbeugungsmaßregeln] umsomehr zu wünschen sind, als die Hofmannische Familie das Guth so viele Jahre gleichsam nur auf Treue und Glauben inne gehabt, ein von den Interessenten selbst als unzulänglich getadeltes Inventarium zum Grunde liegt, der bisher bestandene Pachtcontract nicht in allen Punkten die gehörige Bestimmung giebt und überdieß die Hofmannische Familie noch besondere eigene Güther in der Fluhr besitzt.

7) Wenn der Adjudicationstermin auf Johannis beliebt würde, so könnte man äußern, daß man allenfalls auch früher zu einiger Abzahlung, wenn es verlangt werden sollte, gegen billige Bedingungen geneigt sey.

8) Hätte der Herr Bauverwalter Fürstl. Commission für die bisher gehabte Bemühungen zu danken und diese Angelegenheit ihrer Vorsorge ferner zu empfehlen.

9) Sollten übrigens bey diesem Geschäfte noch andere Hinderungen und Weiterungen vorkommen, so werde ich seiner Zeit hierüber den Herrn Bauverwalter zu instruiren nicht ermangeln.

Weimar den 16. März 1798. J. W. v. Goethe."

Goethe hatte sich von Anfang an mit dem festen Willen auf Erwerb an dem Bietungsverfahren beteiligt, Steffany aber war ganz bei der Sache gewesen, wie aus seinen kleinen an Goethe, an Osann und an Voigt, Goethes freundwilligen juristischen Berater, gerichteten „Relationen" hervorgeht. Von seinem frischen Eifer spricht ein an Voigt gesandter Zettel vom 26. IX. 96, da er sich kurz vor vermeintlicher Erreichung des Zieles getäuscht sah (ungedruckt):

„E. W. können sich so einen impertinenten Streich nicht vorstellen. Soeben war ich im Lehns Cabinett, um mich genau zu erkundigen, wann die Zeit vom Hofmannisch. Guthe um wäre, welches Morgen Abend 6 Uhr war, erschien [da] der Hofadvocat Hauenschild und both für H. Hofrath Gruner zu Jena 13 000 Rtlr, also 500 Rtlr mehr auf das Guth. Meine vorläufige Freude fiel sonach in Brunnen, nun ist es warrlich aufs Höchste getrieben. Ich habe die Ehre, eine gesegnete Mahlzeit zu wünschen."

Über denselben Vorfall berichtete auch Christiane dem in Jena weilenden Freunde und fügte hinzu: sie habe dem Bauverwalter zugestimmt, wieder um 100 Tlr. höher zu gehen.

Goethe hatte Osann und Voigt ins Vertrauen gezogen. An letzteren schreibt er am 10. VIII. 97 aus Frankfurt, als ihn die Witwe Hofmann in beweglichen Worten gebeten hatte, ihr und ihren unmündigen Kindern doch nicht durch

Höherbieten das Gut zu nehmen, er könne auf diese Bitte nicht reflektieren.

„Es verbleibt daher bey unserer Abrede, wir verharren nach unserem Gebote, und sollten wir abermals übersetzt werden, so haben Sie nur die Güte nochmals weiter bieten zu lassen und, da von der diesjährigen Erndte nicht mehr die Rede seyn kann, die Sache langsam weiter zu leiten."

Wie groß sein Verlangen nach dem Erwerb eines Gutes gewesen sein muß, läßt sich auch aus kleinen Notizen erkennen, die ihm Voigt noch im Januar 1798 zukommen ließ. Da machte er ihn auf das Mirus'sche Gut zu Rastenberg aufmerksam, das am 3. März verauktioniert werden solle. Ein andermal teilt er den Anschlag eines aus freier Hand verkäuflichen kleinen Gutes zu Rastenberg mit, „da doch einmal so mancherlei Kaufnegozirung in Vorschlag gekommen" sei. Man müsse doch alles bedenken und zu Hilfe nehmen, was sich der Absicht nähere. Ja, schon vor Jahren hatte Voigt ihn in solchen Plänen unterstützt. Goethe hatte ihm aus Luxemburg im Oktober 1792 einmal geantwortet: „Es wäre schön, wenn es uns mit Lobeda reussirte. Sie sollten sich der ruhigen Wohnung oft genug mit mir freuen." —

Schon vor Erwerb des Gutes war die Frage der Bewirtschaftung eingehend erwogen worden. Wieland, der das benachbarte Oßmannstedt erworben hatte, war selber dort hinausgezogen, um sich ganz dem Landleben zu widmen. Das konnte für Goethe nicht in Frage kommen. Das hinderten seine engen Beziehungen zum Hofe, zur Regierung und zum Theater, das entsprach nicht seinem lebhaften und weitblickenden Geiste, der es nicht litt, sich in ländlicher Abgeschlossenheit festzusetzen; dazu bot endlich auch das Roßlaer Gutswesen in seiner augenblicklichen Verfassung überhaupt keine lockende Gelegenheit. Das

Wohnhaus hätte nicht nur der Ausbesserung, sondern eines eigentlichen Um- und Ausbaues bedurft, um es für die besonderen Zwecke des neuen Besitzers nutzbar und behaglich zu machen. Es kam also auf eine Verpachtung hinaus. Der bisherige Pachter und Mitbesitzer Hofmann hatte sich darum bemüht, und sich schon im Januar 1797 erboten, auf 15 Jahre 348 Tlr. jährlich zu zahlen. Er war auch sonst im Dorfe begütert, saß seit Jahren auf dem Gute, war mit allem eingerichtet und hatte mit Frau und Kindern sein gutes Auskommen gehabt. Das hatte ihn ja sogar veranlaßt, sich auch am Bietungsverfahren ernsthaft zu beteiligen. Und als er selber kurz vor Abschluß des Verfahrens, Ende Juli 97, plötzlich verstorben war, wäre die Frau mit ihren beiden unmündigen Kindern gern in den alten Verhältnissen geblieben und hatte deshalb das bereits erwähnte Gesuch angebracht. Goethe indessen hatte kein Vertrauen zur Wirtschaft dieser Leute, zumal sie noch eigene Güter im Dorfe hatten und verdächtig waren, in den verschiedenen Eigentumsverhältnissen nicht immer genau und gewissenhaft zu unterscheiden. Er verhielt sich also dieser Bewerbung gegenüber ablehnend. Dagegen kam eine Verpachtung an Johann Friedrich Fischer zustande, der bisher als Pächter auf dem kleinen Prieserischen Gute in Ober-Weimar gesessen hatte. Wenn auch der eifrig besorgte Steffany zu diesem Manne — wie sich bald herausstellen sollte, mit Recht — wenig Vertrauen hatte, so überwog doch Christianens Einfluß die entgegenstehenden Bedenken. Sie stand mit der Fischerin in freundschaftlichem Verkehr. Man besuchte sich gegenseitig in Weimar und Ober-Weimar häufig, die Aussicht auf ein gemeinschaftliches, freundliches Wirtschaften in Ober-Roßla erschien verlockend. Die Einsetzung des Pachters Fischer gelang, wie es scheint, hauptsächlich durch das Zusammenwirken der

Frauen. Goethes Ärger über die Hofmannische Wirtschaft und sein Mißtrauen aber sprechen noch aus besonderen Bemerkungen, die er dem neuen Pachter neben dem Vertrage glaubte zusenden zu sollen. Da hieß es u. a.: er solle sogleich sämtliche Köpfhölzer an Weiden, Pappeln, Äschen und Linden besichtigen und angeben, ob in diesem Jahre wirtschaftlich oder übermäßig geköpft worden (der Tröbel sei ganz kahl geschlagen); er solle die im Tröbel bei der Erde abgeschlagenen Bäume zählen und genau bemerken, ob etwa solcher Unfug auch auf den Wiesen getrieben worden wäre; er solle darauf sehen, daß die künftigen Winterfelder gehörig gedüngt würden und hierauf allen Ernstes halten, zumal die Hofmannischen eigene Felder in der Flur hätten und ihren dem Freigut gegenübergelegenen Hof mit Stroh und übermäßigem Dünger angefüllt hätten; überhaupt solle er sogleich anzeigen, wenn er irgend etwas Unregelmäßiges bemerke. In demselben Sinne empfahl er dem Regierungsrat Osann seinen neuen Pachter zu günstigem Gehör: dieser würde sich über die ungleiche Aufführung der Hofmannischen beklagen, die sich bald ganz behilflich, dann wieder tückisch und feindselig zeigten, wie sie denn noch vor kurzem Buchsbaum und Rosenstöcke aus dem Hausgarten ausgegraben hätten, während neuerlich eine noch ungleich höhere Anzahl Erlen und Äschen fehle, als schon vormals festgestellt sei. Bei einer von den Hofmannischen Erben angekündigten Auktion hielt er es für ratsam, aufpassen zu lassen, es könnten z. B. Brauereigeräte dabei sein.

In dem von den Hofmannischen Erben eingereichten Exhibito fand sich eine Stelle, die Goethe auch nicht mit Stillschweigen glaubte übergehen zu dürfen. Er äußerte sich dazu in einer Niederschrift vom 2. VI folgendermaßen (ungedruckt):

„Bei dem vorstehenden Termine findet eine doppelte Übergabe statt: einmal übergeben die Hofmannischen Erben als bisherige Pachter das Gut an die sämtlichen Mitinteressenten, zweitens übergeben sämtliche Interessenten oder vielmehr Fürstl. Commission übergiebt mir als Käufer das Gut. Dieses sind im Grunde zwey wirklich verschiedene und besondere Übergaben. Um aber die bei solchen Fällen vorkommende weitläufige einzelne Verhandlung nicht unnöthigerweise doppelt vorzunehmen, so war Fürstl. Commission geneigt, beyde Expeditionen zu verbinden.

In so fern nämlich von dem Gute selbst und dessen Zubehör die Rede ist, so haben sowohl die Verkäufer als der Käufer gleiche Ursache, davon deutliche Kenntnis zu nehmen. Ist dieses geschehen, hat man von dem Zustand der Grundstücke, der Gebäude, des Inventarii u. s. w. sich überzeugt, so ist meines Bedünkens die zwiefache Übergabe ... eine bloße Sache der Form, welche Fürstl. Commission gänzlich überlassen bleibt, so wie dem Käufer frey steht vor der Übergabe seine Bemerkungen und Desideria vorzulegen.

Verstehen also die Hofmannischen Erben unter dem Ausdrucke einer besonderen Übergabe die von Fürstl. Commission an Käufern, der juristischen Form nach, zu bewirkende, und, in diesem Sinne, von der des Pachters an die Interessenten völlig getrennten Übergabe, so ist dagegen nichts einzuwenden; sollten sie aber in dem Gedanken stehen, daß die völlige Handlung der Untersuchung der Grundstücke, der Gebäude, der Würderung des Inventarii u. s. w. zwei mal, und also noch besonders auf den Käufer vorgenommen werden solle, so steht diese ihre Gesinnung der Absicht der Fürstl. Commission, dem Wunsche des Käufers und, so viel bekannt ist, auch der übrigen Interessenten entgegen. Worüber denn doch wohl eine gefällige Erklärung des Herrn Comissarii ergebenst zu erbitten seyn möchte.

Weimar am 2. Juni 1798. Goethe."

Die hiernach von den Hofmannischen beabsichtigten unnützen Schwierigkeiten ließen sich beseitigen. Auch wegen der beiderseits zu stellenden Taxatoren wurde eine Einigung erzielt. Die doppelte Übergabe fand an einem Termine — am 22. Juni — statt und wurde in einer und derselben Verhandlung festgelegt. Die Umständlichkeit und Weitschweifigkeit des Verfahrens läßt erkennen, wie sehr Goethe recht

hatte, auf Vereinfachung zu dringen. Im Termine, dem er zwar persönlich, doch ohne einzugreifen, beiwohnte, trat Steffany für ihn ein. Dessen Ausweis lautete (ungedruckt):

„Blanquet zur Vollmacht für den Fürstl. Bauverwalter, Herrn Georg Christoph Steffani, allhier, um in meinem Namen von der Fürstl. Sächsischen zur Sache gnädigst verordneten Commission sich das von mir erstandene Cramerische Lehn und Freygut zu Ober Roßla mit Zubehör übergeben und adjudiciren zu lassen, die Erstehungsgelder dafür zu erlegen, und alles was sonst zur Sache erforderlich ist, statt meiner zu thun und zu verrichten, u. z. wie beyliegend gedruckte Vollmacht sub A des mehreren besagt.

Weimar den 17 Juni 1798. J. W. v. Goethe."

Noch kurz vor dem Termine hatte Steffany einen soeben niedergeschriebenen Richtezettel ausgehändigt bekommen (ungedruckt):

„Einige Bemerkungen zur heutigen Übergabsverhandlung.

1) Der Mangel an Haus- und Feldinventarien ist zu urgiren.

2) Ingleichen die Länge der Zeit, da die Hofmannischen das Gut als Pachter innegehabt.

3) Was nicht durch Documente und sonst erwiesen werden kann, muß nach allgemeinen Grundsätzen beurtheilt werden.

4) Wie hat man ein Wohnhaus und Wirtschaftsgebäude zu erwarten? Dächer, Schlösser, Thüren.

5) Was bedarf ein solches Gut Gesträthe bis zur Erndte?

6) Wie sieht es mit dem Dünger aus?

7) Wie mit dem Heu?

8) Mit den Kleefeldern?

9) Mit der Gräserey?

NB In dem Tröbel ist der eine Damm noch vor Kurzem u. z. ganz unwirthschaftlich abgegrast worden.

10) Das Hauptsächlichste aber scheint mir das zu seyn: daß man auf dem Grundsatze besteht, es sey nicht von einer simplen Übergabe eines Guths die Rede, sondern von einer Separation zweyer Güther, welche nicht nach Willkühr des einen Theils geschehen könne.

Die Sache selbst liegt am Tage, die Hofmannischen Erben

haben nicht allein manches bisher bey dem Guth gewesene Stück, Brandweinblase und Kübel, Bienenstöcke auf das andre gebracht, sondern sie haben das Vieh gleichfalls weggenommen und fahren doch noch fort, es von dem diesseitigen Klee zu füttern.

Man sollte, wie mir es scheint, eine genaue Einsicht in die Hofmannische Wirtschaft fordern können, denn ohne Kenntnis beyder Güther läßt sich eine Separation nicht denken, um so weniger als, wie in den ersten Punkten schon bemerkt ist, die Documente fehlen, um sich von den diesseitigen Pertinenzien genau unterrichten zu können. Eben deßhalb hat man auch Ursache sich zu reserviren, daß man bei näherer Kenntnis, welche bisher nicht zu erlangen gewesen, noch eine fernere Gewähr fordern könne.

Es könnte dieses vielleicht bey Gelegenheit, wenn die Edition der Documente verlangt wird, angebracht werden, welches alles jedoch genauerem Ermessen anheim gegeben wird.

Ober-Roßla den 22. Juni 1798."

Aus dem am 26. abgeschlossenen Vertrage sei Folgendes hervorgehoben: Die Verpachtung erfolgte auf sechs Jahre, von Johannis 1798 bis dahin 1804. Fischer, als „Abepachter", versprach: das Gut pfleglich und hauswirtlich zu nutzen, die Felder hinlänglich alle drei Jahre durchzudüngen, zur Erlangung „mehrer Düngung" die vom Verpachter anzulegende Branntweinbrennerei fleißig zu betreiben, nicht das geringste von Heu, Grummet, Stroh, Fütterung und Düngung zu verkaufen oder zu verbrennen, in den Brachfeldern wirtschaftlich zu sömmern und die gesömmerten Äcker wieder gehörig zu düngen, die jungen Obstbäume wohl und gebührend zu warten, und jährlich zwei Schock Satzweiden und Pappeln auf seine Kosten an den vom Verpachter bestimmten Orten zu setzen. Alle Befugnisse hatte Abepachter treulich wahrzunehmen und zu erhalten und beim Ausgange der Pacht alles in vollkommen gutem Stande, „das Inventarium, Vieh benebst Schiff und Geschirr in quali et quanto wieder zu überliefern". — Das Pachtgeld wurde auf 450 Rtlr. jährlich

festgesetzt, in vierteljährlichen Terminen zu zahlen. — Die Ausbesserungen an den Gebäuden hatte Abepachter aus seinen Mitteln zu bestreiten, bei Bauen dagegen, die dem Verpachter obliegen, einige dazu nötige Fuhren zu einer Zeit, wo die Gutswirtschaft nicht darunter litte, unentgeltlich zu leisten. Verpachter behielt sich im Haupt- oder Seitengebäude ein Absteigequartier vor. — Jährlich sollten für 100 Tlr. Viktualien abgeliefert und auf die Pachtgelder angerechnet werden. — Falls, wider Verhoffen (!), der Abepachter mit zwei Pachtgeldterminen in Rückstand bliebe, sollte der Pacht eo ipso für aufgegeben angesehen werden und dem Verpachter freistehen, den Säumigen ermittieren zu lassen. — Bei Unglücksfällen, wenn der Schade durch Wetterschlag, Mißwachs, Mäusefraß oder sonstige casus fortuitos die Hälfte des jährlichen Pachtgeldes übersteigen würde, war ein Nachlaß bis um die Hälfte des erlittenen Schadens in Aussicht gestellt. — Dem Pachter wurde verboten, sich während der Pachtzeit in Ober- oder Nieder-Roßla, oder in einer anderen benachbarten Flur anzukaufen. — Die auf 500 Tlr. festgesetzte Kaution sollte mit 3 v. H. verzinst werden (ungedruckt):

„Zu mehrerer Urkund ist dieser Pachtcontract zweifach eines Lauts gefertigt und von beyden Theilen unterschrieben und besiegelt auch jedem Theile ein Exemplar davon zugestellt worden.

So geschehen Ober-Roßla den 26ten Juni 1798. — J. W. v. Goethe, Johann Friedrich Fischer."

Im beigegebenen Inventarium über die Ländereien werden „besondere Gärten, Winterfeld, Sommerfeld, Brachfeld, Wiesewachs" in nicht weniger als 45 Einzelstücken aufgeführt, deren Größe in Ruten, aber zugleich in den landesüblichen Bezeichnungen[1] und mit Nennung der Nach-

[1] Aus einem Merkzettel Goethes über „Benennung u. Einteilung derer Feldgüter in denen hiesigen Landes-Gegenden" sei Folgendes mitgeteilt (ungedruckt):

barbesitzer angegeben wird. Da findet sich u. a. auch der bisherige Pachter und Mitbesitzer Hofmann als Nachbar wieder, wonach sich Goethes Bedenken, ihn oder seine Erben als Pachter seines Gutes anzunehmen, verstehen läßt. Das Inventarium über die Gebäude und Gärten läßt eine, wenn auch recht unvollständige Anschauung des damaligen Zustandes der Baulichkeiten gewinnen. Leider hat sich außer der Flurkarte, der die hier beigegebenen Pläne nachgezeichnet sind, keine bildliche und zeichnerische Darstellung erhalten, ein großer Brand hat aber inzwischen fast alles vernichtet. Danach war das Wohnhaus in zwei Stockwerken massiv erbaut und hatte ein mit Schiefer gedecktes „deutsches“ (d. h. einfaches Sattel-) Dach. Man trat über zwei Stufen in einen Flur, von dem verschiedene Türen in die Einzelräume, auch eine in die Brennerei, eine andere in die Brunnenkammer führte. Letztere war als kleiner Anbau unter einem Ziegel-Pultdach an das Hauptgebäude ange-

---

„Ein Geschwad oder halber Striegel ist ein Stück Feld od. Wiese, das 1/2 Ruthe brt und

Ein Striegel, das ohne Rücksicht auf die Länge eine Ruthe breit ist.

Eine Sottel hat zwey Striegeln,

Eine Dreygerte hat drey Striegeln,

Ein Gelenge hat zwey Sotteln oder vier Striegeln und

Eine Gebreite zwei od. mehr Gelengen in der Breite.

Ein Strumfstück ist, welches der Länge nach in zwey u. mehrere Theile getheilt ist,

Ein Anwendel, welches anderen Stücken in ihrer Länge quer vorliegt u. worauf diese beym Pflügen umwenden.

Ein Gehren ist ein Stück Feld, das an einem Ende seiner Länge schmäler als am andern, auch zuweilen ganz zugespitzt ist.

Ein Acker Erde hat 140 sechszehnschuhigte □Ruthen,

Ein Acker Feld aber besteht aus . . Ar Erde, nemlich in jedes Feld ein Acker.

Eine Hufe Land soll 30 Ar Erde od. 10 Acker Feld halten.

Ein Viertel Land ist der 4. Tl, ein Halb-Viertel der 8., Ein Nösel Land der 16. u ein Halb Nösel der 32. Tl einer Hufe.“

lebnt. Andere Türen führten in die Küche und in den Keller. „Gemüsekeller“ und „Milchgewölbe“ sind die einzigen Räume, die sich vom alten Bau noch bis heute erhalten haben. Es sind zwei durch die ganze Haustiefe hindurchgehende, unmittelbar vom Boden aufsteigende Tonnengewölbe, deren Verbindungstüren steinernen Schmuck zeigen. Aus dem Flur trat man auch in die Pachterstube, den einzigen besseren Raum des Erdgeschosses. Eine gestemmte Tür mit Guckfensterchen führte in diese gedielte, vierfenstrige Stube, in der ein eiserner Ofen mit Aufsatz von schwarzen Tafeln stand, und von der ein Teil durch eine Bleichwand abgetrennt war. Aus dieser Stube kam man „nach denen Kammern“, zu einer mit Estrichfußboden versehenen Vorkammer — sie hatte ein vergittertes Fenster mit runden Scheiben — und zur Speisekammer, deren Schubfenster ebenfalls durch Vergitterung gesichert war. Eine steinerne Treppe führte in zwei Läufen hinauf in das obere Stockwerk mit den Wohnräumen. Dort lag rechts die gedielte „große Stube“. Sie hatte drei Fenster mit je zwei Schiebern und 20 Tafelscheiben. Ein blecherner Unterofen ruhte mit einer Eisenplatte auf zwei hölzernen Füßen, während der Aufsatz wieder aus bunten Tafeln bestand. Ein Alkoven war durch eine Wand mit zwei Glastüren, jede mit 18 Scheiben, abgeteilt; er hatte ein Fenster gleich wie die große Stube selbst. Eine zweifenstrige Estrichstube und zwei oder drei einfenstrige Estrichkammern waren die weiteren Räume dieses Geschosses. Nach dem Dachraum gelangte man auf hölzerner Treppe in zwei Läufen von je zwölf Stufen. Die beiden Böden waren „mehrenteils gedielt, aber sehr schadhaft“. Auf dem oberen Boden befand sich ein Taubenschlag.

Dieses bescheidene Hauptgebäude lag mit seiner vorderen Langseite unmittelbar an der Dorfstraße; im übrigen

wurde es vom Wirtschaftshofe und dessen Zufahrten umgeben, um die herum sich wieder in zusammenhängendem Zuge — drei Seiten eines Vierecks — die Wirtschaftsbauten legten. Die Torfahrt von der Straße her war gewölbt und mit Schindeln gedeckt. Im Küchengarten stand eine „Gartenlaube von Selbstwuchs mit Schindeln gedeckt". Die Befriedigung war „mehrenteils Mauer und nur 21 Ellen Wetterwand mit Schindeln gedeckt"; je eine Pforte ging nach dem Dorfe und nach der benachbarten Pfarrei zu.

Das „Nebengebäude" war unterkellert, hatte ein Stock Mauer-, ein Stock Bleichwerk und deutsche Ziegeldeckung.

Das „Quergebäude" hatte zwei Stock Bleichwerk, deutsches Ziegeldach und in der Mitte einen Erker. Es enthielt den Pferdestall mit 5 ausgepflasterten Ständen und eine erhöhte Bucht von Brettern zum Knechtsbette, den Kuhstall mit 7 steinernen Kühschüsseln, sowie den Ochsenstall mit 14 eichnen Schüsseln. Vier Schweinekoben standen unter einem schindelgedeckten Pultdache.

Zwei Scheunen, als obere und untere bezeichnet, hatten deutsches Dach, mit Schindeln eingedeckt.

Gegenüber dem Wohnhause, jenseits der Straße, lag der „Äpfelgarten", der sich nach dem Felde zu hinzog, und auf dem ein kleiner Bau von Bleichwerk, die Zwetschendarre, stand. —

Fürstl. Kommission hatte also auf Steffanys Gesuch hin Adjudikation und Übergabe auf den 21. Juni anberaumt, die Besitzer benachrichtigt und den „Herrn Bauverwalter gleicher Maße zitiret, für die Person freundlichst ersucht, gesagten Tages früh 9 Uhr auf dem Gute sich einzufinden und nach Erlegung der Erstehungsgelder an 13125 Rthlr. der Adjudikation und Gutsübergabe an den Herrn Ersteher zu gewärtigen". Die auf Ansuchen eines

Interessenten auf den 22. verlegte Verhandlung fand unter Leitung des Regierungsrats Osann statt, wurde nachmittags und am nächsten Vormittage fortgesetzt und vom Lehnssekretär Meißel in einer äußerst weitläufigen Niederschrift festgelegt. Nach getroffener Übereinkunft sollten 8000 Tlr. auf dem Gute als Hypothek stehen bleiben, der Rest des Kaufgeldes mit 5125 Tlrn. aber wurde den Verkäufern zur Verteilung unter sich bar zugestellt. Nachdem so von dem Herrn Ersteher „praestando prästiert" worden, wurde ihm das Gut „adjudiciert". Es folgte die „gerichtliche Tradition und Einweisung" durch Abgabe der Schlüssel, der alten Lehnbriefe und übrigen Dokumente. Man verfügte sich dann in die unten im Hause gelegene Küche, allwo von dem Herrn Bauverwalter auf dem Herd, um von den Gebäuden namens seines Prinzipals Besitz zu nehmen, Feuer angemacht und wieder ausgelöscht wurde. Alsdann wurde das im Kuhstall befindliche Vieh übergeben und zugleich erklärt, daß damit alles andere noch zum Gute gehörige Vieh, nebst „Schiff und Geschirr", übergeben sein solle. Demnächst ging man auch in den am Hause gelegenen Küchgarten, ließ durch den Kanzleiboten Pfeifer ein Stück Erde ausstechen, brach einen Zweig von einem Baume und übergab solches dem Bauverwalter mit der Erklärung, daß seinem Prinzipal damit alle zum Gute gehörigen Gärten, Wiesen, Äcker und sonstiger Zubehör übergeben sein sollten; womit diese Handlung geschlossen wurde.

Goethe nahm an den nun folgenden, bei solchen Gelegenheiten üblichen festlichen Veranstaltungen frohgemut teil. Rechtzeitig hatte er dazu, von Jena aus, die Anweisungen an seinen Haushalt und an Steffany ergehen lassen (ungedruckt):

„Was bey der Uebergabe des Guths Roßla wegen des Quartiers und der Bewirthung zu merken ist. —

1) H. Bauverwalter komt Donnerstag Abend und logirt im Guthe.

2) Ich komme gleichfalls an demselbigen Abend und logire bei dem Herrn Pfarrer.

3) H. Landkammerrath Rühlmann kommt Freytags früh und logirt im Guthe.

4) Fischers sorgen für Frühstück für beyde Personen.

5) Freytags Mittags wird bey Hofmanns in ihrem Hause gespeist, Fischers haben dabey nichts zu besorgen.

6) Wegen einer kleinen kalten Abendcollation will ich mit Fischers selbst reden.

7) Sonnabends Mittag werden nach beyliegendem Verzeichnisse etwa 20 Gäste bey mir bewirthet.

8) Für ihre Einladung ist schon gesorgt.

9) Sonnabends Abend geh ich wieder weg, so wie auch die übrigen.

Was das Sontägige Fest betrifft, dafür werdet Ihr selbst sorgen.

Jena am 17 Juni 1798. G."

Das beigefügte, von Steffanys Hand geschriebene Verzeichnis lautet (ungedruckt):

„Gäste zum Sonnabend als den 23 Juni 1798.

| | | | | |
|---|---|---|---|---|
| H. Geh. Rath v. Goethe | 1 | | — — Taxatoren | 2 |
| — — Rühlmann | 1 | | — — Hofmannin | 2 |
| — — Osann | 2 | | — — Pfarrer | 1 |
| — — Meisel | 1 | | — — Wieland | 1 |
| — — Schenk | 1 | | — — Amtmann | 1 |
| — — Lübeck | 1 | | — — Ventbeamte | 1 |
| — — Schlitter | 2 | | — — Fischer | 1 |
| — — Häublein | 1 | | — — Ego | 1." |

Goethe hatte von Jena aus keine Reitpferde bekommen und auf abscheulichstem Wege fahren müssen. Das hatte indessen seiner fröhlichen Stimmung keinen Abbruch getan; beim Pfarrer wohnte es sich „recht hübsch". Von seiner frohen Laune zeugt das an seinen neugewonnenen Gutsnachbaren Wieland in Oßmannstedt gerichtete Einladungsschreiben aus Ober-Roßla vom 23. Juni:

„Meinem lieben Herrn Bruder in Apoll und Genossen in Ceres vermelde hierdurch freundlichst, daß ich in Ober-Roßla angelangt bin, um von meiner Hufe und dem Zugehörigen Besitz zu nehmen. Wie mich nun eine so nahe Nachbarschaft herzlich erfreut, so wollte ich hiermit höflichst gebeten haben: morgen, gegen Mittagszeit, Sich aus Euro Pallästen in unsere Hütten zu begeben, mit einem juristisch-oekonomischen, frugalen Mahl vorlieb zu nehmen und mir nach langer Zeit ein frohliches Wiedersehen zu verschaffen. Ebenso ist die liebe Frau und wer uns noch von der Familie durch seine Gegenwart erfreuen möchte, bestens eingeladen. In der Hoffnung einer günstigen Antwort."

Am 22. hatte man also bei den ausscheidenden Verkäufern gespeist, am 23. aber, nach Abschluß der Verhandlung, gab es das eigentliche Festessen in der Behausung des neuen Gutsherren, wir dürfen annehmen, oben in der dreifenstrigen guten Stube. Christiane hatte durch die Fischern für alles gut vorgesorgt, auch die Speisekarte selbst aufgestellt, jeden Eingriff Steffanys, der „große Lust" gezeigt hatte, „sich um das Essen zu kümmern", energisch ablehnend. Es gab: 1. eine Sago-Suppe, 2. Rindfleisch mit Senf, 3. Grüne Erbsen mit jungen Hühnern, 4. Forellen oder Back-Fische, 5. Wildprets-Braten und Gänse und 6. Torte und Rührkuchen.[1] Daß auch das nötige Naß nicht fehle, hatte Goethe für 50 Bouteillen Franzwein gesorgt und noch 12 Nößel Dessertwein dazu angewiesen. Da er seinem besorgten Schatze versprochen hatte, bei der Übergabe als bloßer Zuschauer zu erscheinen, sich selber aber nichts anfechten zu lassen, so dürfen wir annehmen, daß diese Festlichkeit in allseitigem guten Einvernehmen verlief. Abends fuhr er über Oßmannstedt nach Weimar, seine Freundin „heimlich zu besuchen. Du mußt aber gegen niemand nichts merken lassen; ich werde eher spät als frühe kommen."

[1] Vgl. Goethes Briefwechsel mit seiner Frau. Herausg. von Hans Gerhard Gräf (Rütten & Loening, Frankfurt a. M. 1916) I, 201.

Und so wurde daheim noch ein trauliches „Schlampamps-stündchen" angeschlossen. Da wurde denn auch gleich Näheres über die mit den Dorfbewohnern zu begehende Feier des Johannistages verabredet. Bei diesem Feste sollte aber Christiane Königin sein. Sie hatte schon den Plan fertig und vorbereitet: Sehr früh wollte sie mit Augustchen nach Roßla fahren, wo allgemeiner Kirchgang stattfinden und der Klingelbeutel reichlich bedacht werden sollte. Nach dem Mittagessen würden die Dorfbewohner mit Musik vor das Gut kommen und dort den „Hämmel" abholen. Von hier aus sollte der wohlgeordnete Zug nach dem Wirtshause gehen: „1. Die Dorfmusik, 2. Die jungen Pursche; Paar und Paar, 3. Die Mädchen, 4. August und eine kleine Bäuerin, mit dem Hämmel, 5. Die Stadtfrauenzimmer; Paar und Paar, 6. Die Herren, 7. Unsere Musik."[1] Beim Wirtshause würde den Leuten der Hämmel übergeben und ein kleiner Ehrentrunk angenommen werden. Sodann sollte der Zug nach dem Gute zurückgehen, wo gegen Abend („wenn die Frauenzimmer es erwarten können") der Ball anheben sollte. Sie selber wollte, sich standesgemäß zurückhaltend, zu rechter Zeit nach Weimar zurückfahren. Und nach diesem Plane mag denn auch das Johannisfest wirklich verlaufen sein.

Bald gab es Gelegenheit, noch ein zweites Fest mit den Dorfbewohnern zu begehen, das Kirchweihfest, das auf den 18. VII. fiel. Schon einige Tage vorher hatte sich Christiane mit Augustchen hinausbegeben, um an den Vorbereitungen mitzuwirken. Aufatmend vom grade wieder sehr regen Weimarer Stadtklatsch bat sie den Freund in herzlichen Worten, doch ja nachzukommen, die Leute seien dort alle so freundlich und gut. Und Klein-August schloß sich den Bitten der Mutter in rührender Kindlichkeit an: „Die

[1] Ebenda 1, 202.

Fischern hat sehr gute Kuchen gebacken — mir fehlt weiter gar nichts, als daß das Väterchen da wäre."[1] Eigenmächtig hatte sie den Leuten eine Erle von der Eigelwiese überlassen, die diese unter Musik gepflanzt hatten. Schüchtern bat sie um nachträgliche Genehmigung, sie hätte die Bitte nicht abschlagen können. Und Goethe, der doch eben erst in Roßla gewesen war, kam nicht nur selber, er brachte auch noch Voigt und den Professor Meyer mit.

Groß muß Goethes Freude an seinem Besitztum in dieser ersten Zeit gewesen sein. 1798 war er sechsmal draußen. Dabei versäumte er nicht, sich als neuer Gutsherr auch in der Nachbarschaft vorzustellen. Namentlich pflegte er das freundnachbarliche Verhältnis zu Wieland. Anmutig schildert Sophie v. La-Roche einen solchen Besuch: Goethe kam, „freundlich die Mittagssuppe mit uns zu teilen. Mir war äußerst schätzbar, ihn und Wieland, wie zwei verbündete Genies, ohne Prunk und Erwartung, mit dem traulichen Du der großen Alten sprechen zu hören, und der Zufall gab heute wieder meiner Phantasie den eigenen, gewiß nie wiederkommenden Anblick, beide auf dem schönen, heiteren Gange vor Wielands Wohnzimmer zu treffen, als Goethe mit lebhaftem Vergnügen von dem soeben gemachten Ankauf eines ländlichen Wohnsitzes sprach." Ob dabei auch die inneren Beweggründe zwischen den Freunden frei verhandelt wurden? Offenbar war ja nicht allein Liebe zum Lande die Triebfeder gewesen, sondern auch, vielleicht hauptsächlich, die Sorge für die Seinen. Redet er doch Christianen, die in Weimar unter manchen offenen und versteckten Anfechtungen zu leiden hatte, zu, nach Roßla zu gehen und sich dort an den ländlichen Beschäftigungen zu erfreuen. „Es ist recht gut, wenn Du alles näher kennen lernst. Betrübe

[1] Ebenda 1, 206.

Dich nicht über das, was außer Dir vorgeht! Die Menschen sind nicht anders gegen einander, im Großen wie im Kleinen. Denke, daß ich Dich liebe, und daß ich keine andere Sorge habe, als Dir eine unabhängige Existenz zu verschaffen; es wird mir das ja auch wie so manches Andre gelingen ... Sorge für das gute Kind und denke, daß uns nichts fehlen kann, so lange wir beisammen sind." In solchem Sinne sind auch seine weiteren Schritte zu verstehen, so wenn er nach völligem Abschluß der Ankaufsgeschäfte an den Herzog die Bitte richtet, das erworbene Gut in ein freies Erblehn zu verwandeln:

[1] „Durchlauchtigster Herzog, Gnädigster Fürst und Herr, das von mir, sub hasta erstandene, vormal Cramerische Lehngut zu Oberrosla hat die Eigenschaft eines Sohn- und Tochterlehns, in welchem Söhnen und Töchtern die Succession zugleich zusteht.

Da, nach dieser Lehnseigenschaft, die freye Disposition des Besitzers einigermaßen beschränkt ist; so würde ich es für eine besondere Gnade anerkennen wenn Ew. Herzogl. Durchl. wie ich hiermit unterthänigst bitte, geruhen wollten diesem Lehngute die Qualität eines freyen Erblehns, mit der Befugniß darüber unter den Lebendigen und auf den Todesfall disponiren zu können beyzulegen.

Die Beweggründe: daß gedachtes Gut von keiner Beträchtlichkeit sey, daß eine ähnliche Verwandlung in wichtigern Fällen stattgefunden, wage ich kaum hinzuzusetzen, indem Ew. Durchl. Gnade und Vorsorge, bey so manchen Ereignissen, meine Wünsche und Erwartungen übertroffen, daß ich allerdings hoffen darf, Höchstdieselben werden auch gegenwärtige Bitte, mit gnädigster Rücksicht zu gewähren geruhen.

Ich werde diese Fürstliche Huld mit ehrerbietigstem Danke erkennen und in tiefster Devotion verbleiben

Weimar,
den 10 Juli 1799.

Ew. Herzogl. Durchl.
unterthänigst treugehorsamster
Johann Wolfgang von Goethe."

---

[1] Nach dem Konzept gedruckt: Briefe 14, 128.

Schon am 12. erteilte der Herzog die erbetene Befugnis, das Gut in ein freies Erblehn zu verwandeln. Auch ein vom 4. VII. 1800 datirter Nachzettel zu seinem Testamente gibt über Goethes Absichten bei Erwerb des Gutes Aufschluß:

„Nachdem ich den mit meiner Freundin und vieljährigen Hausgenossin Christianen Vulpius erzeugten Sohn August in einem unter dem 24. VII. 1797 vollzogenen und alsbald bei der Fürstl. Regierung niedergelegten Testament zu meinem Universalerben eingesetzt; seit der Zeit aber das Freigut zu Oberroßla käuflich an mich gebracht, welches durch Serenissimi Gnade nachher in ein rechtes Erblehn verwandelt und mir die Facultät, darüber inter vivos et mortis causa zu disponiren, zugestanden worden; als habe ich, durch gegenwärtiges Codicill, die Erbeinsetzung meines Testaments dahin erklären und erstrecken wollen, daß gedachtes erkauftes Lehngut unter meinen Nachlaß, worin ich meinen Erben eingesetzt habe, mit gerechnet, mithin derselbe auch in dieses Gut als Universalerbe succediren solle." —

Zu den mit dem Erwerb des Gutes verbundenen Förmlichkeiten gehörten nun auch die „Mutung" und die Eidesleistung. Goethe richtete folgendes Gesuch an den Herzog[1]:

„Durchlauchtigster Herzog, Gnädigster Fürst und Herr,

Ew. Herzogl. Durchl. wollen aus dem im Original beyliegenden Adjudikationsschein von welchem ich beglaubte Abschrift zu den Lehnsacten nehmen und mir alsdann solchen wieder zurückgeben zu lassen unterthänig bitte, gnädigst ersehen, wie ich das voluntarie subhastirte vormals Cramerische Lehn- und Frey Gut zu Oberresla mit allem Zubehör mit dem höchsten Gebot von 13 125 Rthlr in Laubthalern zu 38 Gr erstanden und dasselbe am 22. Juni 1798 von der dazu verordneten Commission zugeschlagen erhalten habe. Ich komme daher meiner Schuldigkeit nach, bey Ew. Herzogl. Durchl. die Leh'n zu diesem acquirirten Gute hierdurch geziemend zu muthen und dabei unterthänigst zu bitten, daß Höchstdieselbe gnädigst geruhen möge, mir nicht nur darüber den gewöhnlichen Muthschein ausfertigen, sondern auch einen Termin zur Beleihung selbst bestimmen und mich dazu vor-

[1] Gedruckt: Briefwechsel[2] 1, 275.

laden zu lassen; der ich in tiefster Ehrerbietung verbleibe Ew. Herzogl. Durchl.

Weimar, den 30. Juli 1799."

Auf dieses Gesuch hin wurde unterm 14. VIII.

„nicht nur gegenwärtiger Muthschein ertheilet, sondern Selbiger [Goethe] auch zugleich vorgeladen, Montag, den 22sten October . . vor Fürstl. Regierung und Lehnhof allhier, zu rechter Vormittags-Zeit in Person zu erscheinen, den neusten Lehnbrief in originali zu produciren und nach Ableistung der . . Erbhuldigungs- und Lehnpflicht der wirklichen Beleihung gewärtig zu seyn."

Die Eidesformel aber lautete (ungedruckt):

„Er, Johann Wolfgang v. Goethe, soll geloben und schwören, daß dem durchlauchtigsten Fürsten und Herrn, Herrn Carl August, Herzoge ... meinem gnädigst regierenden Fürsten und Herrn und Sr. Hochfürstl. Durchlaucht männlichen Leibes-Lehns-Erben und Nachkommen ... Er unterthänig, getreu, gewärtig und gehorsam seyn, auch Ihrer Hochfürstl. Durchlauchtigkeiten, deren Erben und Successoren vor Schaden warnen, und bestes werben, insonderheit da er erführe, daß etwas Ihrer Hochf. Durchlauchtigkeiten an Leibe, Ehren, Würden und Stande zugegen, auch zu schimpflicher Verkleinerung und Nachtheil, oder Ihren Fürstenthümern und Herrschaften, Landen und Leuten, zu Abbruch fürgenommen werden wolle, solches Sr. des Herrn Herzogs C. A., Hochfürstl. Durchl. offenbaren und das durch Ihn und die Seinigen, treulich verhüten, auch wissentlich nichts vornehmen, daß Ihrer Hochfürstl. Durchlauchtigkeiten zu Schaden und Schmach kommen möchte, der Lehn so oft die zu Falle kommt, wie Recht gebührliche Folge leisten, auch sonst alles das thun solle und wolle, was einem getreuen Unterthanen, Vasallen und Lehnmann gegen seines Landes- und Lehn-Fürsten von Rechts- und Gewohnheitswegen zu thun und zu lassen eignet und gebührt. Eyd:

Alles was mir jetzt so vorgesagt worden und ich sowohl verstanden habe, das will ich stet, fest und unverbrüchlich auch getreulich halten, so wahr mir Gott helfe, durch Jesum Christum, meinen Herrn, Amen."

Nachdem also der Erbhuldigungs- und Lehnseid geleistet war, wurde unterm 21. X. 1799 auch der Lehnschein erteilt.

Mit offensichtlichem Eifer wandte sich Goethe der Bewirtschaftung und Verbesserung des Gutes zu. Leider erwiesen sich aber Steffanys Bedenken gegen den neuen Pachter nur zu bald als wohl begründet. Fischer, ein „Lebemann", war leichtfertig und nachlässig und blieb auch mit den Pachtgeldern bald im Rückstande, so daß Goethe schon im Frühjahr 1800 gegen ihn klagbar vorgehen mußte. Aus einem Notizzettel vom 13. III. 1800 ergibt sich ein langes Sünden- und Klageregister (ungedruckt):

„Wenn schon Pachter Fischer zu Zahlung seines Restes Anstalt zu machen scheint, so kommen doch verschiedene bedenkliche Umstände vor:

1) Wir haben auf die Quartale Michael u Weihnachten geklagt, allein das Quartal Ostern wird auch nächstens fällig.

2) Da Fischer nur indem er borgt bezahlen kann, wie soll man sich für die Zukunft sicher stellen?

3) Wie sollen die rückständigen Victualien geliefert werden?

4) Wie kann man sich gegen unrichtige Ablieferung der Victualien, welche in einer Haushaltung manche Unordnung verursacht, künftighin sicher stellen?

5) Fischer hätte die Kosten der gegenwärtigen Klage zu tragen, so wie er

6) die Interessen des Verzugs zu entrichten hätte. — Leistete er aber das alles, so würde man dennoch Ursache haben, einige andere Punkte zu urgiren u sich deshalb für die Zukunft vorzusehen. Denn

7) ist mir angezeigt worden, daß er Heu verkauft, so wie

8) daß er Stroh verbrannt habe, ingleichen

9) daß er die Brennerei-Gefäße mißbrauche.

10) Die Abschaffung der Schafe war dem Gute keineswegs zuträglich,

11) Auch soll er etwas von Kühen abgegeben haben.

12) Die Verwilderung des Hausgartens habe ich selbst mit Verdruß gesehen,

13) So wie andere Vernachlässigungen.

14) Auch vernahm ich, daß er mit Öfen eine eigenmächtige Veränderung vorgenommen."

Die Klage erging; durch Dekret des Herzogs vom 1. V. 1800 wurde Fischer verurteilt, die rückständigen Pachtbeträge samt den Verzugszinsen „binnen Sächsischer Frist bei Vermeidung der Hälfte" zu zahlen; der Vertrag wurde für aufgehoben erklärt und Fischer aufgefordert, binnen gleicher sächsischer Frist bei Vermeidung der Exmission das Gut zu räumen. Zur eigentlichen Exmission kam es wohl nicht, aber viel Ärgernisse und Schwierigkeiten gab es zu überwinden, bis endlich am 24. IV. 1801 durch gerichtliche Verhandlung der Schluß gesetzt wurde. Der Fischerin wurde mit ihren als angeblich eingebrachtem Gut beanspruchten Möbeln der Abzug gestattet, nachdem das Ehepaar allen Ansprüchen auf die Kaution und die noch lagernden Feldfrüchte entsagt hatte. Am 13. VI. berichtet Christiane, es sei draußen nunmehr alles in Ordnung; Freitag ziehe der neue Pachter ein. — Wer war dieser neue Pachter?

Schon im August 1798 war Goethe mit einem Kaufmann und Ökonomen, Immanuel Reimann aus dem benachbarten Buttstädt, in Berührung gekommen. Reimann handelte auch mit Baumpflanzen und war selber aus Liebhaberei Baumzüchter geworden. Er hatte Goethen Bäume angeboten, auch verschiedene Vorschläge, namentlich zur Verbesserung der Anpflanzungen im Tröbel, gemacht, die verständige Beherrschung der Fragen bekundeten. Schon damals wurden 200 Stück Obstbäume beschafft und gesetzt. Sein Gutachten wurde mehrmals eingeholt und stets geschätzt. Namentlich im Frühjahr 1800 fand eine lebhafte Einwirkung Reimanns statt. Und da fragte er eines Tages — im Januar 1801 — gelegentlich eines Berichts an, ob wohl schon ein neuer Pachter bestimmt sei; er könne im Bedarfsfalle ein gutes Subjekt dazu empfehlen, das ein eignes Vermögen von 5—6000 Tlrn. besitze, Kenntnisse in der Feldwirtschaft habe und ein Gut zu pachten wünsche. Auf

Goethes „beifällige Antwort" bekannte er, das selbst zu sein, aus Hang zur Ökonomie und da er gerade Gelegenheit hätte, seine Buttstädter Handlung und Äcker vorteilhaft zu verpachten. Goethe war froh, einen verständigen Mann gefunden zu haben, der sich solchem Berufe mit Liebe, ja mit einer gewissen Leidenschaft hingab. Nach einigem Verhandeln kam es zum Abschlusse. Goethe verlangte 350 Tlr. bar in vierteljährlichen Raten, Viktualien-Lieferung[1], Übernahme der auf dem Gute haftenden onera, die sich auf 30 Tlr. belaufen könnten, statt der bisherigen Kaution von 500 Tlrn. aber eine solche von 1000 Tlrn., „weil zu bemerken gewesen, daß bei der bisherigen der Gutsherr nicht genug gedeckt" sei; ferner Verzicht auf Ersatz des Schadens, der vielleicht bei Anlage der geplanten, die Flur durchschneidenden Landstraße verursacht werden würde. Der Termin könnte auf sechs Jahre gesetzt werden. „Der ich recht wohl zu leben wünsche."

Auf Reimanns Vorschlag, die Naturalienlieferung in eine billige Geldzahlung zu verwandeln, statt der 1000 Tlr. in barem Gelde eine gerichtlich bestätigte in liegenden Gütern anzunehmen, die Entschädigung wegen des Chausseebaues nach dem verloren gehenden Nutengehalt zu berechnen, und andere kleine Wünsche antwortete Goethe (ungedruckt):

---

[1] Über die Viktualienlieferung giebt folgender Merkzettel Goethes nähere Auskunft (ungedruckt):

„Der Pachter zu Oberroßla hat zu liefern jährlich:

340 Stück Butterwecken — 100 Wecken Maibutter — 192 Paar Käse — 24 Schock Eier — 3 Schock Waizen — 3 Schweine — 12 Martinsgänse — 12 Enten — 24 Paar Tauben — 34 Stück junge Hühner — 3 fette Truthähne — 2 fette Truthühner — 4 Schock Lerchen — 6 Schöpsenkeulen — 40 Pfund Pökelfleisch — 1 Viertel getorte Zwetschchen — 1/2 Scheffel Erbsen — 1/2 Scheffel Linsen — Milch zu Festzeiten. salvo errore.

Weimar, den 10. Jan. 1800. J. W. v. Goethe."

„Auf die unter d. 7. IV. erhaltene Erklärung erwiedere ich folgendes:

ad 1) Die gerichtliche Caution, 1000 Thlr an Werth, wird angenommen, doch mit dem Beding, daß die Ehefrau zugleich legale Bürgschaft leistet,

ad 2) gleichfalls angenommen,

ad 3) beträgt der Verlust der Acker den die Chaussee verursacht, nach Ausrechnung des Wegebau-Inspectors . . . .[1]

ad 4) Da sich Herr Reimann zu keiner Abgabe der Victualien verstehen will und ich dadurch theils an Einkünften theils an Bequemlichkeit zurückgesetzt werde, so kann ich von der Forderung baarer 450 Thlr nicht wohl abgehen.

ad 5) Wird acceptirt, daß mir die nach Weimar gesendeten Victualien erst angeboten werden, doch sollten solche, gleich, nach dem niedrigsten Marktpreis Sonnabends baar bezahlt werden.

ad 6) Was den Tröbel betrifft, wird der Vorschlag im Ganzen angenommen, doch ist über dieses Grundstück noch eine besondere Verabredung zu treffen und zu Papier zu bringen. Wie ich mir denn die gegenwärtig neu angelegte Promenade an der Mittagsseite, mit dem dazu gehörigen Abhang nach der Wiese zu besonders vorbehalte. Welches indeß alles näher zu bestimmen.

ad 7) Soll die Remißklausel wie in dem Fischerschen Pachtbriefe inserirt werden.

ad 8) Meliorations Zusicherungen ohne desfalsige Vergütung werden angenommen.

ad 9) Auf eine Erstreckung der Pachtzeit auf 9 Jahre kann ich mich vor der Hand und ohne für mich einen wachsenden Nutzen zu sehen, nicht entschließen.

Überhaupt wird aber vorausgesetzt, daß Herr Reimann, mit seiner Familie, selbst das Frey Guth zu Ober Roßla beziehe, und seine Handlung sowohl als Feldgüter zu Buttstedt dergestalt verpachten und arrangiren werde, um seine Aufmerksamkeit gedachtem Gute allein widmen zu können.

Da ich übrigens dieser Angelegenheit in der nächsten Zeit nicht wie ich wünsche folgen kann; so wird mir angenehm seyn, wenn Herr Reimann mit Überbringern dieses Herrn Bauinspector Steffani das weitere mündlich verhandeln wollte, indem wohl beyden

[1] Lücke. Brunnquell berechnete am 20. IV. die Einbuße durch die neu angelegte Chaussee auf 209 1/2 Ruten oder 1 1/4 Ar 34 1/2 Ruten.

Theilen daran gelegen sein dürfte, je eher je lieber zu einem Entschluß zu kommen.

Wegen der Baumpflanzung an der Chaussee werde fr Zt Vortrag thun. Wohl zu leben wünschend.

Weimar, 18. April 1801. Goethe."

Vom 5. VI. bis 30. VIII. war Goethe verreist, zumeist in Pyrmont, um sich von der schweren Krankheit, die ihn zu Anfang des Jahres befallen hatte, ganz zu erholen. Dort ist anscheinend auch der „Oberroßla den 29. Juny 1801" datierte Pachtvertrag von ihm unterzeichnet worden. Aus seinem Inhalte sei nur Folgendes bemerkt: Die Pachtzeit war auf 6 Jahre festgesetzt, bis Johannis 1807, jedoch noch auf weitere 3 Jahre, mithin im ganzen auf 9 Jahre, wenn Abepachter innerhalb der ersten 3 Jahre das Gut sichtbarlich meliorirt hätte, indessen dann gegen Erhöhung des zunächst auf 425 Tlr. bestimmten Pachtgeldes für die letzten 3 Jahre. Überdies war alljährlich ein Schwein, gegen 80 Pfd., vor Weihnachten unentgeltlich nach Weimar zu liefern. Der Verpachter behielt sich im Haupt- oder Seitengebäude ein Absteigequartier vor, der Pachter aber versprach, sich während der Pachtzeit weder in Ober-, noch in Nieder-Roßla anzukaufen, noch in der Gegend anzupachten.

Alles hatte sich so zu Goethes Befriedigung entwickelt, auch war er mit dem neuen eifrigen Pachter sehr zufrieden. Als ihm Reimann am 13. X. einige Lerchen übersandte, solche „im besten Wohlsein zu verzehren" wünschend, gleichzeitig aber einige Rechnungen beanstandete, antwortete er ihm am 14. X.:

„Sie haben, werthgeschätzter Herr Reimann, recht wohl gethan, diejenigen Posten nicht zu bezahlen, welche man für Arbeiten fordert, die vor Ihrem Pachtantritt gethan wurden ... Ich wünschte nur, daß Sie über die Art und Weise, wie die neuen Anlagen im Tröbel allenfalls zu machen wären, sich in einem

kleinen Aufsatz erklärten, damit wir darüber bei Zeiten überein- kommen könnten. Für die überschickten Lerchen danke recht sehr und hoffe bald einen Tag zu finden, an dem ich Sie besuchen kann."

Leider fand sich ein solcher Tag in diesem Jahre nicht mehr, so daß Reimann am 3. XI. schriftlich um Entscheidung über die eingereichten Tröbelpläne bitten mußte, um bei der noch bestehenden guten Witterung danach arbeiten zu können. Am 23. XI. legte er weitere Vorschläge vor, den Tröbel noch nutzbarer zu machen, sowie „ein beträchtlich Bedürfen des Freyguths durch eine Hopfenanlage abzuhelfen", die am Zaun rings um den Tröbel angebracht werden könnte. Goethe schrieb darunter (ungedruckt):

„Vorstehende eigenhändig von Herrn Reimann Pachter zu Ober Roßla an mich eingesendeten und nunmehr copirlich an ihn zurückgehenden Vorschläge acceptire ich in der Maße, daß die Abholzung des Zaunes und der darin stehenden Obstbäume nur theilweise geschehe insofern im nächsten Jahr die Anlegung einer Rabatte und die Hopfenpflanzung vorgenommen werden kann.
Weimar am 23. November 1801. G."

Einen ähnlichen Vorschlag vom gleichen Tage, den Tröbel zu meliorieren, wilde Gebüsche auszurotten, zu reolen, Fruchtsträucher und niedrige Obstbäume zu pflanzen und dergleichen mehr genehmigte er in entsprechender Weise. So einiges Vorgehen der beiden verdient im Hinblick auf Goethes spätere Schilderungen betont zu werden. Die anscheinend schon etwas gesunkene Lust am ländlichen Besitz schien sich unter Reimanns Einwirkung wieder zu heben. Kleine Unannehmlichkeiten, wie Diebstähle, über die vielfach zu klagen war, vermochten sie nicht zu trüben. Im April 1802 war Goethe wieder einmal auf mehrere Tage, vom 5. bis 11., draußen, wobei sich sogar ein artiges geselliges Leben entwickelte. Am 6. kamen Christiane, Schiller und Meyer hinaus, am 8. war man in Oßmannstedt bei Wie-

land, am 9. kamen der Hofkammerrat Kirms und der am Schloßbau tätige Berliner Architekt Professor Gentz.

Indessen scheinen andere Umstände den Genuß doch bald wieder gestört zu haben. Goethe ist 1802 nur noch einmal, am 29. VII., und 1803 überhaupt nur einmal, am 16. IX., auf seinem Gute gewesen. Es zeigte sich mehr und mehr, wie die Abgelegenheit für die Erledigung sonstiger Geschäfte hinderlich war. Andrerseits ließ sich auch die ungestörte Ruhe, die er in Jena so oft suchte und fand, in Roßla nicht gewinnen; ganz prosaische landwirtschaftliche Fragen mußten die Aufmerksamkeit ablenken. Der Ertrag des Gutes mochte nicht den Erwartungen entsprechen, und der Aufenthalt der Seinigen, an den beim Erwerb wohl gedacht war, ließ sich nicht so häufig und auf solche Dauer durchführen, wie vorausgesetzt war. Vor allem scheinen die Geldfragen dämpfenden Einfluß auf die Freude geübt zu haben. Wie man über Wielands und Goethes ökonomische Lage in der Stadt dachte und sprach, erhellt aus einem Briefe Caroline v. Herders, in welchem sie Knebel vor einem ebenfalls beabsichtigten Ankaufe glaubte warnen zu sollen. Sie schrieb unterm 15. IV. 1801:

„Mit Gutskaufen geben Sie sich ja nicht ab! Ich muß den Schleier über Wielands und Goethes Lage, in Absicht ihrer Güter, aufdecken. Für Wieland hat mein Mann beim Herzog von Gotha durch Thümmel ein Capital von 14000 Rthlr à 3 Procent negocirt (so viel ist er noch auf das Gut schuldig), hat aber nur 10000 Rthlr à 3½ Procent erhalten. Wieland kaufte das Gut für 22000 Rthlr, worauf er nur 8000 Rthlr baar bezahlte, und für 4000 Rthlr an Scheunen und Ställen baute, so daß also ein Kapital von 28000 Rthlrn in dem Gut steckt, das ihm vielleicht kaum 3 Procent abwirft und wovon er 14000 Rthlr weiteres und höher verinteressiren muß ... Die Wielandische Lage ist also gar nicht wünschenswert. Goethe hat das Roßla übertheuer mit 14000 Rthlrn gekauft, mit schlechtem Haus und Stallung, alles baufällig, und schlechter Gegend. Er hat darauf

6000 Rthlr bezahlt. Jetzt soll er abermals 4000 Rthlr abzahlen und sucht in Apolda und umliegender Gegend bei Rentsbeamten und dergleichen Geld zusammen!! Mit seinem Pachter, der ihm zwei Jahre den ordentlichen Pacht nicht gegeben hat, hatte er bei dem Hofgericht einen Prozeß, den er zwar gewonnen und den Pachter herausgeworfen hat, indessen aber Unkosten und Verdruß davongetragen. Jetzt, heißt es, will er das Gut selbst administriren — durch die Madmoiselle Vulpius, die Nachbarschaft prophezeit aber kein Gelingen, da Er und Sie die Landwirthschaft nicht verstehen. Das Gerede über ihn tut uns oft leid."

Trotz der Ungenauigkeiten in den Zahlen wirft solche Äußerung ein grelles Licht auf die Lage. Wie Goethe die Geldmittel zum Ankauf zu beschaffen plante, ergibt sich aus seiner folgenden Zusammenstellung (ungedruckt):

„Zur Bezahlung des erstandenen Roßlaischen Freyguths sind folgende Summen bestimmt und versprochen:

| | | |
|---|---|---|
| Bey Bauverwalter Steffany baar — — — — | 2300 | Rthlr |
| Kaution des Pachters — — — — — — — — | 500 | „ |
| Bei Lehns und Schlevoigt — — — — — — — | 4000 | „ |
| Bey Hofmanns — — — — — — — — — | 4000 | „ |
| Von Schlütters Portion — — — — — — — | 1500 | „ |
| Von Schnaus — — — — — — — — — — | 500 | „ |
| Wäre noch zu sorgen für — — — — — — — | 500 | „ |
| | S. 13300 | Rthlr |
| Hiervon ab die Erstehungssumme — — — — | 13125 | „ |
| Blieben zu verschiedenem Aufwande — — — | 175 | Rthlr |

Weimar den 1 May 1798. G."

Ein ähnlicher Überschlag führt noch den Kaufmann Helmershausen mit 2000 Rthlr. auf.

Goethe hatte also tatsächlich das Gut nicht aus eignen Mitteln gekauft, sondern den Betrag in einzelnen Posten von den verschiedensten Seiten beschaffen müssen. Und dann fand noch ein öfterer Wechsel der Geldgeber statt. Denn als er 1803 in der Lage war, wieder zu verkaufen und die geliehenen Gelder zurückzuzahlen, ergingen Kündigungen

an: Frau Geheimrätin Sophie v. Herda in Eisenach, an die Kriegskasse, an die Hofmannschen Erben, an Frau Slevoigt, an Legationsrat Schnauß, an Meister Bauch und an den Rentsekretär Wirsing. Und der Wechsel war manchmal mit Umständlichkeiten und Verdrießlichkeiten verknüpft gewesen. Ausführliches darüber zu bringen, würde zu weit führen. Aus der Reihe hierher gehöriger Schriftstücke sei nur ein Gesuch Goethes an den Herzog wiedergegeben (ungedruckt):

„Durchlauchtigster Herzog, Gnädigst regierender Fürst und Herr, da ich [für] die Bezahlung der auf mein Erblehngut zu Ober Roßla noch rückständigen Kaufgelder ein Capital von 2000 Rthlr bey der Frau Geheimräthin, Bernhardine Sophie Friederike von Heerda, geb. v. Holleben, zu Eisenach Anlehensweise aufgenommen und zu dessen förmlicher Sicherheit obgedachtes mein Erblehngut zu Ober Roßla zur Hypothek, wie die beyliegende Obligation besagt, hierzu aber Ew. Hochfürstl. Durchl. Höchster Lehnsherrlicher Consens erforderlich ist: so habe ich um dessen Ertheilung hierdurch unterthänigst bitten, und an gnädigster Gewährung um so weniger zweifeln wollen, als damit eine vorbehaltene Hypothek der Kaufgelder getilget wird, wovon, besage der anliegenden Quittungen, nur noch 3000 Rthlr zurückstehen.

Weimar, d. 24. Februar 1802.

Ew. Hochfürstl. Durchl.
unterthänigst treugehorsamster
Johann Wolfgang von Goethe."

Eine allgemeine Übersicht über den Verlauf der Geldangelegenheiten gibt eine Verhandlung vom 17. IX. 1803, in der es heißt (ungedruckt):

„Goethe hat 1798 Ober Roßla für 13125 Thlr erkauft und sofort 5125 Thlr bezahlt: die noch rückständigen 8000 Thlr hat er folgendermaßen bezahlt und abgestoßen:

2000 Thlr an die Hofmannschen Erben d. 20. I. 1801.
3000 — an Elisabeth Lehnin den 21. I. 1802.
2000 — an die Hofmannschen Erben den 26. VII. 1803.
1000 — bei der verw. Pastorin Slevoigt (Erfurt) den 10. VIII. 1803.

Demnächst solle er auch den Lehnsherrlichen Consens über die auf das Gut versicherten und nunmehr abgestoßenen 2000 Thlr bei der Frau Geheimrath v. Heerda zu Eisenach d. d. 18. III. 1802 ad caßandum überreichen."

Solche Proben lassen erkennen, daß in der ganzen Zwischenzeit die Sorgen um die Geldbeschaffung eine Rolle gespielt hatten und selbst 5 Jahre nach dem Ankauf noch nicht zur Ruhe gekommen waren. Es bewahrheitete sich seine früher, 1783, an Knebel gerichtete Äußerung, er werde niemand, der nicht von der Erde geboren sei, raten, sich mit der Erde einzulassen. „Es ist schwer ihr etwas abnehmen und törig ihr noch gar hingeben." Diese Erkenntnis muß ihm jetzt an eigner Person wieder recht zum Bewußtsein gekommen sein, so daß er die erste sich bietende Gelegenheit, das Gut mit einigem Vorteil wieder loszuschlagen, gern ergriff.

Sie bot sich durch das Entgegenkommen Reimanns, dieses strebsamen, ehrbaren Mannes, der bei seiner leidenschaftlichen Liebe zur Landwirtschaft sich die Bewirtschaftung eines eigenen Gutes zum Ziele gesetzt hatte. Freilich hatte er längst die in der übermäßigen Zerstückelung des Roßlaer Gutes[1] gelegenen Nachteile erkannt und stellte deshalb als Vorbedingung für den Ankauf die Erlangung der staatlichen Genehmigung, daß die am ungünstigsten gelegenen Teilstücke abgestoßen werden dürften. Seinem dahingehenden Gesuche hatte sich Goethe gern angeschlossen. Reimann erklärte darin, er habe als zeitheriger Pachter die Überzeugung gewonnen, daß, weil dem Gute verschiedene Gerechtsame, als Zinsen, Fronen, Schäferei und Hordenschlag fehlten, ein Mann, der sonst kein Vermögen besitze und zuzusetzen habe, es nicht mit einigem Vorteil behaup-

[1] Man beachte die auf der Flurkarte durch Strichelung kenntlich gemachten Teilstücke des Freigutes!

ten könne. Da die Gemeinde keinen Schafhirten habe und das Gut keine Schäferei halten dürfe, sei der Gutsbesitzer oder dessen Pachter wegen Mangels der Schäferei und des Herdenschlags nicht imstande, die Felder durchzudüngen. Es müßte auch, weil gar keine Fronen dabei wären, alles verlohnt werden, und so gingen denn von dem kärglichen Ertrag noch beträchtliche Summen ab. Würden aber die zum Gute gehörigen, ohnehin sehr lästigen steuer- und zinsbaren Grundstücke in der Ulrichshalber und Nieder-Roßlaer Flur veräußert, und könnten außerdem bestimmte Grundstücke, die zusammen nicht den dritten Teil des Ganzen ausmachten, in näher dargelegter Weise zerschlagen, d. h. abgestoßen werden, so könnten die übrigen Grundstücke weit einträglicher gemacht werden. Denn man wäre dann des großen Aufwandes für Tagelohn überhoben, wäre auf den entfernten Äckern und Wiesen nicht mehr so den Dieberеien ausgesetzt, sondern hätte eine bessere Übersicht, könnte mit dem bisherigen Viehstand und mit Hilfe der Branntweinbrennerei die Felder tüchtig durchdüngen, auf der geringeren Ackerfläche ebensoviel Früchte bauen, als zeither auf dem ganzen Gute, und überhaupt mehr Zeit zu anderen nützlichen Arbeiten gewinnen. Und dahin rechne er besonders die Baumzucht, seine liebste Beschäftigung. Das Gut sei auch wirklich, namentlich in Hinsicht auf den von ihm bereits ganz urbar gemachten Garten, zu einer Baumschule sehr geeignet. Er habe bereits einen beträchtlichen Anfang von vielen tausend Kernstämmen, sowie eine große Anlage von jungen tragbaren Obstbäumen gemacht, so daß sich hieraus nach einigen Jahren der Ertrag des Gutes merklich heben werde. So bäte er denn um die Erlaubnis, daß die von ihm angeführten Lehngrundstücke „subinfeudirt", oder als Erbzinsgut zerschlagen und veräußert werden dürften. Es verblieben bei dem Gute immer

noch 35 Acker Artland im Winterfeld, 29¼ im Sommerfeld und 34¾ im Brachfeld, 9½ Acker Wiese und 10¾ Garten, während die Lehnsqualität nicht die mindeste Veränderung erführe.

Das Gesuch fand Genehmigung, und der unter solcher Voraussetzung schon vorher, unterm 12. V. 1803, abgeschlossene Kaufvertrag erhielt Geltung. Das Gut ging für 15500 Rthlr (in Laubtalern zu 38 Gr.), von denen 10000 bei der Übergabe am 16. VII., 3000 zu Michaeli und 2500 zu Weihnachten d. J. erlegt werden sollten, in Reimanns Besitz über. Da er 4000 Thlr. zur Bezahlung der bei der Übergabe zu prästierenden 10000 gegen lehnsherrlichen Konsens aufzunehmen beabsichtigte, behielt sich Verkäufer wegen der übrigen Gutskaufgelder ausdrücklich die zweite Hypothek vor. Unterm 18. XI. wurde der neue Lehnbrief ausgestellt, drei Tage darauf leistete Reimann den Lehnseid. So war Goethe das vor 5½ Jahren, am 22. VI. 1798, mit frohen Hoffnungen übernommene Gut glücklich und noch mit einigem Vorteil wieder losgeworden. Die Lösung ging glatt von statten. Am 19. VI. bescheinigt er (ungedruckt):

„Ich Endesgesetzter bekenne hiermit, daß mein zeitheriger Gutspachter, Herr Immanuel Reimann zu Ober Roßla, mir diejenigen 100 Rthlr Pacht Cautionsgelder, wofür ein von dem Stadtrath zu Buttstedt, unterm 3. VI. 1801 ausgestellter Cautionsschein eingelegt worden, dato an mich baar in Lbthlr zu 39 Gr bezahlt, und mich dadurch wegen der contractmäßigen Ansprüche völlig sicher gestellt hat. Ich nehme daher keinen Anstand, die im besagten Cautionsschein enthaltenen Reimannschen Grundstücke hiermit von der diesfallsigen Hypothek ganz freyzusprechen, und habe nicht nur den angezogenen Cautionsschein zu dessen Cassation retradirt, sondern auch diese Erklärung eigenhändig unterschrieben und mit meinem angebohrenen Petschaft bekräftigt.

W. 9. VI. 1803. J. W. v. Goethe."

Und am 2. VIII. 1804 erklärte er zu Protokoll: „er habe an den Käufer seines vormaligen Guts zu Ober-Roßla keine

Anforderung mehr und wären die Kaufgelder völlig an ihn bezahlt worden." —

Nur ein kurzer Blick sei noch auf die weitere Entwicklung des Gutes geworfen: es ging abwärts damit, Reimanns fernerer Weg war ein Leidensweg.

Schon im Juni 1804 wurde er vorstellig, noch einen größeren Teil der Feldgrundstücke in freier Auktion zerschlagen und veräußern zu dürfen. Im vergangenen Winter habe er einen Fuß gebrochen und müsse zeitlebens lahm bleiben. So wünsche er, von den Feldgrundstücken außer den Gärten und Wiesen nur so viel zu behalten, als er mit einem Pferde bearbeiten lassen könne. Er mache sich verbindlich, auch unter solchen Umständen die Lehnsqualität des Gutes völlig aufrecht zu erhalten. Mit besonderem Nachdruck wies er auf das von ihm neu ausgebaute „Rote Haus" hin, ein Wohnhaus, gesünder als das seitherige, außen und innen weit geschmackvoller, bequemer und geräumiger. Er erhielt die Genehmigung unter der Bedingung, daß der Lehnsnexus beibehalten und die vereinzelten Grundstücke der Jurisdiktion des Amtes Roßla untergeben, Zinsen und Lehnware jedoch auch ferner bei dem Lehn belassen würden. Schon im Oktober bat er indessen wieder um Genehmigung eines weiteren Kaufvertrages. Er hatte das seitherige alte Wohnhaus, das sog. „Schieferhaus", das nicht nur sehr baufällig, sondern neben den übrigen Gebäuden für die nunmehr verkleinerte Wirtschaft auch zu groß sei, nebst einem Teile von Hof, Scheunen und Stallungen für 900 Tlr. an den Mühlenpachter Bierlich verkauft. Auch das wurde ihm zugestanden. — Im März 1806 kam der geplagte Mann abermals:

„Unglücksfälle, anhaltendes Hauskreuz haben mich genöthigt, verschiedene Schulden zu würken und . . den Entschluß zu fassen, entweder den Rest . . zu verkaufen, oder ein Capital von 4000

Thlrn darauf zu borgen. Da ich aber weder mit dem einen noch mit dem andern glücklich gewesen . . . unterwinde ich mich . . ob necessitatem urgentem demüthigst zu bitten, den fernerweiten einzelnen Verkauf . . zu erlauben. Mein Nothstand beruht größten Theils in notorietate."

Das zur Unterstützung seines Gesuches gemachte Angebot, 100 Tlr „ad pias causas" zu zahlen, glaubte er mit Hinweis auf fünf unerzogene Kinder, deren Mutter schon sehr lange hart darnieder liege, bald wieder zurückziehen zu sollen. Durch neues Unglück habe er jetzt auch noch einen steifen Arm davongetragen. Da erteilte die Regierung, mit Genehmigung des Herzogs vom 29. VIII. 1806, die Erlaubnis zur Veräußerung der noch zum Gut gehörigen Grundstücke dergestalt, daß der Lehnsnexus des bisherigen Gutes gänzlich aufgehoben und auch die Restgrundstücke der Jurisdiktion des Amtes Roßla unterworfen würden; auch der Tröbelgarten solle fortan dahin gehören. Nur für seine Person solle dem Reimann noch der Gerichtsstand unter der Regierung verstattet sein. So war das Ende des freien Lehnguts zu Ober-Roßla. Es spielte sich ab um die Zeit von Jena und Auerstädt. Die allgemeinen schweren Bedrängnisse mögen zur Beschleunigung des Niederganges wesentlich mit beigetragen haben. Die Urkunde über die gänzliche Zerschlagung des Gutes ist unterzeichnet:

„Geben. Weimar den 16. September 1806.

Im Namen und im Auftrag unseres Herrn Vaters Gnad.

Carl Friedrich

Erb-Printz von SachsenWeimar."

Der Herzog befand sich schon draußen bei der Armee.

Um diese Zeit, am 24. IX., kam auch Goethe noch einmal durch sein ehemaliges Gut. Er war von Karl August, der die Avantgarde des Fürsten Hohenlohe führte und sein Hauptquartier nach Nieder-Roßla verlegt hatte, gerufen

worden: „Erzeige mir den Gefallen und komme heute zu Tische nach Nieder=Roßla; wir essen schon um 1 Uhr. C. A." Mit welchen Empfindungen mag der ehemalige Guts=besitzer in diesen Tagen die Ländereien wiedergesehen haben, an die er einst frohe Hoffnungen geknüpft hatte!

Als Letztes über das Gut und seinen Pachter Reimann sei aus einem Erlasse des Herzogs vom 14. I. 1808 Fol=gendes hierher gesetzt (ungedruckt):

„Besage Zerschlagungsurkunde v. 4. VI. 1806 ist der Lehns=nerus in Ansehung des ehemaligen Erb=Lehngutes gänzlich auf=gehoben und solches der Gerichtsbarkeit des Amtes Roßla unter=worfen, jedoch in Ansehung des Tröbelgartens .. dem dermaligen Besitzer Reimann für seine Person der Gerichtsstand unter uns zugestanden worden. Reimann, der von dem ganzen Gut nichts weiter als bemeldten Tröbelgarten, worauf derselbe ein Wohn=haus erbauet, nebst einigen wenigen Zinsen noch besitzt, suchte um die Erlaubnis zur Veräußerung der Hälfte von Garten und Haus an seine Ehefrau nach. Wir trugen Bedenken wegen des ihm blos für seine Person unter uns zugestandenen Gerichtsstan=des und ertheilten abschläglichen Bescheid. Er hat nun auf den Gerichtsstand Verzicht getan und sich dem Gerichtsstand des Amtes Roßla unterworfen."

Gegen das Gesuch lagen nunmehr keine Bedenken mehr vor, das Gut Ober=Roßla aber war damit in seinen letzten Rechten und äußeren Zeichen getilgt. —

Spät, in seinen ‚Tag= und Jahres=Heften', gibt Goethe selbst eine Schilderung des Roßlaer Abenteuers, so wie er es in der Erinnerung schaute und mit der durch Erfahrung und Alter gewonnenen Reife und Ruhe beurteilte. Es reizt, seinen Ausführungen zu folgen:

1797. „Eine unwiderstehliche Lust nach dem Land= und Garten=leben hatte damals die Menschen ergriffen. Schiller kaufte einen Garten bei Jena und zog hinaus; Wieland hatte sich in Oßmann=stedt angesiedelt."

1798. „Damit .. der Geist zur unmittelbaren gemeinen Natur zurückgezogen werde, folgte ich der damaligen landschaftlichen

Grille. Der Besitz des Freiguts zu Roßla nötigte mich dem Grund und Boden, der Landesart, den dörflichen Verhältnissen näher zu treten, und verlieh gar manche Ansichten und Mitgefühle, die mir sonst völlig fremd geblieben wären. Hieraus entstand mir auch eine nachbarliche Gemeinschaft mit Wielanden, welcher freilich tiefer in die Sache gegangen war, indem er Weimar völlig verließ und seinen Wohnort in Oßmannstedt aufschlug. Er hatte nicht bedacht, was ihm am ersten hätte einfallen sollen: daß er unsrer Herzogin Amalia und sie ihm zum Lebensumgang völlig unentberlich geworden. Aus jener Entfernung entstand denn . . eine gewisse, kaum zu beschwichtigende Unruhe."

Goethe hat hier anzufügen unterlassen, daß auch er bei seinem Erwerb nicht seine dauernden unlösbaren Verbindungen mit dem Weimarer Leben bedacht hatte, daß durch die Aufrechterhaltung derselben aber und durch seine Beanspruchung mit so vielen auf ganz anderen Gebieten liegenden Fragen geistigen Schaffens das Roßlaer Unternehmen von vornherein zur Unfruchtbarkeit verurteilt war. Die auch ihn beherrschende, nicht zu beschwichtigende Unruhe ließ die dauernde, eingehende und liebevolle Hingabe an die ländlichen Beschäftigungen nicht zu, die doch die erste Grundlage bildet für die Fruchtbarmachung eines ländlichen Besitzes. — Erst 1801 berichtet er wieder:

„Auch die Verhältnisse, in die ich durch den Besitz des Freiguts zu Roßla gekommen war, forderten aufmerksame Teilnahme für einige Zeit [!], wobei ich jedoch die Tage, die mir geraubt [!] zu werden schienen, vielseitig zu benutzen wußte. Der erste Pachter war auszuklagen, ein neuer einzusetzen, und man mußte die Erfahrungen für etwas rechnen, die man im Verfolg so fremdartiger Dinge nach und nach gewonnen hatte."

Deutlicher konnte es kaum zum Ausdruck kommen, daß es an dem zur gedeihlichen Entwicklung nötigen Eingehen fehlte. Goethe erachtete die Zeit, die er den Gutsangelegenheiten durchaus widmen mußte, für einen Raub an anderen, ihm wichtigeren Dingen, und tröstete sich mit dem

Gewinn an Erfahrungen, die man doch auch „für etwas rechnen" müsse!

„Zu Ende März war ein ländlicher Aufenthalt schon erquicklich genug. [Er mochte namentlich nach der im Januar überstandenen „grimmigen Krankheit" heilsam auf ihn wirken. Aber] Ökonomen und Juristen überließ man das Geschäft und ergötzte sich einstweilen in freier Luft, und weil die Conclusion ergo bibamus zu allen Prämissen paßt, so ward auch bei dieser Gelegenheit manches herkömmliche und willkürliche Fest gefeiert; es fehlte nicht an Besuchen, und die Kosten einer wohlbesetzten Tafel vermehrten das Deficit, das der alte Pachter zurückgelassen hatte."

Es war der längste Aufenthalt — vom 25. III. bis zum 14. IV., volle drei Wochen — den Goethe überhaupt auf seinem Besitztum genommen hat. Die Seinigen waren vorausgegangen. Christiane hatte das bei der Verpachtung vorbehaltene Absteigequartier wohnlich eingerichtet, alles zur Verpflegung Erforderliche wohl vorbereitet und geordnet. Da kamen einmal Dem. Matiegzek, der Kammerrat Ridel und der Bauinspektor Brunnquell, die alle mit dem Pfarrer und dem um die Erwerbung verdienten Steffany zu Tische gezogen wurden; da kam Herr v. Wolzogen auf der Durchreise, während ein andermal Wieland, dann wieder Mellish, v. Stein und v. Bergheim Tischgäste waren. Da verschmähte es selbst der von Berlin zurückkehrende Herzog nicht, bei der Durchreise eine halbe Stunde abzutreten. Die Gutsangelegenheiten nahmen allerdings manche Stunde in Anspruch, denn da waren Holzschläge zu regulieren, mit dem neuen Pachter Pflanzungen und Felder durchzugehen und die Vorräte zu notieren; namentlich erforderte der Tröbel und die dortige wild gewordene Quelle viel Aufmerksamkeit. Daneben blieb aber doch noch Zeit zum Lesen und eignen Schaffen, am ‚Faust', und zum Betrachten der Natur, so einer Mondfinsternis. Ein bewegtes und vielseitiges Leben.

„Der neue [Pachter] war ein leidenschaftlicher Freund von Baumzucht; seiner Neigung gab ein angenehmer Thalgrund von dem fruchtbarsten Boden Gelegenheit zu solchen Anlagen. Die eine buschige Seite des Abhangs, durch eine lebendige Quelle geschmückt, rief dagegen meine alte Parkspielerei zu geschlängelten Wegen und geselligen Räumen hervor; genug es fehlte nichts als das Nützliche, und so wäre dieser kleine Besitz höchst wünschenswerth geblieben. Auch die Nachbarschaft eines bedeutenden Städtchens, kleinerer Ortschaften, durch verständige Beamte und tüchtige Pächter gesellig, gaben dem Aufenthalt besondern Reiz; die schon entschiedene Straßenführung nach Eckartsberga, welche unmittelbar hinter dem Hausgarten abgesteckt wurde, veranlaßte bereits Gedanken und Plane, wie man ein Lusthäuschen anlegen und von dort an den belebenden Meßfuhren sich ergötzen wollte; so daß man sich auf dem Grund und Boden, der einträglich hätte werden sollen, nur neue Gelegenheiten zu vermehrten Ausgaben und verderblichen Zerstreuungen mit Behagen vorbereitete."

Es möchte scheinen, als ob der Besitz schon hätte einträglich werden können, wenn man ihm fortgesetzt nur so viel Arbeit, Aufsicht und Liebe zugewendet hätte, wie nur in diesen drei Wochen. Doch daran fehlte es. Zwar war Goethe noch einmal auf neun Tage, vom 23. bis 30. April, zur eigentlichen Übergabe an den neuen Pachter und zu ähnlich geselligem Leben draußen. Danach erschien er in diesem Jahre aber nur noch auf einem Tagesausfluge im Herbst.

Der Bericht von 1802 ist auf den gleichen Ton gestimmt, doch läßt er deutlich erkennen, wie die Freude am Besitztum nachgelassen, ja wie schon ein Unbehagen darüber sich eingestellt hatte. Goethe war im April sieben Tage in Roßla und ließ sich im übrigen nur zweimal im ganzen Jahre auf kurzen Tagesausflügen draußen sehen. Man muß zu seiner etwas verdrossen klingenden Angabe: der Besitz des Gutes habe „zu manchen Hin- und Herfahrten" Veranlassung gegeben, schon diese Tatsache in Vergleich ziehen. Und er fährt fort:

„Zwar hatte sich schon deutlich genug hervorgethan, daß wer von einem so kleinen Eigenthum wirklich Vortheil ziehen will, es selbst bebauen, besorgen und, als sein eigner Pachter und Verwalter, den unmittelbaren Lebensunterhalt daraus ziehen müsse, da sich denn eine ganz artige Existenz darauf gründen lasse, nur nicht für einen verwöhnten Weltbürger. Indessen hat das sogenannte Ländliche, in einem angenehmen Thale, an einem kleinen baum- und buschbegrenzten Flusse, in der Nähe von fruchtreichen Höhen, unfern eines volkreichen und nahrhaften Städtchens, doch immer etwas, das mich Tage lang unterhielt, und sogar zu kleinen poetischen Productionen eine heitere Stimmung verlieh. Frauen und Kinder sind hier in ihrem Elemente, und die in Städten unerträgliche Gevatterei ist hier wenigstens an ihrem einfachsten Ursprung; selbst Abneigung und Mißwollen scheinen reiner, weil sie aus den unmittelbaren Bedürfnissen der Menschheit hervorspringen ... Auch Wielanden fing dieser Naturzustand an bedenklich zu werden."

Im März kam das kleine Erlebnis mit der stark angeschwollenen Quelle im Tröbel. Christiane war mit Augustchen und Meyer hinausgewesen, Goethe ließ sich aber auch durch die bewegten Schilderungen der Seinigen nicht von Jena aus herüberlocken. Erst am 5. April kam er hinaus und teilte hier auf wenige Tage seine Zeit zwischen dichterischer Tätigkeit, geselligem Verkehr und nach außen gerichteten Sorgen. Am Sonntag wünschte er Schiller und Meyer mit den Seinigen draußen zu haben; an einem anderen Tage erschienen Kirms und der Professor Genz in Sachen des Lauchstädter Theaterbaues. Da mag mit Genz auch die Erbauung eines kleinen Gartenhauses zum Ausblick nach der (übrigens in ziemlicher Entfernung vorbeiziehenden) neuen Landstraße hin besprochen worden sein. Von einer Beschäftigung mit landwirtschaftlichen Dingen in diesen Tagen findet sich keine Andeutung.

1803 aber berichtet er befriedigt und erleichteten Herzens:

„Gegen Ende des Jahrs erlebte ich das Glück mein Verhältnis zu den Erdschollen von Roßla völlig aufgehoben zu sehen. War der vorige Pachter ein Lebemann und in seinem Geschäft leichtsinnig und nachlässig, so hatte der neue als bisheriger Bürger einer kleinen Landstadt eine gewisse eigene kleinliche Rechtlichkeit, wovon die Behandlung jener bekannten Quelle ein Symbol sein mag. Der gute Mann, in seinen Gartenbegriffen einen Springbrunnen als das Höchste befindend, leitete das dort mäßig abfließende Wasser in engen Blechröhren an die niedrigste Stelle, wo es denn wieder einige Fuß in die Höhe sprang, aber statt des Wasserspiegels einen Sumpf bildete. Das idyllische Naturwesen jenes Spaziergangs war um seine Einfalt verkümmert, so wie denn auch andere ähnliche Anstalten ein gewisses erstes Gefallen nicht mehr zuließen."

Einzuschalten wäre hier, daß jenes erste fröhliche Gefallen doch wohl hauptsächlich deshalb sich nicht wieder einstellen konnte, weil die im Vorjahrsbericht niedergelegte Erkenntnis zum Durchbruch gelangt war, daß er sich mit dem Ankauf des Gutes in mancherlei Hinsicht verrechnet hatte. Er berichtet weiter:

„Zwischen allem diesem war der häusliche Mann doch auch klar geworden, daß die Besitzung für den, der sie persönlich benutze, ganz einträglich sei, und in dem Maße wie mir der Besitz verleidete, mußte er ihm wünschenswürdig erscheinen, und so ereignete sichs, daß ich nach sechs Jahren das Gut ihm abtrat, ohne irgend einen Verlust als der Zeit und allenfalls des Aufwandes auf ländliche Feste, deren Vergnügen man aber doch auch für etwas rechnen mußte. Konnte man ferner die klare Anschauung dieser Zustände auch nicht zu Geld anschlagen, so war doch viel gewonnen und nebenbei mancher heitere Tag im Freien gesellig zugebracht."

So schließt Goethe seinen Bericht über das im ganzen doch wohl als fehlgeschlagen zu bezeichnende Unternehmen des Gutskaufes mit einer Art von philosophischer Selbsttröstung. Als er am 20. VII. der in Lauchstädt weilenden Christiane schrieb (ihn selbst hatten die Gutsverkaufsge-

schäfte in Weimar festgehalten): „Mit der Gutsübergabe ist es recht artig und glatt gegangen. Kirchner (der Kammerkonsulent) hat als Notarius sein Hocuspocus recht ordentlich gemacht, am Schlusse ließ ich etwas Kaltes aufsetzen ... Wenn Du zurückkommst, wollen wir unsern Haushalt recht schön ordnen und von alten Sünden völlig reinigen", da mag ein Gefühl der Erleichterung über ihn gekommen sein, da traten ihm wohl seine eigenen Verse in den Sinn:

„Haben's gekauft, es freut sie baß;
Eh' man's denkt, so betrübt sie das."

---

# Neue und alte Quellen

# Findlinge aus der klassischen Zeit Weimar-Jenas (I)

Mitgeteilt von Hans Gerhard Gräf

Ist der Ausdruck „Findlinge" auch mehrdeutig, so empfiehlt er sich doch für Mitteilungen, wie die hier und in späteren Bänden folgenden, denn er hat sich auf dem Gebiete der Literatur-Wissenschaft bereits gut eingebürgert, so durch das Werk Hoffmanns von Fallersleben ‚Findlinge' (1860), durch Burkhardts Veröffentlichungen ‚Klassische Findlinge' (in den ‚Grenzboten' 1873/75) und Schüddekopfs Beitrag ‚Klassische Findlinge' in den ‚Freundesgaben für C. A. H. Burkhardt' (1900). Zumal in unserm Falle, wo es sich, wenn auch durchweg um Wertvolles, so doch nur um Kleinigkeiten handelt, würde die Bezeichnung „Funde" viel zu anspruchsvoll geklungen haben.

In der hier vorliegenden ersten Gruppe sind 5 Handschriften vereinigt (Gedichte Goethes und Schillers nebst einem Briefe Schillers enthaltend), die sich sämtlich im Geheimen Haupt- und Staats-Archiv zu Weimar gefunden haben, sowie im Großh. Sächs. Haus-Archiv, dessen für das Jahrbuch in Frage kommende Bestände durch die Huld des hohen Besitzers, S. K. H. des Großherzogs Wilhelm Ernst von Sachsen, in dankenswertester Weise uns zugänglich gemacht worden sind. Auch in der Folge darf aus beiden Archiven noch manches wertvolle Stück dargeboten werden; Verwandtes aus anderen Sammlungen wird sich anschließen.

*

## 1. Die Elegie ‚Hermann und Dorothea' und zwei Vierzeiler Goethes

In dem Aktenband „A XIX Carl August Nr. 123 Fasc. 2" des Großh. Sächs. Haus-Archivs findet sich (worauf Felix Pischel mich freundlichst aufmerksam gemacht hat) auf Blatt 73/74, mitten unter Briefen des Herzogs an seinen Geheimen Rat Christian

Gottlob Voigt aus dem Jahre 1798, eine Abschrift der Elegie ‚Hermann und Dorothea‘ von der Hand eines unbekannten Schreibers. Da die in ihr vorliegende Fassung des Gedichts von den beiden bisher allein bekannten Handschriften[1] an manchen Stellen abweicht, wird eine Wiedergabe in vollem Wortlaute willkommen sein.

Entstanden ist die Elegie 1796 Ende November oder in den ersten Dezembertagen, als Ankündigung des Epos gleichen Namens. Am 7. und 8. Dez. sendet Goethe sie in Abschrift an Schiller und Körner, vielleicht auch schon an Knebel; und es ist anzunehmen, daß Karl August gleichfalls noch im alten Jahre das Gedicht kennen gelernt hat. Wie unsre Abschrift (die schwerlich von Goethe veranlaßt worden ist) in den Aktenband geriet, läßt sich nicht sagen; Karl Augusts Briefe an Voigt geben, soviel ich sehe, keine Auskunft darüber. Auf beide Freunde Goethes aber wird die Elegie jenen „eigenen, tiefen, rührenden Eindruck" gemacht haben, „der keines Lesers Herz, wenn er eins hat, verfehlen kann" (Schiller an Goethe, 9. Dez. 1796). Knebel rief entzückt aus: „Wie wohl thun die Töne, die unmittelbar aus der Brust hervordringen!" (Briefwechsel zwischen Goethe und Knebel 1, 137). Und in der Tat: „Ein Hauch menschlich-natürlicher Lebenseinfalt, ein Zug rührender Vertraulichkeit und lieber Herzlichkeit durchweht das Gedicht und macht es zu einem der wirkungsvollsten";[2] ja, ich möchte glauben: im ganzen weiten Umkreis von Goethes Lyrik finde sich kein Gedicht, bei dem es uns in höherem Grade vergönnt wäre, in des Dichters Gemüt „wie in den Busen eines Freunds zu schauen". Und die Mahnungen, die Goethe in den Schlußversen seinen Freunden ans Herz legt, sie klingen, als säng er sie seinem deutschen Volke von heute ins Herz.

## Elegie.

Also das wäre Verbrechen, daß einst Properz mich begeistert,
daß Martial sich zu mir auch, der Verwegne, gesellt?
Daß ich die Alten nicht hinter mir ließ die Schule zu hüten,
daß sie aus Latium gern mir in das Leben gefolgt?

[1] Im Goethe- und Schiller-Archiv; beschrieben in Goethes Werken 1, 431. 2, 364 (vergl. Goethe-Jahrbuch 13, 228 und Heinrich Düntzer: Goethes lyrische Gedichte, Antiker Form sich nähernd. Elegien[3] S. 200). — [2] Victor Hehn: Über Goethes Gedichte S. 289.

Daß ich Natur und Kunst zu schauen mich treulich bestrebe,
daß kein Name mich täuscht, daß mich kein Dogma beschränkt?
Daß nicht Stand und Rang und Geschäft mich, den Menschen, verändert,
daß ich der Heucheley dürrseelige Maske verschmäht[1]?
Solcher Fehler, o Muse! die du so emsig gepfleget,
zeihet der Pöbel mich, Pöbel nur sieht er in mir!
Ja sogar der Bessere selbst, der gutmüthige Deutsche
will mich ändern[2]? doch du, Muse, befiehlst mir allein!
Denn du bist es allein, die mir die innere Jugend
frisch erneuert und sie mir bis zu Ende verspricht.
Aber verdopple nunmehr, o Göttin! die seelige[3] Sorgfalt,
ach den Scheitel umwallt reichlich die Locke nicht mehr.
Da bedarf man der Kränze, sich selbst und andre zu täuschen,
kränzte doch Cäsar selbst nur aus Bedürfniß das Haupt.
Hast du ein Lorbeerreis mir bestimmt, so laß es am Zweige
weiter grünen und gieb einst es dem Würdigern hin.
Aber Rosen winde genug zum häußlichen Kranze, —
bald als Lilien schlingt silbern die Locke sich durch.
Schüre die Gattin das Feuer, auf reinlichen Heerde zu kochen,
werfe der Knabe das Reis spielend geschäftig dazu.
Laß den Wein nicht fehlen im Becher, gesprächige Freunde,
gleichgestimmte, herein! hier sind noch Kränze für euch.
Erst die Gesundheit des Mannes, der uns vom Namen Homeros
kühn befreyend uns auch ruft in die vollere Bahn!
Denn wer wagt mit Göttern zu kämpfen, und wer mit den Einen?
doch Homeride zu seyn, auch nur als letzter, ist schön!

[1] Aus verschmähte. — [2] In Lücke von anderer (wie mir scheint: Voigts) Hand nachgetragen. — [3] Aus zärtliche.

Darum hört das neuste Gedicht. † Noch einmal getrunken,
euch besteche der Wein, Freundschaft und Liebe das Ohr!
Deutschen führ' ich euch zu in die stillere Wohnung,
wo sich nach der Natur menschlich der Mensch noch erzieht.
Uns begleite der Geist des Mannes, der seine Luise
rasch dem würdigen Freund uns zu entzücken verband.
Auch die traurigen Bilder der Zeit, sie führ' ich vorüber,
aber es siege der Muth in dem gesunden Geschlecht!
Hab' ich euch Thränen in's Auge gelockt und Lust in die Seele
singend geflößt, so kommt, drücket mich herzlich an's Herz.
Weise denn sey das Gespräch, uns lehret Weisheit das Ende
des Jahrhunderts, denn wen hat das Geschick nicht geprüft?
Blicket heiterer nun auf jene Schmerzen zurücke,
wenn euch ein frölicher Sinn manches entbehrlich erklärt.
Menschen lernten wir kennen und Nationen, so laßt uns
unser eigenes Herz kennend, uns dessen erfreun.

† Herrmann und Dorothee, ein episches Gedicht in 6 Gesängen.[1]

*

Zwei im Geheimen Haupt- und Staats-Archiv befindliche Handschriften von Gedichten Goethes sind bedauerlicherweise, wie die Abschrift der Elegie ‚Hermann und Dorothea', gleichfalls nicht für die Sophien-Ausgabe der Werke benutzt worden: zwei Vierzeiler, die sich in der großen Autographen-Sammlung des Archivs (Band „Autographen der klassischen Zeit", Blatt 28) finden:

1. Das Gedicht „Großen Fluß hab' ich verlassen", für den Bibliothek-Sekretär Kräuter, unter Rosette Städels Zeichnung: Frankfurt am Main mit der Sachsenhausener Brücke (Werke 4, 140. 5 II, 99). Die Verse, von Goethe eigenhändig in lateinischen Lettern auf einen schmalen Streifen Konzeptpapiers geschrieben, lauten (in Vers 2 und 3 abweichend vom Wortlaut des Druckes):

[1] Die Einteilung in 9 Gesänge, nach der Zahl der Musen, wurde erst später vollzogen.

Groſſen Fluſs hab ich verlaſsen
Einem kleinern mich zu weyhn;
Sollte dieser doch die Quelle
Manches Guten, Schönen seyn.
W. 15. Jun. 1826.

2. Das am 7. Nov. 1825 oder früher entstandene Zahme Xenion, dessen Goethe sich zweimal als Widmung unter sein Bildnis bediente (1826 unter den Hamburger Steindruck von Bendixen nach Vogel, 1827 unter den Berliner Steindruck von Jab nach Sebbers), und das er vielfach zu Geschenken benutzte (Werke 3, 312). Es findet sich, vom Sekretär J. A. F. John geschrieben, auf der Rückseite des unter 1. genannten Papierstreifens und lautet (mit abweichendem Wortlaut in Vers 2):

Liegt dir Gestern klar und offen,
Wirkst du Heute kräftig treu;
Kannst auch auf ein Morgen hoffen,
Das nicht minder glücklich sey.

„Gestern" und „Heute" ist von Goethe eigenhändig mit Bleistift aus „gestern" und „heute" geändert worden. Daraus geht also klar hervor, daß künftighin stets „Heute" gedruckt werden muß (nicht „heute", wie die Weimarer Ausgabe druckt, auch die Jubiläums-Ausgabe (4, 75), entgegen den bisher bekannten Handschriften und entgegen der Ausgabe letzter Hand). „Wirkst du Heute" ist demnach zu verstehen als „das Heute" oder „ein Heute", genau so wie in dem Zahmen Xenion (Werke 3, 284): „‚Was lassen sie denn übrig zuletzt, / Jene unbescheidnen Besen?' / Behauptet doch Heute steif und fest, / Gestern sei nicht gewesen"; und in dem andern (Werke 3, 312): „Das Schlimmste, was uns widerfährt, / Das werden wir vom Tag gelehrt. / Wer in dem Gestern Heute sah, / Dem geht das Heute nicht allzu nah, / Und wer im Heute sieht das Morgen, / Der wird sich rühren, wird nicht sorgen."

## 2. Einträge Goethes und Schillers im Stammbuch des Grafen v. Oertzen.

Unter den eigenhändigen Niederschriften des Großherzogs Karl Friedrich (im Großh. Sächs. Haus-Archiv zu Weimar) findet sich

in dem Aktenband „A XXII Carl Friedrich Nr. 559" auf Blatt 48b folgende Aufzeichnung:

Ein Churfürstl. Sächs. Ober-Forstmeister Baron von Oertzen, welcher sehr geistlos war, besuchte, sein Stammbuch in Folio-Format mit sich führend, im J. 1803 oder 4, auf längere Zeit, Weimar. Besagten Cavaliers Wunsch gemäß, schrieben sich in jenes Buch Goethe nebst Schiller ein und zwar Ersterer Folgendes:

Die Straße nach Athen ist nicht für Jedermann.

Schiller setzte hinein:

Die Weisheit wohnte sonst auf großen Folio-Bogen,
Der Freundschaft war ein Taschenbuch bestimmt;
Jetzt, da die Weisheit sich in's Kleine hat gezogen,
Und leicht, wie Kork, in Almanachen schwimmt,
Hast Du ....... ein hoch beherzter Mann ...!
Dieß ungeheure Haus der Freundschaft aufgethan.
...... Fürchtest Du nicht (ich muß Dich ernstlich fragen)
An so viel Freunden gar zu schwer zu tragen ...?

Graf Oertzen, den Goethes Tagebuch mehrfach nennt (Weimar 1804 II 22, Karlsbad 1806 VII 5. 7. 10. 15, Weimar 1816 XI 28), hatte in dem lustigen Lauchstädter Sommer des Jahres 1803 zu den eifrigen Kurmachern der „Demoiselle Vulpius" gehört; manche heitere Schnurre weiß Christiane in ihren Briefen davon zu berichten[1], und so machte es Goethen besondere Freude, daß er ihr drei Jahre später von Karlsbad aus mitteilen konnte (1806 VII 21): „Von deinen Bekannten wüßt' ich niemand hier, außer den dicken Herrn von Oertzen, den die Frauenzimmer [Christiane und Caroline Jagemann] in Lauchstädt vor ein paar Jahren einander abspänstig machten. Er treibt sein altes Wesen fort, aller Welt die Kur zu machen." (Ob es sich bei dem Vermerk in Goethes Tagebuch vom 15. VII. 1806: „Graf Rzewusky mit dem Stammbuch. Oertzen deklamirte", um das Stammbuch Rzewuskys oder Oertzens handelt, bleibe dahingestellt.)

[1] Vergl. Goethes Briefwechsel mit seiner Frau 1, 387. 390. 397/9. 408.

Goethes Eintrag, bisher unbekannt, geht offenbar zurück auf das alte griechische Sprichwort: *Οὐ παντὸς ἀνδρὸς εἰς Κόρινθον ἔστ' ὁ πλοῦς*, das Horaz (Epist. I 17 An Scäva, Vers 36) wiederholt: Non cuivis homini contingit adire Corinthum, und das Wieland in seiner Verdeutschung von Horazens Episteln übersetzt[1]: „Die Reise nach Korinth ist keine Sache / für jedermann", und mit der Erläuterung versieht: „Dies war ein bekanntes Sprüchwort (s. Erasmi Adag. IV 4. 68 [in der von mir benutzten Ausgabe Basileae MDLXXIIII pag. 106 Chil. I Cent. IV: I. Non est cuiuslibet Chorinthum appellere]), um dessen Ursprung wir uns hier nicht bekümmern wollen; genug, daß es von Unternehmungen gebraucht wurde, wozu Geschicklichkeit und Herz gehörte, und daß es Horaz hier in diesem Sinne nimmt. Sein Räsonnement läuft, däucht mich, darauf hinaus: ‚Die erste Frage ist, ob du zu Korinth was zu suchen hast, das der Mühe wert ist oder nicht? Ich setze den ersten Fall; so ist nun die zweite Frage: ob du dir dahin zu kommen getraust? Denn die Sache hat ihre Schwierigkeiten. Schrecken dich diese ab, fühlst du voraus, daß du stecken bleiben würdest: so tust du am besten, du bleibst zu Hause. Da ist aber ein anderer, der eben das in Korinth zu suchen hat, was du, und der sich durch die Gefahr nicht abschrecken läßt. Er sagt sich selbst: was ich suche, ist nun einmal zu Korinth und sonst nirgends; ich muß also nach Korinth, es koste, was es wolle: und damit wagt er's, kommt glücklich hinein, erhält, was er gesucht hat, und Ehre und Preis noch oben drein.'" Warum Goethe „Athen" setzt statt „Korinth", bleibt fraglich; daß er sagen will: für den Besitzer des Stammbuchs ist die Straße nach Athen nichts, scheint klar. Auch in

Schillers Eintrag finden wir die gutmütige Ironie wieder. Wohl möglich, daß die Verse im Juli 1803 entstanden sind, wo Schiller sich gleichzeitig mit Graf Oertzen in Bad Lauchstädt befand. Von den meisten Herausgebern wird das Gedicht in die Zeit von Schillers Aufenthalt in der schwäbischen Heimat 1793/4 gesetzt; Goedeke (Schillers sämmtliche Schriften 11, XV und 12) nahm an: es handle sich um das Stammbuch des Freundes Rapp in Stuttgart. Von den Drucken in Schillers Werken, wo

[1] Neue, verbesserte Ausgabe (Leipzig 1790) 1, 265. (In Bacmeister-Kellers Übertragung, Leipzig 1891, S. 64: „Nicht ein jeder gelangt nach Korinth".)

es die Überschrift ‚In das Folio-Stammbuch eines Kunstfreundes‘ trägt, weicht die hier mitgeteilte Fassung an mehreren Stellen ab.

### 3. Ein unbekannter Brief Schillers an Goethe.

[Jena, 13. Januar oder 29. April 1797?]

Ich sende Ihnen zum Desert allerley litterarische Curiosa die Horen und unsern Almanach betreffend. Man sieht doch bey diesen Leuten einen weniger schlechten Willen, obgleich das Vermögen schwach ist. Haben Sie die Schnurren gelesen, so seyen Sie so gütig, sie mir gleich wieder zurückzuschicken.

Heute Abend bleiben Sie doch bey uns?

Sch.

Diesen eigenhändigen, undatierten Brief fand ich in dem (schon zu Nr. 1 genannten) Bande „Autographen der klassischen Zeit“ der Autographen-Sammlung des Haupt- und Staatsarchivs in Weimar, und zwar lose inliegend. Das werte Blatt (nunmehr in die Masse des im Goethe- und Schiller-Archiv ruhenden Briefwechsels eingeordnet) trägt oben rechts die von fremder Hand mit Blei geschriebene Ziffer „99“, der keine Ziffern in den übrigen Briefen Schillers an Goethe entsprechen. Unten rechts steht, gleichfalls in Blei von anderer fremder Hand: „März 96“. Diese Datierung ist sicher unrichtig, denn der Wortlaut läßt unzweifelhaft darauf schließen: daß „unser Almanach“, d. h. der ‚Musen-Almanach für das Jahr 1797, herausgegeben von Schiller‘, der sogenannte „Xenien-Almanach“, nicht nur bereits erschienen war, sondern daß auch schon der „schlechte Wille“ sich in Gegenschriften öffentlich geäußert hatte. Der Versand des Almanachs erfolgte Ende September 1796. Während der letzten Monate dieses Jahres war Goethe nicht in Jena, sondern teils in Weimar, teils in Ilmenau und Leipzig. Von Leipzig kehrte er erst am 10. Januar 1797 zurück; drei Tage später, am 13. Januar, war er für einen Tag in Jena und abends bei Schiller. Dies würde gut passen zu den letzten Worten des Briefes, aus denen Albert Leitzmann glaubt den Schluß ziehen zu können: daß es sich hier um einen ganz kurzen Aufenthalt Goethes in Jena handle, wofür auch, wie er meint, die Bitte um schnelle Rückgabe der „Schnurren“ spreche. Was

unter diesen „Schnurren" zu verstehen ist, hat noch nicht ermittelt werden können; vielleicht gelingt es noch. Und vielleicht würde dadurch eine genauere Datierung möglich; für jetzt scheint mir der 13. Januar 1797 der früheste in Betracht kommende Zeitpunkt, weiterhin wäre zu denken, wenn man Leitzmanns Vermutung teilt, an den 12. Februar (mir unwahrscheinlich) und endlich an den 29. April 1797, unter dem Goethes Tagebuch vermerkt: „Abends bei Schiller."

---

# Neue Mitteilungen aus Goethes amtlicher Tätigkeit

Von Fritz Hartung (Halle an der Saale)

Die im Folgenden mitgeteilten Aktenstücke stammen sämtlich aus dem Großh. Geh. Haupt- und Staatsarchiv zu Weimar. Daß sie im Wortlaut abgedruckt werden, bedarf wohl keiner Rechtfertigung. Wenn schon jede neu aufgefundene, noch so kurze schriftliche Aufzeichnung Goethes auf Interesse rechnen darf, so verdienen diese Aktenstücke es ganz besonders, bekannt zu werden; denn sie unterrichten uns über einen Zweig von Goethes Wirksamkeit, über den wir trotz manchen Veröffentlichungen noch immer recht wenig wissen. Meine ursprüngliche Absicht, dem Abdruck eine ausführliche Einleitung über Goethes amtliche Tätigkeit vorauszuschicken, mußte ich der Papiernot wegen unausgeführt lassen. Da die einzelnen Stücke keinen inneren Zusammenhang unter einander haben, kann eine solche Einleitung ja auch entbehrt werden; mein in Band 2 des Jahrbuchs veröffentlichter Aufsatz über das erste Jahrzehnt der Regierung Karl Augusts mag als Ersatz dienen, denn fast alle Stücke stammen aus der Zeit vor der italienischen Reise. Entbehrlich ist die Einleitung aber auch noch aus einem anderen Grunde: was wir brauchen, ist nicht eine Einleitung, die das Thema „Goethe als Staatsmann" doch nicht erschöpfen könnte, sondern eine gründliche, auf Durchforschung des gesamten Stoffes aufgebaute Bearbeitung dieser bisher nur oberflächlich angegriffenen Aufgabe.

1. Verfügung vom 15. I. 1779 über die Ersetzung der Landkompagnie des Amtes Ilmenau (B 39664).

Aus Ersparnisgründen war das Landregiment, das militärisch niemals etwas bedeutet hatte und nur im Lande zur Aufrechterhaltung der Ruhe, zum Wach- und Polizeidienst verwendet worden war, im Sommer 1778 aufgehoben worden. Der Einwand

der Regierungen, daß man für die öffentliche Sicherheit, namentlich zu den gelegentlich notwendigen Streifungen gegen Landstreicher, zu Arretierungen und zur Bewachung von Verhafteten das Landregiment nicht entbehren könne, mindestens einen Ersatz in einem Landausschuß brauche, wurde durch eine Verfügung vom 28. X. 1778 zurückgewiesen; zu allen diesen Aufgaben könnten die Untertanen ohne weiteres herangezogen werden, bloß für Wachdienst sollte ihnen eine Entschädigung gezahlt werden. Da sich das Amt Ilmenau nicht mit diesem Bescheid zufrieden gab und die weimarische Regierung unter dem 30. XII. dessen Antrag dem Geheimen Conseil vorlegte, entwarf Goethe eigenhändig das nachstehende Reskript, das die Zustimmung des Herzogs und der beiden andern Geheimen Räte fand. Daß ich die Kurialien, die Goethe mit Abkürzungen bezeichnet hat, hier vollständig abdrucke, geschieht nicht aus Pedanterie, sondern zum besseren Verständnis des unter 4 folgenden Gutachtens über den Kanzleistil.

Ad Regimen Vinariense den von dem Amte Ilmenau wegen Beybehaltung einiger bewehrten Mannschaft von der dasigen aufgehobenen Land=Compagnie beschehenen Antrag betr.

Von Gottes Gnaden Carl August Herzog zu Sachsen p.

Veste und Hochgelahrte, Räthe, liebe Getreue. Es ist Uns aus demienigen Bericht, welchen Ihr, durch den bey Euch von dem Amte Ilmenau, daß einige bewehrte Mannschaft von der dasigen aufgehobenen Land Compagnie zu Streifungen, Arretirungen und Transporten, wegen der dasigen Spezial=Verfassung beybehalten werden möchte, beschehenen Antrag, anhero zu erstatten veranlaßt worden, sowie zugleich aus denen anbey zurückfolgenden Akten der gehorsamste Vortrag geschehen. Ob Wir nun zwar bey der Entschließung, die in dem Amte Ilmenau etwa nötige Hülfe auf den Fus der übrigen Aemter einrichten zu lassen, zu beharren für räthlich erachten; so wollen Wir jedoch, damit die Einwohner und Unterthanen keine beschwerliche Neuerung befürchten mögen, die alte Einrichtung, was die Be=

zahlung betrifft, dergestalt beybehalten wissen, daß die Wachen, wie bevor, ohnentgeltlich verrichtet, Streifungen. Arretirungen, Transporte und was dahin gehört, hergebrachter Maase vergütet werden sollen; Wodurch alle Besorgniß einiger Widerspännstigkeit gehoben und übrigens nach der allgemeinen Ordnung auch daselbst mit hoffentlicher guter Würkung verfahren werden kan.

Welches Wir Euch andurch ohnverhalten mit dem gnädigsten Begehren, Ihr wollet das Erforderliche hiernach verfügen.

An dem geschieht Unser Wille und Wir sind Euch mit Gnaden gewogen. Geben Weimar d. 15 Januar 1779.

2. Verfügung vom 15. V. 1779 „Die Errichtung einer Art Provincial Miliz in dem Fürstenthum Eisenach betr." (B 39664).

Mit dem Reskript vom 15. I. 1779 war die Errichtung eines Landausschusses für Weimar und Ilmenau endgültig begraben. Die eisenachische Regierung aber gab nicht so leicht nach, sie betonte vor allem, daß in dem vom Hauptteil des Landes abgetrennten Amte Lichtenberg besondere Maßregeln erforderlich seien. Ihre Gründe fanden auch bei Goethe Beachtung, wie das folgende Reskript beweist. Es ist wie das vorhergehende von ihm eigenhändig entworfen worden; einige Zusätze, die von dem Geheimen Assistenzrat Schnauß herrühren, habe ich in Klammern gesetzt. Die Kurialien sind weggelassen. Die Verfügung ist zum großen Teil wörtlich in den „Umlauf" übergegangen, mit dem die eisenachische Regierung am 2. VI. 1779 die neue Einrichtung bekannt gegeben hat; dieser ist abgedruckt in F. v. Göckels Sammlung Großh. S. Weimar-Eisenachischer Gesetze, Verordnungen u. Circularbefehle (1 [1828], 247).

Wir haben referiren hören, was Ihr durch einige Vorfälle [besonders im Amt Lichtenberg] bewogen, über die Anstellung eines Ausschusses in den Aemtern des Fürstenthums Eisenach zu mehrerer Sicherheit der Unterthanen

und besserer Autorität der Beamten, anhero berichtet, und wie Ihr Euch dabey auf Eure unterthänigste Vorschläge vom 5. Aug. verg. Jahres bezogen.

Nun geben Wir [zwar] nach Erwägung der Umstände mit Remissien der Akten und Anfugen Eurem Ansuchen in der Maase statt, daß

1. ein dergleichen Ausschuß nach Proportion der Ortschaften aufgestellt und dazu die tüchtigsten Leute, auch vorerst die beim verabschiedeten Landregimente gestanden, insofern solche [noch] brauchbar [sind], genommen werden, [daß ferner]

2. alle drei Jahre damit abgewechselt werden [solle], dergestalt, daß die willigen bleiben die andern aber abgehen und neue an ihre Stelle treten, damit die Last sich nach und nach auf alle vertheile.

3. Daß ihnen nach einem schicklichen Verhältnisse [von Euch gewisse] Unteranführer zugegeben werden, die sie im nötigen Falle zusammen und in Ordnung halten, welchen zu gehorchen sie aufs schärfste anzuweisen sind, und wozu die Unteroffiziere des ehemaligen Landregiments, jedoch ohne Frohnbefreyung mit Nuzzen gebraucht werden können. [Desgleichen]

4. wollen Wir [auch] diese Mannschaft denen Oberbeamten und Aktuarien [wie auch Gerichtshaltern] und in den Dorfschaften [selbst] denen Richtern und Schultheißen, die dieses Command ohnentgeltlich zu führen haben, subordiniren, welchen der Ausschuß besondere Treue u. Gehorsam anzugeloben und in jedem Falle ihren Befehlen zu gehorchen hat.

Da Wir aber 5) Uns nicht entschließen können, solchem Ausschuße eine weitere militärische Form zu geben; so haben sie ihren Dienst in eignen Kleidern und [nur] zu einigem Unterschied eine weise Kokarde auf dem Hut tragend, [der=

gleichen sonst jedermann bey nachdrücklicher Leibesstraffe zu verbiethen ist,] und mit Stöcken bewehrt zu verrichten, da wir denn überzeugt sind, daß Ernst und gute Ordnung mehr Eindruck als das in ihren Händen unbrauchbaare [und gefährliche] Gewehr machen werden.

Wie denn auch die mindeste Widersezlichkeit gegen ein solches Commando auf das schärffste zu bestrafen und [dadurch demselben das behörige Ansehn im Dienst auf das geschwindeste zu verschaffen ist].

6) finden Wir billig daß die Unter-Anführer und Leute, wenn sie zum Dienste des Landes oder des Publici gebraucht werden, erstere täglich 4 gr., leztere aber 2 gr. von den Gemeinden, wenn aber ihre Verrichtungen Privat Angelegenheiten betreffen, von denen Interessenten jedesmal erhalten.

Wie Wir nun nicht zweifeln, daß in dieser Maaße mit einem geschickten Benehmen ieder Amtmann [und Gerichtshalter] Sicherheit und Ordnung in seinem Amte [und Gerichte] künftig wird erhalten können: [also begehren Wir hiermit gnädigst, Ihr wollet allenthalben das nöthige weitere dieser Unserer Intention gemäß besorgen und verfügen.] Sollten auch Streifungen nöthig seyn; so würde gedachter Ausschuß von einem Commando Husaren unterstützt mit gutem Nuzzen gebraucht werden können; wie denn [auch] eine solche gegenwärtig im Amte Lichtenberg mit Beytritt der Nachbarn zu veranstalten, Euch überlassen bleibt.

Geben Weimar den 15 May 1779.

### 3. Betrachtungen über die Konkurskonstitution vom 16. VIII. 1781 (B 2291).

Auf dieses Gutachten habe ich schon in meinem Aufsatz über das erste Jahrzehnt der Regierung Karl Augusts (Jahrbuch 2, 114) hingewiesen; auch auf die Vorgeschichte und den Inhalt der Konkursordnung bin ich dort so weit eingegangen, daß das Gutachten ohne neue Ausführungen verständlich ist. Es ist von

Seidel geschrieben; nach dem Tagebuch hat Goethe am 5. und 6. VIII. 1781 die Akten gelesen und am 16. die „Betrachtungen" diktiert.

Ich darf annehmen, daß es weder einem Collegio noch einem Fürsten selbst nachtheilig seyn könne, in einer einmal getrofnen Einrichtung und den Gesezen die sie bestimmen Abänderungen zu machen. Man habe bey selbigen auf die besten Absichten, man überlege alles auf das reiflichste, so verbleiben Erfahrung und Anwendung doch immer die beste Meister neuer Einrichtungen, besonders bei Verordnungen von weitem Umfange wo vielen Uebeln vorgebeugt werden soll und wo die Unvollkommenheit menschlicher Mittel bey diesem löblichen Entzweck meistentheils neue Uebel hervorzubringen pflegen. Besonders kommt der Fall vor bey dergleichen Anordnungen wo sehr viele konkurriren und wo, wenn man von den guten Gedanken eines ieden Gebrauch gemacht hat, das Resultat ehr einer Abhandlung als einem Geseze ähnlich sieht. Gegenwärtig scheint es die Nothwendigkeit zu erfordern den Punkt des Regreßes an die Taxatoren der Hypotheken, an die Gerichtsherrschaften und an den Landesherrn selbst nochmals in Überlegung zu ziehen, weil dieser den größten Schwierigkeiten unterworfen ist und die nächsten Gefahren droht. Man werfe mir nicht ein, daß diese Anordnung wohlbedächtig getroffen worden; man kann in solchen Dingen durch das schärfste Bedenken irre geführt werden. So war als man die Constitution verfertigte der Vortheil dieser Einrichtung, wenn sie einmal eingeführet wäre, zu sehr in die Augen fallend, daß man sich die entfernten Hindernisse geringer vorstellte, und den etwa draus zu befürchtenden Schaden gar nicht achtete. Die Sicherheit der Kreditoren, auf welche man die Absicht gerichtet hat, war so unwandelbar dadurch begründet, daß man sich die Beschwerden und die Gefahren der Taxatoren leichter vor-

stellte, den Schaden und Ruin der Schuldner aber nicht mit in Anschlag brachte.

Dadurch, daß in vorigen Zeiten die hypothekarischen Gläubiger so schlecht berathen waren, hat man, wie es mir scheint, sich verleiten lassen, eine allzugroße Sicherheit für sie zu suchen, anstatt daß vielleicht in der Mitte das Billige, Räthliche und Thuliche sich befindet.

Einem ieden, der ein Vermögen hat kann man zumuthen, strenge Aufsicht darüber zu führen, oder sich den Schaden der aus seiner Nachläßigkeit erwachst selbst zuzuschreiben. Wer Capitalien auszuleihen hat, für deßen Pflicht ist es zu halten, daß er sich um die Schuldner die von ihm etwas borgen wollen und die Pfänder die ihm eingesezt werden sollen und deren Sicherheit erkundige. Geht er alsdenn einen solchen Contrakt ein, so ist es nothwendig daß ihn die Geseze nach dem Verhältniße des Contraktes beistehen. Das Ehrenwort, die gute Haushaltung, die Freiheit des Menschen, sein bewegliches Vermögen, seine Grundstüke sind eben so viele Pfänder, wo immer eins sicherer und unsicherer als das andere scheint und doch, nach Beschaffenheit der Personen und der Umstände, wird oft das gerichtlich unsichre dem gerichtlich sichern vorgezogen. Bringen wir diese einem ieden zukommende Sorge für sein Vermögen mit in Anschlag so vermindern wir die Mühe und Gefahr der übrigen, die um seinetwillen sich zu beschäftigen genöthigt werden, und es tragt ein ieder das seinige zu dem allgemeinen Verhältniße mit bey. Dagegen kann ich in den Grundsäzen nach welchen die bürgerlichen Geseze zu beurtheilen sind, keine Anleitung finden, um einem oder dem andern aus der Gesellschaft dieieniege Last und Gefahr aufzuladen, welche nach der neuen Constitution der Taxator über sich zu nehmen hat. Eben so wenig, als der Fürst oder der Gerichtsherr mit dem Ersaz desienigen, was ihre Leute auf diese Weise ver=

schuldet über die Mase zu belästigen sind und alles nur damit derienige, der für die Sicherheit seines Vermögens zu sorgen, den ersten natürlichsten und bürgerlichen Beruf hat, die Hände in den Schoos lege und sich einer unbedingten Sicherheit erfreuen könne. Was oben von Kredit gesagt worden, den einer dem anderen gönnt, gilt auch hier von der Gefahr, die einer läuft oder in die er sich kommen zu können einbildet. Man denke sich den Zustand eines ordentlichen für sich und die seinen wohlbesorgten Bürgers, der bey seinem Gewerb immer Aufmerksamkeit genug braucht, bey mancherley Vorfallenheiten in Unruhe gesezt wird, verschiedenes vorkehren und hin und wieder sorgen muß um seinen Zustand in einem Gleichgewichte zu erhalten und, wenn ich mich nicht irre, so paßt diese Schilderung noch immer auf den wohlhabenden Theil unserer Mittelleute. Ein solcher wird nun zum Tarator ernannt, er soll solches Amt drey Jahre lang verwalten und eben so lang dem Creditori für den Werth des nach seiner Taxe verpfändeten Stükes stehen. Man hat alles aufgesucht um diesen lastigen Auftrag weniger beschwerlich zu machen, theils dadurch daß die Helfte nur konsentirt werden und wenn diese Helfte bei einer Subhastation nicht herauskommen sollte, der Regreß auf den Taratorem statt finden soll, noch neuerdings hat die Fürstl. Reg. durch verschiedene vorgeschlagene Modifikationen noch größere Sicherheit für vorsichtige Taratoren zu verschaffen gesucht; allein in der Ausübung wird sich weder die Furcht aus den Gemüthern verbannen noch auch der Effekt auf des Taratoris Kredit weggeben laßen. Da der Tarator drey Jahre lang tariren und zu seiner Taration zu stehen hat, so ist sein Vermögen dadurch stillschweigend verpfandet und niemand wird sich mit ihm diese Zeit über, er sey auch noch ein so guter Wirth und sonst ein bekannter verständiger Mann, abgeben. Denn wer ist bey so mancherley vorkom-

menden Fällen vor iedem Irrthum und Uebereilung bey der besten Intention, völlig von sich selbst geschweige von einem dritten sicher? Und es scheint also unvermeidlich daß der Kredit eines solchen Taxatoren so lange er ein solches Amt bekleiden und für seine Taxation stehen muß, leide. Die mancherley Verwirrung die in dem Vermögen der Leute noch hieraus entstehen würde, würde gar vielfach seyn, und sich durch eine traurige Erfahrung in den ersten Jahren bestätigen, wenn man auf dieser Einrichtung beharren wollte. Der Verwirrungen und manchfaltigen Proceßen nicht zu gedenken, wenn der Landes- oder Gerichtsherr gegen den der Creditor vorkommenden Falls den Regreß genommen, wieder an den Taxator oder dessen Erben sich erholen wolle.

Ich gehe zu denen Beschwerden über, welche die Debitoren über diese neue Einrichtung zu führen haben. Es ist klar, daß die Taxatoren, um sicher zu gehen, die Grundstücke so niedrig als sichs nur einigermaßen will thun laßen taxiren werden. Die Aemter und Gerichte, die mit ihnen gleiche Gefahr laufen, werden dazu stillschweigen und es laßen sich nur beschweerliche und unzulängliche Mittel denken wie bey vorfallenden Klagen eine Remittur zu trefen seyn möchte. Der Debitor also, deßen Grundstük schon unter den Werth herabgesezt worden, kann nur die Helfte des schon verminderten Werthes geborgt bekommen. Was folgt daraus, als daß wirklich der Werth der Grundstüke selbst herabgesezt wird. Denn es ist nicht genug daß ich ein Grundstük so hoch nuze, es kommt auch sehr viel darauf an wie hoch ich es im Fall der Noth verpfänden und wie viel ich zulezt dafür wieder erhalten kann, und es steht zu befürchten daß künftighin bey Subhastationen das auf ein Grundstük konsentirte Capital als ein Masstab des Werthes angesehen und nicht leicht ein ansehnliches drüber werde geboten werden, denn wie wenig in solchen Dingen gegen die Menschen und ihre

nächsten Bedürfniße und denen daher entspringenden und, bezüglich auf sie, auch wahren Begriffen mit Demonstration zu wirken und auszulangen sey, lehrt die öftere Erfahrung. Denn hat man nicht zum Exempel die Brandassekurazionsabgabe als eine neue auf die Häuser gelegte und ihren Werth vermindernde Last angesehen und kann man keinem, der von der Hausmiethe jährlich so viel entbehren und das an das Assekurazionsinstitut einliefern muß, begreiflich machen, daß sein Kapital sich nicht verringert habe, sondern daß die Sicherheit die er erlangt weit mehr als die geringe Zubuße werth sey. Aehnliche Arten zu schließen kommen unter dem Volke bey Gelegenheit der Constitution gleichfalls vor und ich glaube, daß es unmöglich seyn mögte, sie zu überzeugen und zu bedeuten. Wird nicht am Ende hiervon der Effekt seyn, daß jedes einzelne Grundstük und zulezt das ganze Fürstenthum unter die Helfte seines Werthes heruntergesezt wird? Ich wiederhole es noch einmal, der Credit ist etwas geistiges, kann und darf mit solchen Fesseln nicht belegt werden. Man gehe von demjenigen, der seinem Freunde aufs Wort borgt, biß zu dem der sich nur durch's Pfand in seiner Faust für versichert hält, und man wird bey den meisten Fällen sehen, daß doch der Glaube, das Zutrauen auch seinen Theil bei dem Entschluße das Geld hinzugeben gehabt hat. So ist die Erde weder als ein todter Schollen noch als eine aus sich selbst immer gleich hervorbringende Maschine anzusehen, der Mensch ist vorzüglich dabey zu betrachten. Sein Fleiß, seine Rührigkeit, Anstelligkeit, Ordnung, geben dem Creditor größere Sicherheit als ein Unterpfand. Man frage hierüber einen Capitalisten und er wird diese Behauptung gewiß mit vielen Exempeln belegen können. Durch Handel und Thätigkeit versammeln auf einem kleinen Raum die Menschen große Reichthümer. Wie billig scheint es zu seyn, daß man einem Besizer von Ländereyen

sie auch durch seine Person, durch seinen Geist, werther zu machen erlaube. Anstatt daß durch die ehernen Bande der neuen Constitution der Thätige und der Unthätige mit einem gleichen Maase gemessen werden. Zwar könnte man sagen: Es steht dem Creditor frey das übrige drauf zu borgen, allein wozu hilft da das Gesez und von wem ist zu hoffen oder zu verlangen, daß er der auserordentlichen Vortheile die ihm mit großer Beschwerniß anderer zuerkannt sind aus Gutmüthigkeit entsage? Auch hier hat Fürstl. Regierung wieder Modifikationen vorgeschlagen, die eben deswegen nicht auslangend scheinen, weil sie von dem Hauptwege abbiegen ohne die Route zu verändern. Es ist unvermeitlich, daß, wenn iezo durchaus die Consense renoviret werden, weniger als iezo auf den Grundstüken steht, nemlich nur die Helfte des noch erst zu taxirenden Werthes darauf konsentiret werde. Der Debitor kann weder das Fehlende dem Creditori ersezen noch so viel als gegenwartig darauf steht anders woher geborget kriegen, deswegen scheint mir eine allgemeine Subhastation und Umsturz der Besitzthümer vorzuschweben.

4. Ein Gutachten über die Vereinfachung des Kanzleistils (B 683).

Der Kanzleistil, von dem die unter 1 mitgeteilte Verfügung ein Beispiel gibt, fand Karl Augusts Beifall nicht. Er beauftragte daher den Geheimen Rat Schnauß, vereinfachte Formulare zu entwerfen. Dieser führte den Befehl aus, äußerte aber in einem Gutachten vom 18. XI. 1785 allerhand Bedenklichkeiten gegen die geplante Änderung. Der Herzog habe sich wohl durch Beschwerden der Kanzleien über allzu viele Schreibarbeit zu dem Plan einer Verkürzung der Formalien bestimmen lassen. „Ich lasse aber dahin gestellt seyn, ob dieser Vorgang etwas helfen werde oder könne. Die Proceßualia lassen sich, ohne daß illegalitäten zu befürchten, nicht leicht abkürzen. Commißiones, Copialien, Advocaten-Sätze p. werden bezahlt und darüber wird sich kein Secre-

tarius oder Canzlist beschwehren und solche gewiß eher verlängern als abkürzen."

Der Geheime Assistenzrat Schmidt unterstützte die Einwendungen von Schnauß gegen die geplante Reform in einer Denkschrift vom 24. XI. Die Geschicklichkeit eines Kanzleibeamten bestehe darin, kurz und gedrungen zu schreiben und doch alles Wichtige zu sagen; „aber diese Eigenschaft erfordert eine scharfe Beurtheilungs-Kraft und viel Kenntnis und Erfahrung, besonders aber einen richtigen Blick in Ansehung des Objects, worauf es eigentlich ankommt". Mancher erlerne das nie. „Gegen die Geschwindigkeit der geheimden Canzley-Expeditionen läßt sich wohl nicht erinnern; denn mir ist keine einzige Canzley bekannt, bey welcher die Sachen schneller gingen als bey der unsrigen." Manches könne wohl verkürzt werden, aber gerade die Abkürzung werde den Konzipienten mehr Mühe machen, als wenn man ihnen erlaube, in dem alten ausgetretenen Wege fortzuschlendern. Bisher seien Reskripte, Ordres und Protokollertrakte üblich gewesen. „Jede dieser Formen hat ihr eigenes und charakteristisches, das sich auf eine allgemeine Observanz und auf die **Verhältnisse** dessen, der die Befehle gibt, und dessen, der sie empfängt, gründet. Ich sollte glauben, daß diese Form, und was sie eigentlich charakterisirt, beybehalten werden müsse." Auch sei die Weglassung der alten Formeln nur von geringem Wert; denn es handele sich nur um den Anfang und den Schluß. „Alles dieses macht keine 4 Zeilen aus und macht dem Concipienten keine Mühe, dem Canzlisten aber nur eine sehr geringe."

Diesen beiden ablehnenden Voten trat Goethe in dem folgenden eigenhändigen Gutachten, das wohl noch in den letzten Novembertagen 1785 entstanden ist, bei; die geplante Änderung unterblieb dann auch.

Da ich die Veranlassung zu einer Veränderung der Form unserer Canzley Expeditionen nicht kenne, weis ich auch darüber kein bestimmtes Urteil zu fällen.

Im allgemeinen halte ich eine solche Veränderung eher schädlich als nützlich, indem sich an solche willkürlich scheinende Formen so mancherley Verhältnisse anknüpfen, die nunmehr gerissen werden und die sich doch eine andere Gestalt suchen müssen.

Keine Zeit Ersparnis wird gemacht wie vorliegende Vota anzeigen.

Eine Canzley hat mit keinen Materialien zu thun und wer nur Formen zu beobachten und zu bearbeiten hat, dem ist ein wenig Pedantismus nothwendig. Man thue die Pedanterie von einem Garnisondienste weg was wird übrig bleiben. Ja sollte das Von Gottes Gnaden nur als Übung der Canzlisten in Fraktur und Canzleyschrift beybehalten werden, so hätte es eine Absicht, und ein groser Herr ist dem Anstande etwas schuldig. Er entscheidet so oft über Schicksale der Menschen, er nehme ihnen nicht durch eilige Expeditionen den Glauben an Gesetztheit der Rathschläge. Ordnung kann ohne eine proportionirte Geschwindigkeit nicht bestehen, Eile ist eine Feindin der Ordnung so gut als Zögern.

Vorliegende Vota enthalten gründliche Bemerckungen, ich habe mir die Freyheit genommen roth vorzustreichen was ich wörtlich in gegenwärtiges hätte überschreiben mögen.[1]

s. m.

G.

5. Gutachten über die Abschlüsse der Landschaftskassen vom 2. III. 1786 (B 1919).

Das von Schreiberhand geschriebene, von Goethe eigenhändig verbesserte Gutachten hängt mit Goethes Bemühungen um die Ordnung der Finanzen des weimarischen Staates eng zusammen. Sie beginnen mit seinem Eintritt in das Geheime Conseil und gipfeln in der Übernahme des Kammerpräsidiums 1782 und der von mir im Jahrbuch 2, 90 ff. behandelten Schuldenregulierung. Um eine Übersicht über die finanzielle Lage der verschiedenen Landschaften zu ermöglichen, war den drei Landschaften am 8. (nicht 2., wie das Gutachten sagt) Januar 1782 befohlen worden, jähr-

[1] Das von Goethe „Vorgestrichene" und Unterstrichene ist oben wörtlich in Anführungsstrichen wiedergegeben.

lich Bilanzen vorzulegen. Über den Erfolg dieses Befehls handelt das Gutachten. Es hängt wohl mit Goethes bald darauf erfolgtem Ausscheiden aus dem Geheimen Consilium zusammen, daß die von Goethe vorgeschlagenen Befehle an die Kassen nicht erlassen worden sind.

## Gehorsamstes Promemoria

1782 den 2. Januar wurden die sämtlichen drey Landschaftscassen befehliget, zu Ende eines jeden Jahres eine Cassa-Bilance einzuschicken.

Die hiesige hat solche auf die Jahre 82, 83, 84 eingereicht.

An der Form derselben ist nichts zu erinnern. Es ist zwar die Einnahme und Ausgabe eines jeden Jahres nicht gegen einen Etat, sondern gegen Einnahme und Ausgabe des vorigen Jahres bilanciret, es hat aber dieses nichts zu sagen, vielmehr halte ich es sogar für besser aus Ursachen die hier zu weitläufig anzuführen wären, und man kann jederzeit, wenn man mehrere Jahre vor sich hat, ebenso gut nachkommen. Wenn ich etwas vermisse, so sind es die Namen dererjenigen, von denen Capitale aufs neue erborgt werden, und ein namentliches Verzeichnis der sämtlichen schuldigen Capitalien. Beides wäre jedesmal anzufügen, weil man allerlei daraus folgern und manche Betrachtungen darüber anstellen kann.

Die Jenaische Landschaft hat nur die Bilance von 1782 eingereicht, indem der 1783 abgeforderte Etat wohl nicht an die Stelle der Jahresbilance treten kann.

Sie haben Einnahme und Ausgabe gegen den Etat von 1777 bilanciret, welcher auf keine Weise mehr passen will. Es wäre also gut, wenn sie künftig entweder auch gegen die vorhergehenden Jahre oder allenfalls nach dem lezten Ausschußtage gegen den bei demselbigen gefertigten Etat bilancirte. Zugleich müßte sie, was die hiesige Casse sub A, B C, D, E an[ge]hängt hat, gleichfalls anhängen, wie auch

oben die bemerkte zwei desiderata, die Namen derer Creditorum, welche neuerdings Capitalien vorgeschossen haben und ein specifiques Verzeichnis der samtlichen Passivorum, wie sie solches anno 1782 würklich schon eingeliefert haben.

Die Eisenachische sogenannte Bilance ist die unförmlichste, es ist eigentlich nichts als ein Rechnungsextract ohne die mindeste Erläuterung. Hier findet sich weder eine Vergleichung mit einem Etat oder einem vorhergehenden Jahre, noch irgend eine Erklärung, wodurch das Blatt den Namen einer Bilance verdiente.

Dem Eisenachischen Landschafts=Casse=Directorio wäre also ein Schema zu communiciren oder dasselbe auf eine andere Art zu verständigen, daß auf irgend eine Weise durch Anmerkungen, Raisons, Détail der Verwendung, wie die hiesige Landschaftscasse gar gut und umständlich getan, ein solcher Auszug nützlich und zweckmäßig und eine Uniformität erzielt würde.

Beide Landschaftscassen, die Eisenachische und Jenaische hätten also gegenwärtig die drey Jahrgänge 83, 84, 85 einzureichen und folgendes dazu zu fügen:

1) Extract der ordinair— Steuerrechnung,
2) was an Activis zurückgezahlt worden,
3) was für Militär=Pensionen heimgefallen,
4) was an Passivis aufgenommen worden specifice,
5) was an Passivis zurückgezahlt worden,
6) Status passivus detailirt mit den Namen der Creditoren.

Wären alsdann die drei Bilancen auf diese Weise übereinstimmig, so würde man manche nötige und nützliche Betrachtung darüber anstellen können. Der hiesigen Landschaftscasse wäre obangezeigtes Desideratum zu erkennen

zu geben, damit sie solches bei der noch nicht eingegebenen 1785 er Bilance beibringe.

Weimar, den 2. März 1786.

Goethe.

### 6/8. Aus den Akten der Wegebaudirektion.

Über die Tätigkeit, die Goethe als Vorsitzender der Wegebaudirektion, mit der auch die Aufsicht über das Straßenpflaster der Stadt Weimar verbunden war, als Pontifex maximus, zu deutsch oberster Wegaufseher und Straßenkehrer, wie Herder ironisch sagte, ausgeübt hat, sind wir durch die Akten gut unterrichtet.

Der erste amtliche Bericht vom 25. IV. 1779, den Goethe in dieser Eigenschaft erstattet hat, ist nach dem Konzept in Goethes Briefen (7, 350) und im Briefwechsel Karl Augusts mit Goethe (1, 18) abgedruckt. Die Ausfertigung liegt in dem Aktenband B 9261.

Von den in diesem Bericht in Aussicht gestellten jährlichen Übersichten über die Leistungen der Direktion sind die für 1780 und 1782 nicht erhalten. Dagegen finden sich die übrigen (für 1779 vom 31. V. 1780, für 1781 vom 22. IV. 1782, für 1783 vom 1. IV. 1784) in dem genannten Aktenbande. Ich teile sie hier nicht mit, weil Goethe sich um ihre Abfassung wenig gekümmert zu haben scheint; für den Bericht vom 31. V. 1780 ist das von ihm lediglich signierte Konzept seines Mitarbeiters, des Artilleriehauptmanns Castrop, vorhanden (B 9266[1]). Sie enthalten bloß trockene Aufzählungen dessen, was in dem abgelaufenen Jahre geschehen war, und Vorschläge für das kommende Jahr. Zur Erkenntnis von Goethes amtlichem Wirken tragen sie kaum etwas bei.

Statt dessen drucke ich zwei Berichte ab, die zwar auch nicht eigenhändig sind, aber doch mehr von Goethes Tätigkeit und Auffassung verraten. Der erste liegt in dem bereits genannten Bande B 9261 in der Ausfertigung mit Goethes eigenhändiger Unterschrift vor. Der hier ausgesprochene Antrag ist am 12. I. 1781 in Goethes Sinne beschieden worden.

#### 6. Bericht vom 4. I. 1781 über die Besetzung einer Aufseherstelle (B 9261)

Es ist durch das Absterben des vormahligen Wegebau-Commissarii Lipper die Aufseher Stelle bey dem Land-

Straßen-Bau zur Erledigung gekommen, auf deren Wieder-Besetzung dermahlen um so mehr Bedacht zu nehmen, als mit Ablauf des der Wittib gedachten Lippers gnädigst zugestandenen Sterbe- und Gnaden-Quartals auch die Zeit eintritt, wo der Wege-Bau wieder fortzusetzen und eine desfallßige Aufsicht wieder ohnumgänglich nöthig seyn wird.

Durch diese Umstände veranlaßet, wage bei Ew. Hochfürstl. Durchl. ich mir die gnädigste Erlaubniß zu einem deßfallßigen unterthänigsten Vortrag und zu der Eröfnung der mir wegen des zu gedachter Stelle zu erkiesenden Subjecti beygehenden, zu Höchstdero Entschließung Ehrfurchtsvoll auszusetzenden ohnmaaßgeblichen Vorschläge devotest zu erbitten.

Unter denen unmittelbar bey Ew. Hochfürstl. Durchl. so wie bey Höchstdero Wege-Bau-Direction vielfältig zu der in Frage seyenden Aufsicht sich gemeldeten Competenten zeichnet sich der Sohn des ehemaligen Land-Renthmeisters Brunnquell, eines alten Dieners des hiesigen fürstl. Haußes, Daniel Wilhelm Brunnquell, vorzüglich aus.

Es hat derselbe sowohl auf Academien die Erlernung der mathematischen Wißenschaften zu seinem Haupt-Geschäfte gemacht, als auch die erlangte theoretische Kenntniße hier und da in Ausübung zu bringen Gelegenheit gehabt und bey der auf meine Veranlaßung mit ihm vorgenommenen Prüfung sich ganz wohl exhibiret.

Ich stehe dahero nicht an, Ew. Hochfürstl. Durchl. beregten Brunnquell mit Überzeugung zu der mehr mentionirten Stelle mit dem Praedicat und Gehalt, so deßen Vorgänger zu Theil worden und derselbe zu genießen gehabt, submißest anzuempfehlen.

Denn obzwar derselbe bey angehenden Dienste mit einer geringeren Besoldung sich allenfalls wohl begnügen laßen müßte; so stehet doch in diesem Fall, da er seine Verrich-

tungen größten Theils auswärts auf sich hat, diese somit einen größern Aufwand erheischen und ihm kaum seine allernothdürftigsten Bedürfniße zu bestreiten übrig bleiben würde, sehr zu befürchten, daß bey ermangelnden eigenen Vermögen er gleich anfangs seine Umstände verwickeln und zum Nachtheil des Dienstes mit Nahrungssorgen zu kämpfen haben möchte.

Jedoch stelle zu Ew. Hochfürstl. Durchl. höchsten Gutbefinden ich dieses so wie die ganze Angelegenheit in derjenigen tiefsten Ehrfurcht aus, mit welcher ich zu seyn die Gnade habe

Weimar den 4ten Januar 1781. — Ew. Hochfürstl. Durchl. unterthanigst treu gehorsamst Joh. Wolfg. Goethe.

7. Bericht vom 31. I. 1782 über die Verwendung der säumigen Steuerzahler beim Wegebau (B 9266m).

Auf die Sache selbst habe ich bereits im Jahrbuch 2, 80 aufmerksam gemacht. Das Landschaftskassendirektorium hatte vorgeschlagen, die infolge der ungünstigen wirtschaftlichen Lage und der mangelhaften Steuererhebung stark angeschwollenen Steuerrückstände nicht durch die übliche Steuerexekution, die meist mit der Zwangsversteigerung endete, einzutreiben, sondern sie durch Wegebauarbeit abarbeiten zu lassen. Durch Reskript vom 15. I. 1782 zum Gutachten aufgefordert, erstattete Goethe den nachstehenden Bericht, der in einer Abschrift des Konzepts erhalten ist. Das Reskript und das Konzept sind zu einem Aktenfaszikel zusammengeheftet, das Goethe eigenhändig überschrieben hat: „Acta den Vorschlag des Weimarischen Cassedirektorii die Steuerreste an dem Wegebau abarbeiten zu lassen betr.". Ob der Bericht abgegangen ist, läßt sich nicht feststellen, da alle sonst üblichen Aktenvermerke fehlen. Doch ist es wahrscheinlich, daß Goethe dem Herzog seine Bedenken schriftlich oder mündlich vorgetragen hat; denn der Vorschlag ist nicht weiter beachtet worden.

Ew. haben gnädigst geruhet, mir mittelst höchsten Rescripts vom 15ten dieses Monaths, den von dem fürstl. Landschafts-Caßae-Directorio allhier, wegen der Steuer-Restan-

ten in hiesiger Residenz=Stadt erstatteten, anbey mit der Individual=Rest=Specification zurückkommenden Bericht zuzufertigen, und mir die Erstattung meines ohnmaßgeblichen Gutachtens über den von demselben beschehenen auf die Beybringung der Steuer=Reste von den Restanten durch Anstellung derselben zur Arbeit bey dem Wegebau gerichteten Vorschlag, anzubefehlen. So gut gemeynet derselbe auch von Seiten des Caßae=Directorii, so sehr übereinstimmend mit deßen aufhabenden Pflichten und so thunlich er bey dem ersten Anblick erscheint, so sehr viele Bedencklichkeiten stehen demselben, bey deßen genauerer Beleuchtung im Wege.

Zu gehorsamster Befolgung jenes mir zugegangenen höchsten Befehls lege ich solche anjezo dar und, ob ich sie gleich bey meinem Wunsche, zu Erreichung des durch obigen Vorschlag beabsichtigten Endzwecks der Beybringung derer zu denen Landes=Ausgaben erforderlichen Steuern mitwürcken zu können, gerne übergehen möchte, darf ich sie doch, wenn ich meiner Seits das wesentliche Beste des Wege=Baues nicht außer Augen laßen will, auf keine Weise verschweigen.

Die bey diesem leztern angestellte Arbeiter sind solche Unterthanen, die, da sie ein ordentliches Handwerck nicht erlernt, durch ihrer Hände Arbeit ihr Brod verdienen müßen, hinfolglich die Gelegenheit, sich dadurch ihren Unterhalt zu verschaffen, als eine Wohlthat ansehen, und in dieser Hinsicht durch ihren Fleiß, solche zu behalten, sich angelegen seyn lassen, auch, wenn einer wegen seines Unfleißes von der Arbeit weggewiesen wird, solches eine wahre Strafe für ihn ist, und ein dergl. Beyspiel eine Warnung für die andern abgiebt. Solchem nach thut jeder, auch ohne strenge Mannszucht das seinige, und da dieses geschiehet, wird auch das, was mit dem zu dem Wege=Bau ausgesetzten Quanto ausgerichtet werden kan, alljährlich bewürcket. Würden nun aber

die säumige Restanten zu Tilgung ihrer schuldigen Steuer-Reste zur Arbeit bey dem Wegebau angestellt, so würden es diese nicht für eine Wohlthat, mehr aber für eine Strafe ansehen; sie würden sich wohl bey selbigem einfinden müßen, theils aber diese, gewiß starcke Hände erfordernde Arbeit zu verrichten nicht vermögen, anderntheils aber, wo sie solches auch könnten, würde der gute Wille fehlen, und ohne die strengste Aufsicht, die doch, da ein Aufseher über die Arbeiter, die oft von einander angestellt seyn, nicht überall seyn kann, die Arbeit nicht nur immer erliegen bleiben, sondern auch dieser Unfleiß ansteckend für andere fleißige Arbeiter seyn.

Somit würde, außer nur gedachtem Nachtheil, dem nicht anders als durch Bestellung mehrerer Aufseher ausgebeuget werden könnte, auf der einen Seite ein Theil der Steuern wohl getilget, auf der andern aber würden die Wegebau-Gelder, die doch auch eine herrschaftl. Caße ausmachen, ohne etwas erkleckliches davon hergestellt zu sehen, zwecklos verwendet und was auf der einen Seite gewonnen würde, gienge auf der andern verlohren.

Es erfordert ferner die Arbeit bey dem Wegebau ebenso wie jede andere Handthierung eine gewiße Fertigkeit, die nicht auf einmahl, sondern durch lange und oftmahlige Übung erlangt wird.

Ein Restante aber kan, wenn sein Rest nicht ansehnlich ist, solchen abgeführet haben, ehe er diese Fertigkeit erlanget hat; so hat er also wohl die Anzahl der Arbeiter vermehrt, jedoch ohne etwas wesentlich und tüchtiges gearbeitet zu haben.

Ist aber die Arbeit untüchtig, so häufen sich in kurzer Zeit auf denen sehr befahren werdenden Wegen die Reparaturen, hinfolglich Kosten für die ohnehin nicht ergiebige Wege-Bau-Caße, die man, wäre der Weg gleich ordentlich bebauet, hätte auf lange Zeit überhoben seyn können.

Ich übergehe weiter die beschwerliche Bemühung für die Aufseher, die, um sich mit der Steuer-Caße berechnen zu können, heute vielleicht einen halben, morgen vielleicht einen Viertelstag dem Restanten ab und der Caße zuschreiben müßen, welches mühseelige Geschäfte denen bey dem Wegebau stehenden Subalternen ohne eine billigmäßige Vergütung nicht wohl anzusinnen seyn möchte.

Sollten aber, wie doch auch die Absicht nicht ist, die Restanten ohnverrückt, und solange bis der Rest getilget seyn würde, in einem fortarbeiten, so würde dies für sie nicht allein, sondern auch für ihre unschuldige Familie und Kinder ebenso als wenn sie mit der Arbeit im Zuchthauße beleget würden, eine würckliche, wahre Strafe seyn.

Denn es sind solche mehrentheils Handwercks-Genoßen, die, wenn sie 14 Tage oder 4 Wochen oder vielleicht noch länger an dem Wege gearbeitet und dadurch ihre Steuerreste getilget haben, binnen dieser Zeit ihre Kunden verliehren, nach abgelegter Arbeit also weder für sich noch für die ihrigen den Unterhalt zu erwerben Gelegenheit haben, alsdann dem Publico zur Last fallen und hernach wenig auf die Bezahlung ihrer schuldigen Steuern dencken können, vielmehr in kurzer Zeit wieder dergleichen Reste würcken müßen.

Nur vorstehende Bedencklichkeiten, deren Erheblichkeit Ew. p. höchster Prüfung ich unterwerfe, sind es, die mich, ich wiederhole es, wider meinen Wunsch und nur in Betracht des Bestens der meiner Direction gnädigst übertragenen Wege-Bau-Caße abhalten, auf obigen Vorschlag des fürstl. Landschafts-Caßae-Directorii mich beyfällig zu erklären.

Jedoch da alles von Ew. p. gnädigster Entschließung abhangt, so erwarte ich Höchstderoselben Befehle in demjenigen Gehorsam und der ehrfurchtsvollesten Überlaßung, mit welcher ich stets zu seyn die Gnade habe

Weimar, d. 31. Januar 1782. Ew. pp.

## 8. Bericht vom 9. VI. 1786 über die Tätigkeit der Wegebaudirektion in den Jahren 1784/85 (B 9261).

Der hier abgedruckte, im Jahrbuch 2, 103 schon kurz angeführte Bericht bildet die Fortsetzung der in der Einleitung zu 6 8 erwähnten Jahresübersichten. Wenn ich ihn, zum Unterschied von diesen, hier wörtlich mitteile, so bestimmt mich dazu weniger die Tatsache, daß das Konzept sowohl des Berichts wie der hier nicht abgedruckten Beilagen (B 9267[a]) einige sachlich nicht wesentliche Zusätze Goethes aufweist, als vielmehr der Inhalt, der offene Ausdruck des Unmuts über die alle planvolle Reformtätigkeit im Keime erstickende Kleinlichkeit und Enge der weimarischen Verhältnisse. Daß es sich nicht um eine vorübergehende schlechte Stimmung, sondern um den Gesamteindruck einer zehnjährigen Amtstätigkeit handelt, wird am besten durch die wenige Monate darauf erfolgte Flucht aus dem Amt nach Italien bewiesen.

Durchlauchtigster Herzog,
gnädigster regierender Fürst und Herr

Ew. Hochfürstl. Durchl. geruhen sich in Unterthänigkeit vortragen zu laßen, was in denen Jahren 1784 und 1785 bey dem Wege-Bau unternommen und ausgeführet worden. Die beyliegenden Verzeichniße sub G und H zeigen solches im einzelnen, wie die beyden Tabellen sub + et ‡ zeigen, was an Gelde verwendet worden. Es ist aus jenen ersichtlich, daß man theils einige ansehnliche Straßen-Flecke neu gefertigt und die Reparatur der übrigen so viel als möglich besorgt. Allein es erscheinet auch in diesen bey dem Jahre 1784 ein Vorschuß von 698 RThlr. 2 Gr. 2 1/2 Pf., der sich in dem Jahre 1785 auf 2142 RThlr. 2 Gr. 7 1/2 Pf. erhöhet.

Ew. Hochfürstl. Durchl. werden dieses um so mehr entschuldigen, als die Disproportion der Wege-Bau-Caßen-Einnahme zu dem, was solche zu leisten hat, schon oft genug zur Sprache gekommen.

Die Weitläuftigkeit der Straßen, besonders die Geleits-Straßen in fremden Territoriis mitgerechnet, ist bekannt, dazu kommt noch, daß mehrere zerstreut und weit aus ein-

ander liegen, wodurch die Aufsicht über dieselbigen schwerer und kostbarer wird.

In diesen Betrachtungen lebet man der Hofnung, Ew. Hochfürstl. Durchl. werden geruhen, die Restitution gedachter 2142 RThlr. 2 Gr. 7 ½ Pf. der Wege-Bau-Caße zu erlaßen und solche dadurch in den Stand zu setzen, in dem gegenwärtigen Jahre etwas fruchtbarliches zu unternehmen.

Was man sich in diesem 1786. Jahre vorgesezt, zeigt das Verzeichniß sub J, wo jeder Post auch ein Anschlag beygefügt ist. Da aber aus demselben zu ersehen gewesen, daß auch die dießjährigen Kräfte der Wege-Bau-Caße nicht hinreichend seyen, alles und jedes darin enthaltene zu vollenden, so hat man die Disposition sub K gefertiget, wird nach dieser sich einrichten und manches in der Ausführung zurück laßen müßen; obgleich in dem gedachten Verzeichnisse nicht einmahl alles enthalten, was an denen Wegen vor der Hand nothwendig zu fördern seyn möchte, wie zum Beyspiel der Weg durch die Stadt Lobeda, worüber die Fuhrleute schon oft wiederhohlte und gegründete Klagen geführt, und das Obergleits-Amt zu Erfurth schon Vorstellung gethan, daß es mit den ausgesetzten 300 RThlr. nicht reichen könne.

Wollten Ew. Hochfürstl. Durchl. in diesen Betrachtungen die Gnade haben, auch auf dieses Jahr der Wege-Bau-Caße 1000 Thlr. über das gewöhnliche Quantum zuschießen zu laßen, so würde man dadurch in den Stand gesezt werden mit mehrerem Eifer zu Wercke zu gehn, einige Straßen-Flecke zu beßern, welche man vor der Hand gänzlich aussetzen müßte und einige andere neue Stücke zu vollenden, welche man mit Schaden unvollendet liegen zu lassen genöthiget seyn würde.

Überhaupt seyen mir hier einige Anmerkungen über das mir gnädigst anvertraute Geschäft erlaubt.

Man hat bey denen eingeschränckten Kräften der Wege-Bau-Caße sich es dennoch zum Gesetz gemacht, jährlich ein ansehnliches Stück neue Straße zu verfertigen, um mit der Zeit einen Strich nach dem andern in einen dauerhaften und leicht zu unterhaltenden guten Zustand zu setzen.

Die zerstreuten vor Alters Chaussee-mäßig gefertigten Flecke der Straße von Weimar nach Jena sind auf diese Weise nach und nach zusammen gehängt worden und es wird in einigen Jahren solche gänzlich vollendet werden können.

Die Erfurthische ist schon vor längerer Zeit fertig worden, allein Ew. Hochfürstl. Durchl. haben Selbst oftmahls den Wunsch geäußert, daß die gefährliche Paßage des Linderbachs vermieden, der Weg in der Höhe auf den Aeckern weg geführt und durch eine Brücke mit dem übrigen verbunden werden möge.

Zu Unterhaltung beyder Straßen sind Wege Knechte angestellt, und nach einer gemachten Berechnung wird das Wege-Geld in der Folge gar wohl hinreichen, die Jenaische Straße zu unterhalten. Ebenso läßt sich hoffen, daß wenn nur einmahl das Wege-Geld im Erfurther Thor erhoben werden wird, auch die Straße nach Erfurth dadurch wird erhalten werden können. Welche Erhebung Ew. Hochfürstl. Durchl. beschleunigen zu lassen geruhen werden.

Eine Straße, welche alsdann die größte Aufmercksamkeit verdient, ist diejenige, welche durch den Saal-Grund von Rothenstein nach Dornburg geht. Es sind über verschiedene äuserst böse Flecke wiederholte Klagen geführt worden und man will behaupten, daß deshalb viele Fuhren sich durchs Voigtland und das Altenburgische gezogen hätten. Was den Theil über Jena betrifft, so hat man sich einige Jahre her beschäftigt, die äuserst böse und in der Erhaltung viele Kosten verursachende Winzerler Hohle durch einen den Berg

heraufgeführten Weg zu umgehen. Man hofft dieses Jahr mit Abtragung des Bergs und Calliotirung des nöthigsten Fleckes zu Stande zu kommen.

Unterhalb Jena haben einige höchst böse Flecke in der Zwezener und Porstendorfer Fluhr, bis auf eine Conferenz mit Chur-Sachsen ausgesezt werden müßen und sind solche bisher nur durch die nothdürftigste Reparatur hingehalten worden.

Außer diesen sind auf gedachten Straßen noch mehrere üble Orte, an welchen nur Aufsicht und Steine verschwendet werden.

Höchst nützlich für Jena würde es seyn, gedachte Straße in Stand zu setzen, wenn die Post von Buttelstedt herein nach Weimar verlegt seyn wird, da denn wegen der Chaussee von Jena hierher gar manches Fuhrwerk sich von Naumburg den Saal-Grund herauf schlagen würde, besonders wenn man Altenburgischer Seits nur weniges auf den Weg durch das Amt Camburg wenden wollte.

Ich schweige von der mehrern Sorgfalt, welche doch auch künftighin auf die Straße von hier nach Auerstedt zu wenden seyn wird, von den Straßen im Amt Ilmenau, Allstedt u. s. w. und glaube genug gesagt zu haben, um bemercklich zu machen, daß nach dem jezigen Verhältniß der Caße einige Menschen-Alter nicht hinreichen werden, um etwas Fruchtbarliches und Gantzes hervorzubringen.

Die Besorgung der Erfurthischen Ober-Geleits-Straßen nimmt auch jährlich der Caße ein ansehnliches weg, und da alles, was auf diesen Straßen geschehen kan, in Zuhackung der Gleißen, Ableitung des Waßers, Ausräumung der Hohlen, Ausfüllung eines Sumpf-Flecks pp. besteht, so ist theils die darauf jährlich zu verwendende Summe nicht immer bestimmbar und man sieht in keiner Zeit-Folge einer beßern Aussicht entgegen. Betrachtet man nun, daß alles,

was auf gedachte Straßen verwendet wird, Incumbenz des Obergeleits ist, und eigentlich zur Absicht die Vermehrung der Geleits-Revenüen hat, so muß der Wunsch entstehen, daß auch die auf gedachte Wege-Reparatur zu verwendende Gelder aus der Ober-Geleits-Caße ohne der Wege-Bau-Caße wieder zugerechnet zu werden, ausgezahlet werden möchten. Wodurch denn freylich dieser lezten abermahls ein Zuwachs angedeihen wird.

Man hält gegenwärtig Ew. Hochfürstl. Durchl. diese Betrachtungen vorzulegen für Pflicht, weil man bey Behandlung des Geschäfts einige Jahre her zu bemercken Gelegenheit gehabt, wie bey der allzu grosen Disproportion der Obliegenheiten und der Einnahme, sehr vieles zum Schaden verbauet werden muß und nicht immer auf das wirthschaftlichste haußgehalten werden kan.

So kommt zum Exempel der Fall vor, daß schlechte Flecke liegen bleiben und die daran angrenzenden Acker-Besizer gegen eine klein scheinende Vergütung die Paßage über ihre Acker geben laßen, welche Vergütung jedoch in einigen Jahren zu einem ansehnlichern Quanto hinan wächst. Desgleichen sind Fälle vorgekommen, wo man Steine, um eine Strecke Chaussee-mäßig zu bearbeiten, angefahren, die Chaussee selbst aber nicht zu Stande bringen können, da denn inzwischen ein guter Teil der angefahrenen Steine in die Löcher geworfen werden müßen, um nur den Weg einiger maasen herzustellen, wodurch man aber weit von der Haupt-Absicht entfernt geblieben. Anderer Vorfallenheiten nicht zu gedencken, welche allen unproportionirlichen Haußhaltungen gemein sind, wo man die Bedürfniße nicht zu rechter Zeit noch mit Rath anschaffen, das Geschäft in einer gewißen Folge und Ordnung vornehmen und durch eine regelmäsige Behandlung manches fördern und sparen kan. Ja es ist nicht zu leugnen, daß sich ein

mit diesen Dingen beschäftigtes Gemüth, wenn es so viele Mängel, ohne denselben abzuhelfen, liegen laßen muß, an eine Art von Gleichgültigkeit gewöhnt, anstatt daß bey einem proportionirten Geschäfte die Lebhaftigkeit der Ausführung durch das Gefühl, was man gethan habe und thun könne, immer rege und lebendig erhalten wird.

Wollten Ew. Hochfürstl. Durchl. in diesen Betrachtungen sowohl gegenwärtig als zukünftig der Wege-Bau-Caße neue Zuflüße gönnen und vielleicht aus dem Capite des Cammer-Etats: auf Verbeßerungen im Lande: eine bestimmte Summe zu jener Caße schlagen, auch bey einer neuen Verwilligung die getreuen Stände zu Verstärckung der zum Wege-Bau bestimmten Summe vermögen; So würde man in der Folge dieses Geschäfte mit mehrerem Eifer betreiben und zu Ew. Hochfürstl. Durchl. Zufriedenheit vielleicht behandeln können.

In dieser Hofnung wiederhohle ich die in gegenwärtigen unterthänigsten Bericht zerstreuten Bitten und Wünsche:

1) Ew. Hochfürstl. Durchl. mögen gnädigst geruhen, die in denen vergangenen Jahren zu viel ausgegebenen 2142 RThlr. 2 Gr. 7 1/2 Pf. bey fürstl. Cammer in Ausgabe verschreiben zu laßen,

2) gnädigste Vorsorge zu tragen, daß die Erhebung des Wege-Geldes am Erfurther Thor sobald als möglich geschehe,

3) der Wege-Bau-Caße auch auf gegenwärtiges Jahr 1000 Thlr. von denen auf Verbesserungen im Lande ausgesezten 2000 RThlr. zufließen zu laßen,

4) gnädigst zu befehlen, daß die auf die Erfurther Geleits-Straßen zu erogirenden Gelder der Wege-Bau-Caße nicht aufgerechnet werden mögen, wobey man sich jedoch

einer Aufsicht auf gedachte Straßen, in so fern sie möglich seyn will, nicht zu entziehen gedencket.

Übrigens alles dasjenige, was Ew. Hochfürstl. Durchl. zukünftig zum Besten des Wege-Baues,' einer Anstalt, welche auf das Beste des Landes einen so wesentlichen Einfluß hat, zu thun geneigt seyn möchten, höchstdero Einsicht überlaßend und die Versicherung hinzufügend, daß man keine Sorgfalt sparen werde, damit das zu einer so nützlichen Anstalt bestimmte Geld zweckmäßig verwendet werde, unterzeichne ich mich mit lebenslanger Ehrfurcht

Weimar den 9ten Juni 1786

Ew. Hochfürstl. Durchl.
unterthänigst treugehorsamster
Johann Wolfgang Goethe.

Unterthänigstes Insert

Aus denen dem unterthänigsten Berichte beygelegten Verzeichnißen ist gleichfalls ersichtlich, was in denen Jahren 1784 und 1785 bey dem Stadt-Pflaster geschehen, und was in dem gegenwärtigen vorzunehmen seyn möchte, sowie aus den beygefügten Tabellen sich zeigt, was in gedachten beyden Jahren verbauet worden.

Es blieben in dem Jahre 1784 89 RThlr 12 Gr. 4 3/8 Pf. Vorrath, dagegen im 85ten Jahre 143 RThlr. 7 Gr. 4 1/4 Pf. zuviel verbaut worden.

Man hoffet, Ew. Hochfürstl. Durchl. werden geruhen, auch diese erst gedachte Post bey fürstl. Cammer in Ausgabe verschreiben zu laßen, um so mehr als das Pflaster an der neuen Brücke, welches 65 RThlr. 12 Gr. 9 Pf. gekostet, von der Pflaster-Caße bestritten worden und man, um die aus der Arbeit gesezte Knaben zu erhalten, solche an den Chausséen in den Vorstädten angelegt und darauf 196 RThlr. 5 Gr. 3 Pf. verwendet.

Um gnädigste Verfügung deshalb unterthänigst bittend unterzeichne ich mich

Datum ut in relatione humillima

Ew. Hochfürstl. Durchl.
unterthänigst treugehorsamster
Johann Wolfgang Goethe.

9. Bericht vom 12. III. 1790 über die Studentenunruhen in Jena (A 8491).

Das Mißverhältnis zwischen Studentenschaft und Militär, das in allen mit Soldaten belegten Universitätsstädten das ganze 18. Jahrhundert hindurch geherrscht und das erst aufgehört hat, nachdem die Studenten in den Freiheitskriegen selbst die Waffen für das Vaterland getragen hatten, führte zu Anfang März 1790 in Jena zu Konflikten zwischen Studenten und der den Wachdienst in der Nacht versehenden Patrouille der Trützschlerschen Kompagnie. Am 4. März entstand aus den sonst üblichen harmlosen Neckereien ein großer Tumult; die Patrouille griff, ohne provoziert zu sein, unter Führung des Feldwebels Wachtel die Studenten an und verletzte mehrere. Der Prorektor Schütz beschwerte sich sogleich amtlich und ergänzte seinen Bericht durch einen Brief an Fritsch vom 8. III., in dem er bat, ein Mitglied des Geheimen Consiliums oder doch des Regierungskollegiums nach Jena zur Leitung der Untersuchung zu entsenden. Da Karl August abwesend war, erteilte das Consilium am 9. III. Goethe, der wohl ohnehin auf der Reise nach Italien Jena berühren wollte, den Auftrag, in Jena nach dem Rechten zu sehen (gedruckt im Briefwechsel Karl Augusts mit Goethe 1, 406). Über das Ergebnis seines Aufenthalts erstattete Goethe den unten folgenden, eigenhändig geschriebenen und eigenhändig adressierten Bericht, der, wie Fritsch darauf bemerkt hat, am 13. beim Geheimen Consilium eingegangen ist. Zur näheren Erläuterung des Berichts schrieb Goethe am gleichen Tage noch einen Privatbrief an Fritsch, der in Goethes Briefen 9, 188 gedruckt ist.

Am 16. März erließ der inzwischen nach Weimar zurückgekehrte Herzog den Befehl, die Trützschlersche Kompagnie nach Weimar zu verlegen; Trützschler wurde zur Strafe seiner Vernachlässigung der Disziplin ohne Pension verabschiedet, Wachtel kassiert und mit 50, drei Unteroffiziere mit je 30 Fuchtelhieben bestraft. Damit

waren die Studenten zufriedengestellt; ihre in Goethes Bericht angekündigten weiteren Schritte unterblieben.

Durchlauchtigster Herzog, gnädigster Herr,

Ew. hochfürstl. Durchl. geruhen Sich unterthänigst vortragen zu laßen inwieferne ich mich des, mir gnädigst ertheilten Auftrags: das Meinige zu Beylegung der gegenwärtigen Unruhen auf der Akademie Jena beyzutragen, habe entledigen können.

Bey meiner am 10. dieses erfolgten Hieherkunft fand ich sowohl den Prorektor als zwey Deputirte des Senates, den Geh. Kirchen Rath Griesbach und Hofrat Loder, nicht weniger den Commandanten Major von Bentheim bereit mir zur Aufklärung und Beylegung dieser unangenehmen Sache nach Ew. Durchl. Befehlen an Handen zu geben. Die Untersuchung war bey den Militär Gerichten geschloßen, wovon der Major Bentheim die Acten einreichte und sodann die gefällte Sentenz darlegte welche er eben an Ew. Durchl. einzusenden willens gewesen. In diesem Urtheil, welches nebst den Akten diesem unterthänigsten Berichte beygelegt ist, wird der Feldwebel Wachtel zu einem vierzehntägigen Arrest wechselsweise bey Waßer und Brod, die übrigen von der Patrouille, welche sich weniger zu Schulden kommen laßen, zu proportionirter ähnlicher Strafe verdammt.

Von Seiten des Prorectors und der Akademischen Deputirten wollte man sogleich bemerken daß diese Strafe, besonders die des Feldwebel Wachtels, den beleidigten und in einem unglaublichen Grade aufgebrachten Studenten viel zu gering scheinen müße, wenn sie solche mit einer Carcerstrafe, welche ihnen um geringerer Vergehungen willen diktirt würde, verglichen. Es fand sich auch diese Vermuthung nachher gegründet als man die Beleidigten u. Verlezten, nebst einigen der angesehnern Studiosen darüber sondirte.

Zwar glaubte man durch diensame Vorstellungen bey

ihnen endlich dahin gelangt zu seyn daß sie sich mit einer solchen Satisfaktion zufrieden geben würden, allein unversehens erschienen ihre Gesinnungen verändert und man konnte nicht wie man gehoft den Zweck durch die ergriffnen Mittel erreichen.

Da sich nun zu gleicher Zeit unter dem Militär einige Bewegungen zeigten und die ganze Lage immer bedenklicher ward, so konnte man den jungen akademischen Bürgern den Weg unmittelbar an Ew. Durchl., welchen sie betreten zu dürfen, sich bescheiden von dem Prorektore ausbaten, um so weniger versperren, als er einem jeden unter jeden Umständen frey bleiben muß.

Ew. Durchl. werden also die Beschwerde welche sie anzubringen haben unmittelbar an Höchstdieselben gebracht sehen und es wird Ew. Durchl. ein leichtes seyn, durch einen gerechten Ausspruch die Gemüther völlig zu beruhigen.

Indeßen glaube ich versichern zu können daß, wenn nur das Militar in Schranken gehalten wird, biß zu Ew. Durchl. höchster Entscheidung alles in der grösten Ruhe bleiben wird.

Der ich mir es zum Glück rechne mich lebenslänglich unterzeichnen zu dürfen

Ew. Hochfürstl. Durchl.

Jena d. 12. März 1790.

unterthänigst treugehorsamsten
Johann Wolfgang von Goethe.

# Nachträge zu Goethes Gesprächen

Mitgeteilt von Hans Gerhard Gräf

## 1. Johann Kaspar Lavater.

Heinrich Funck, auf dessen unschätzbares Werk ‚Goethe und Lavater. Briefe und Tagebücher' (Schriften der Goethe-Gesellschaft Band 16, 1901) immer wieder hinzuweisen ist als auf eine Quelle ersten Ranges zur Kenntnis des Menschen und Dichters Goethe, Heinrich Funck hatte die Freundlichkeit, mir aus seiner reichen Lavater-Sammlung folgende Stelle aus einem Briefe Lavaters an einen Freund vom 10. Juli 1777 für das Jahrbuch zu senden:

„Historiam morbi zu schreiben ohne unten angegebene Lehren a. b. c. d.", sagte mir einst Goethe, da ich ihm einige Bedenklichkeiten über seinen ‚Werther' ans Herz legte, „ist tausendmal nützlicher als alle noch so herrliche Sittenlehren, geschichtlich oder dichterisch dargestellt: ‚Siehe, das Ende dieser Krankheit ist Tod! Solcher Schwärmereien Ziel ist Selbstmord!' Wer's aus der Geschichte nicht lernt, der lernt's gewiß aus der Lehre nicht."

Man darf als gewiß annehmen, daß Goethe diese wichtigen Worte im Jahre 1774 zu Lavater gesprochen hat, sei es in Frankfurt am Main, wo Lavater in Begleitung Schmolls, des Zeichners für seine ‚Physiognomik', am 23. Juni abends eintraf und bis zum 28. Juni täglich mit Goethe zusammen war, sei es auf der sich anschließenden Genie-Reise nach Wiesbaden, Schwalbach, Nassau, Ems, von da, zusammen mit Basedow, im Ruderschifflein die Lahn hinab nach Koblenz, und weiter nach Neuwied und Düsseldorf.

In Lavaters Tagebuch heißt es unterm 24. Juni (Frankfurt): „Goethe las mir noch nach dem Nachtessen aus ‚Werthers

Leiden', eine Sentimental Geschichte in Briefen vor. — O Szenen — voll, voll wahrer, wahrester Menschen Natur — ein unbeschreiblich naives wahres Ding"; 28. Juni vormittags (Wiesbaden): „schrieb eine Stelle aus ‚Werthers Leiden' ab", abends (Schwalbach): „Ich las im ‚Werther'"; 30. Juni (Ems): „Ich las im ‚Werther' ... Ich las weiter im ‚Werther' bis 11 Uhr .... vollendete noch das Lesen des ‚Werthers' 1. Th."; 15. Juli (Ems) nachmittags: „Unterzwischen in ‚Werthers' II. Theil. Ging in die Allee und las im ‚Werther', konnte nicht aufhören. Es regnete. Ich ging zu Meyern, bei dem Goethe war. Von da flüchtet' ich mich wieder, stahl mich in der Allee von ihnen, und las im ‚Werther' — dann in unser Haus, und las im ‚Werther' — ..... [abends] Ging ins Bette, und las noch bis 2 Uhr den ‚Werther' aus! schreckliche Geschichte — seufzte und schlief ein — Aber doch nicht so ruhig wie gestern."

So hat Goethe sich denn nicht geirrt, als er Lavatern einige Monate vor diesem Beisammensein geschrieben (26. April 1774): „Du wirst großen Theil nehmen an den Leiden des lieben Jungen, den ich darstelle." Von den „einigen Bedenklichkeiten" hat Lavater seinem Tagebuche nichts anvertraut. Und da auch sonst, soviel ich sehen kann, nichts davon überliefert ist, bleiben wir auf bloße Vermutungen angewiesen. Lavaters Landsmann, der treffliche alte Johann Jakob Bodmer in Zürich, dem beim Anblick der „Kraftnarren" Goethe pp. der Atem ausging,[1] schreibt, bald nach Goethes Besuch in Zürich 1775, an Meister (3. Aug. 1775; er braucht die Formen „Goethe" und „Goethen"): „Goethen

[1] Bodmer, damals „als Literator und Geschmacksreiniger bereits überlebt, als Bürger, Politiker und Sittenlehrer ein so weiser, erleuchteter und freisinniger Mann, wie es wenige gab und jetzt gar nicht gibt" (Gottfried Keller: Der Landvogt von Greifensee, Abschnitt: Hanswurstel), ist ganz neuerdings, zusammen mit seinen Zeit- und Lands genossen Breitinger, Salomon Geßner, Lavater, Salomon Landolt, und zumal dem damals in Zürich bei Bodmer lebenden jungen Wieland, in dichterischer Gestaltung auf das Lebendigste und mit einem Gottfried Keller verwandten Humor durch Robert Faesi geschildert worden in dem von ihm und Eduard Korrodi, auf Veranlassung des Lesezirkels Hottingen, geschriebenen Büchlein ‚Das poetische Zürich. Miniaturen aus dem achtzehnten Jahrhundert' (Rascher & Cie., Verlag, Zürich 1919, Schweizerische Bibliothek Band 9/10) S. 9/59.

sagte, seine ‚Leiden Werthers‘ seien Historie und Natur, der Historiker habe nicht nöthig, die Personen gerecht zu schildern. In der That aber ist es nur Erdichtung, er ist der poietēs, der Schöpfer dieser Leiden. Und ein poetischer Schöpfer sollte doch in seiner Welt, das ist, in seinem Gedichte strafen, da er es in der künftigen Welt nicht kann, wie der wahre Schöpfer“ (Goethe-Jahrbuch 5, 197; Goethe über seine Dichtungen 2, 522, z. 528 Nr. 947). Ob Lavaters „Bedenklichkeiten“ ähnlicher Art waren? Oder sollte er, den späteren Tadel Napoleons vorausnehmend, die Zweizahl der Beweggründe zum Selbstmord: unglückliche Liebe und gekränkte Ehre beanstandet haben?

(Lavaters Brief, gedruckt in Band 2 seiner ‚Vermischten Schriften‘ (Winterthur [1781]) S. 127 9, enthält sehr beherzigenswerte Mahnungen an einen in Erziehungsschwierigkeiten befindlichen Vater und beginnt: „Lieber Freund! Mehr Parabeln und Geschichten, und weniger kahle Vorschriften und Moralen an Ihren Sohn! Und ich hoffe, daß es Ihnen besser gelingen wird. So lehrte die ewige Weisheit vor Jahrhunderten und Jahrtausenden. In einer ruhigen Stunde bei einem frohen, harmlosen Mittags- oder Abendessen — Wenn Ihr und Ihrer Gattin und Ihres Sohnes Herz guter Dinge ist — diese, jene Geschichte erzählt; erst solche, die keine Beziehung haben, zwischenein eine von der Seite treffende, dann eine noch treffendere, wie's der gute Genius auf die Lippe legen wird, — ohne Stich und Blick — und etwas Kühlendes sogleich darnach — Keine Applikazion! Vorwürfe noch viel weniger. — Und was am wenigsten wirken will, wird am meisten wirken.“ Dann folgt, den Brief schließend, die angeführte Gesprächsäußerung Goethes, mit ganz geringfügigen Abweichungen im Wortlaut.)

## 2. Hans Graf von Schlitz.

Der echte Mecklenburger liebt selbstverständlich seine Heimat, wie jeder wackere Deutsche die seinige, über alles; und mit vollem Recht, denn herrlich und viel zu wenig allgemein bekannt ist das Mecklenburger Land mit seinen wogenden Saatfeldern, mit seinen saftigen Wiesen und Weiden, seinen waldigen Bergen und stillen Seen, seinen reichen Dörfern und Herrensitzen, seinen altertümlichen Städten voll ehrwürdiger Giebelhäuser und malerischer Backsteintore, mit seinem Ostseegestade und all seinen trefflichen

Bewohnern. Darum könnte man es auch dem echten Mecklenburger gar nicht verdenken, wenn er, ohne Goethen genauer zu kennen, diesem ein wenig gram wäre. Sagt doch der sonst so gerecht und mild urteilende Dichter einmal (im Gespräch mit dem Kanzler v. Müller, 17. September 1823): Walter Scott habe es besser gehabt als er, Scotts Zauber ruhe auf der Herrlichkeit der drei britischen Königreiche und der unerschöpflichen Mannigfaltigkeit ihrer Geschichte, während er als Dichter des ‚Wilhelm Meister' nirgends zwischen dem Thüringer Walde und „Mecklenburgs Sandwüsten" ein fruchtbares Feld für den Romanschreiber gefunden habe. Als ob Mecklenburg nur aus „Sandwüsten" bestünde![1] Doch meint Goethe hier offenbar nur die nördlichste Grenze Deutschlands, das naturgemäß sandige Ostseeufer Mecklenburgs; denn daß dessen Inneres reich an landschaftlichen Schönheiten, das war Goethe längst genugsam bekannt geworden.

Im Jahre 1806 freilich hatte er noch an Achim v. Arnim schreiben können (9. März): „Mögen Sie mir auch wohl etwas von Ihrer Reise durch Mecklenburg sagen; dies ist für mich völlig terra incognita, wo noch mancher wackre und bedeutende Mann wohnen muß." Seitdem hatte er viel Gutes über Mecklenburgs Land und Leute erfahren durch die mecklenburgischen Prinzen, durch den Staatsmann v. Both und dessen Frau, durch den Kammerherrn v. Preen, vor allem aber durch seine hochverehrte weimarische Prinzessin Caroline, seit 1810 Gemahlin des Erbprinzen Friedrich Ludwig von Mecklenburg-Schwerin,[1] wie durch deren Gesellschafterin, Knebels Schwester Henriette; und „manchen wackren und bedeutenden Mann", der dort heimisch war, hatte er persönlich kennen gelernt. Mit lebhaftem Anteil verfolgte er die Altertumsforschungen in jenen Gegenden, so über den ehr-

[1] Vgl. die humorvolle Abwehr gegen diese (scheinbare) Verunglimpfung von Raimund Eberhard: Mecklenburgs Sandwüsten? (Zeitschrift des Heimatbundes Mecklenburg 12, 65/9, Nr. 3 vom November 1917). — [2] Unter den Zeitgenossen Goethes gibt eine ausführliche, anmutige Schilderung der mannigfachen Reize der mecklenburgischen Landschaft der Naturphilosoph Gotthilf Heinrich v. Schubert, der 1816 als Erzieher der Enkelin Karl Augusts, Prinzessin Maria von Mecklenburg-Schwerin, nach Ludwigslust kam (Der Erwerb aus e. vergangenen und die Erwartungen von e. zukünftigen Leben. Eine Selbstbiographie von G. H. v. Schubert, Erlangen 1854/6, 3[1], 33/9).

würdigen Göttersitz der Obotriten Rethra (vermutlich am Tollense-See bei Neu-Brandenburg); liebevoll beurteilte er die Dichtungen des in Rostock lebenden kleinen Beamten und „Naturpoeten" Babst; für das Denkmal, das Rostock seinem berühmten Sohne, dem volkstümlichsten Helden der Befreiungskriege, Blücher, durch Schadow errichtete, verfaßte Goethe die kernige Inschrift, und bis in sein spätestes Alter hinein widmete er seine Aufmerksamkeit den geologischen und mineralogischen Funden des Landes, dem berühmten „Heiligen Damm" bei Doberan und den verstreuten Findlingsblöcken, deren damals noch rätselhaftes Vorkommen ihn 1827 veranlaßte, eine einleuchtende Vermutung über ihre Herkunft und über die Frage der Eiszeit auszusprechen.

So würde es einer Darstellung von Goethes Beziehungen zu Land und Leuten Mecklenburgs keineswegs an Bedeutung und Mannigfaltigkeit fehlen; das Merkwürdigste aber bliebe gewiß die Tatsache: daß wertvolle Handschriften Goethes und Schillers, von Goethe selbst als Geschenk nach Mecklenburg gesandt, bis vor wenigen Jahren daselbst gänzlich unbekannt geruht haben.

Goethes oben angeführte Bemerkung über Mecklenburg als terra incognita war veranlaßt worden durch Arnims briefliche Mitteilung an ihn vom 20. Februar 1806: „In wenigen Tagen wandre ich nach Mecklenburg, ich habe mir hier [in Berlin] die Schuhe mit Sand gefüllt und will sie ausschütteln." Ende Mai erfüllte Arnim Goethes Wunsch durch einen ausführlichen Brief aus Karsdorf in Mecklenburg-Schwerin, wo sein Oheim Hans Graf von Schlitz wohnte, derselbe, über den er am 29. April 1808 an Bettina schrieb: „Ich hing in meiner Kindheit an ihm wie an einem Heiland, und wie mich Zuneigung niemals ganz getäuscht, er hat sich in dieser Zeitenverwirrung trefflich in öffentlichem Geschäfte gehalten."[1]

*

Baron Hans v. Labes, geboren 1762 in Berlin als Sohn eines reichen Gutsbesitzers in der Mark Brandenburg, widmete sich, nachdem er das Joachimsthaler Gymnasium in Berlin besucht hatte, dem Studium des Rechts, machte Reisen im Ausland und arbeitete sodann als Sekretär bei der preußischen Gesandtschaft in Regensburg. Und zwar unter jenem Grafen von Schlitz genannt von Goertz, den wir als den Erzieher des Erbprinzen Karl

[1] Reinhold Steig: Achim von Arnim und Bettina Brentano S. 146.

August von Sachsen-Weimar kennen.[1] Während seine Schwester Caroline den märkischen Edelmann Joachim Erdmann v. Arnim heiratete und so die Mutter des Dichters Achim v. Arnim wurde, vermählte Hans v. Labes sich mit der Tochter seines Vorgesetzten, der es bewirkte, daß sein Schwiegersohn unter dem Namen „Schlitz" in den Grafenstand erhoben wurde. Als Graf von Schlitz erwarb Hans v. Labes, ein leidenschaftlicher Freund des Landlebens, 1791 die Herrschaft Karsdorf in Mecklenburg-Schwerin und erbaute sich in den Jahren 1806/16 daselbst Burg Schlitz, westlich vom Malchiner See.

Die handschriftlich hinterlassenen Lebenserinnerungen des Grafen haben ein wunderliches, man darf wohl sagen: ein einzigartiges Schicksal erfahren. Sie wurden 1833 (vermutlich durch den Grafen Rechberg, einen Schwager des Grafen Schlitz) anonym veröffentlicht unter dem Titel ‚Memoiren eines deutschen Staatsmannes aus den Jahren 1788—1816' (Leipzig, bei Friedrich Fleischer), und zwar mit Unterdrückung nicht nur des Verfassernamens, sondern auch der Namen aller Hauptpersonen, so daß das wichtige Werk ohne alle Wirkung und so gut wie unbekannt blieb. Selbst so belesenen und findigen Goethe-Forschern wie dem Freiherrn Woldemar v. Biedermann, dem wir das großartige Sammelwerk ‚Goethes Gespräche' verdanken, konnten die ‚Memoiren' infolge ihrer seltsamen Beschaffenheit entgehen, obgleich sie wertvolle Mitteilungen über Gespräche mit Goethe enthalten. Auch die Handschriften Goethes und Schillers blieben gänzlich unbekannt, obgleich in den ‚Memoiren' S. 279 ausdrücklich gesagt wird: „In der Folge verehrte Goethe S. auf dessen Gesuch ausführliche Handschriften von sich selbst und von Schiller, von dem letzteren zum Teil ungedruckte Xenien." Ja, es konnte sogar geschehen, daß 65 Jahre nach dem Erscheinen der ‚Memoiren' eine Bearbeitung der Handschrift erschien, die durchaus als erstmalige Veröffentlichung auftrat; sie führt den Titel ‚Denkwürdigkeiten des Grafen Hans von Schlitz von den letzten Lebensjahren Josephs des II. bis zum Sturze Napoleon's I. Nach dem handschriftlichen Werke bearbeitet und herausgegeben von Albert Rolf' (Hamburg 1898). Auch dieses Werk blieb sonderbarerweise, obgleich in ihm alle Namen ausgedruckt sind, wenig bekannt und wurde nicht verwertet für die 2. Auflage von ‚Goethes Gesprächen', die 1909/11 erschienen ist.

[1] Vgl. Jahrbuch der Goethe-Gesellschaft 2, 140/51.

Endlich wies Reinhold Steig 1909, bei Gelegenheit von Schillers 150. Geburtstag, ausführlich auf die ‚Memoiren' hin, klärte das Verhältnis der ‚Denkwürdigkeiten' zu ihnen auf und veröffentlichte die Handschriften Goethes und Schillers, die er, durch seine Arnim-Forschungen auch nach Burg Schlitz geführt, daselbst aufgefunden hatte.[1] Da Steigs Mitteilungen schwer zugänglich, auch in Band 5 von ‚Goethes Gesprächen' nicht verwertet worden sind, soll die in Frage kommende Stelle der ‚Denkwürdigkeiten' hier wiedergegeben werden. Vorher aber sei die Schilderung mitgeteilt, die Graf Schlitz von den Tagen des Erfurter Kongresses 1808 gibt, zu dem er die beiden Erbprinzen von Schwerin und von Strelitz begleitete; denn sie ist nicht nur höchst bezeichnend für den Charakter des Grafen, sondern vervollständigt auch in willkommener Weise die schon bekannten Darstellungen von Augenzeugen dieser denkwürdigen Tage. Graf Schlitz erzählt (Denkwürdigkeiten S. 138):

„Für mich war übrigens dieser Aufenthalt in beiden Städten [Erfurt und Weimar] von hohem Interesse gewesen. In dem Herzen von Teutschland sah man hier den Kaiser Alexander I., die Könige von Bayern, Sachsen, Württemberg, den edlen Dalberg, die Regenten von Weimar, Gotha, Coburg und eine lange Reihe anderer um den damaligen Alleinherrscher versammlet. Ein Hauptzweck war, wie verbreitet worden, nähere Besprechungen zwischen den Kaisern Frankreichs und Rußlands abzuhalten. Allein, wenn auch täglich in der Abendstunde Napoleon absichtlich ganze Stöße von Landkarten zu Alexander öffentlich hintragen ließ, so beschwerte sich Letzterer dennoch, daß es nie zu ernsten Verhandlungen käme. Napoleon suchte indessen Alexanders Eitelkeit zu schmeicheln und bewunderte unter Anderem die Chaussure desselben. Diese Versammlung blieb in der Hauptsache einer von den Theater-Coups Napoleons, ein Vorspiel zu der Besteigung des Thrones Karls des Großen in weitester Bedeutung. Die Heroen unter den französischen Tragikern belebten die Abendstunden durch ihren Pathos; Kaiser und Könige sahen diesen Darstellungen im Halbzirkel der Etiquette zu, in welchem äußerlich der Bauch Friedrichs

[1] Neue Schiller- und Goethe-Handschriften aus des Grafen Schlitz Nachlaß. (Xenien — Großkophta — Nausikaa — Divan.) Von Reinhold Steig in Berlin (Sonntagsbeilage Nr. 46 zur Vossischen Zeitung vom 14. Nov. 1909, Nr. 536, S. 363/8).

des Zweiten von Württemberg, anderseit die ernste, würdevolle Haltung des Königs August von Sachsen sich auszeichneten. Hätte in dieser Periode ein Moritz von Sachsen gelebt, so war der Moment gekommen, sich des Alleinherrschers in Erfurt zu bemächtigen. Dies hatte er von der Entschlossenheit der Teutschen wohl eigentlich nicht befürchtet, denn seine Bedeckung war nicht von Bedeutung; wohl aber hatte die Furcht vor Verrat ihn bewogen, verschiedene Fenster in benachbarten Häusern seines Palastes zumauern zu lassen.

Wenn dieser Erbfeind der Teutschen nach geendigtem Schauspiele selbiges verlassend, durch die Reihen der Zuschauer einherschritt, da dachte ich oft, wäre der Moment vorhanden, das Vaterland von ihm auf immer zu befreien. Ich brütete über dem Plane: daß auf jeder Seite des Weges ein Verschworener sich befinden müsse; beide nähmen gegen das Ende des Schauspieles Gift zur Hand und schritten dann in derselben Secunde zur Tat, wenn der Moment gekommen. Ich fand unter der Zahl meiner Bekannten nur Einen, welchem ich mich anzuvertrauen gewagt hätte, nicht sowohl Verrat, als Unentschlossenheit in dem entscheidenden Momente befürchtend. Dieser Eine aber war fern. Es war August von Brunnow,[1] und er nehme es als einen Beweis von Achtung an, daß ihn allein ich erkoren hätte. Mit Napoleons Tode wäre Frankreichs Kraft gebrochen gewesen, nicht allein weil der stürmende Geist des Ersteren gefehlt, sondern auch weil unter den Generalen sich Parteien gebildet hätten. Noch Viele wären gefallen, aber nie die Summe Derer, welche durch die folgenden Kriege, bis zu dem Tage von Belle-Alliance, gemordet worden sind.

Indessen die Kronenträger sich beantlitzten, zu erforschen suchten, lebten Die, welche in dem Gefolge derselben sich befanden, der Geselligkeit. Der Preußische Präsident von der Recke hatte sich und die Seinigen in einige kleine Kammern seiner Wohnung zurück gezogen, und in den übrigen ebenso kleinen Zimmern versammleten sich nun jene. Im bunten Gemische, dem Vaterlande, der Partei, dem Alter, dem Berufe nach, erblickte man dort Politiker, Gelehrte, Krieger, Dichter, Maret Bassano und Goe-

[1] So wenigstens glaube ich den Namen entziffern zu müssen, welcher durch Rasur und Tinte fast unleserlich gemacht worden ist [Anmerkung des Herausgebers Albert Rolf].

then.[1] Frau von der Recke, schön und gut (belle et bonne), wie es eine Evens-Tochter nur sein kann, war der Magnet, welcher die Zuströmenden anzog. Schnell hatten die Franzosen den freundlichen Empfang derselben gedeutet, und eben so schnell mußten sie empfinden, daß mit dem Beifalle sie auch Achtung einzuflößen fähig war. Mehrere derselben wußten nicht, was sie mehr bewundern sollten, die Wirkung selber oder die schonende Weise. Als Napoleon sie zuerst erblickt, äußerte er sich in seinem Sinne, um dadurch sie zu ehren: daß er nie die Teutsche in ihr erkannt hätte.

Es folgte die Weimarsche Hasenjagd, teilweise auf dem Schlachtfelde, wo die Preußen, deren Führer Weimar auch gewesen, besiegt worden war[en]. Hier verleugnete sich selbst Karl August. Dann folgten der Feste manche, wo unter Anderem Wieland dem Napoleon als Gegenstande seiner Weissagungen huldigte, und Stephanie von Baden ihre besondere Aufmerksamkeit dem Kaiser Alexander widmete, wo ein russischer General, als er Goethe mit dem großen Annenorden geschmückt erblickte, gegen mich äußerte: Nun werde dieses Ehrenzeichen bald — die Dienerschaft schmücken.[2]

Die gesellschaftfreien Stunden brachte ich mit der Jagemann zu, wo der Herzog dem Erbprinzen und mir Wohnung angewiesen hatte. Die naive Lebhaftigkeit und das Talent derselben würzten uns den Aufenthalt in ihrem Hause. — Endlich zog Jeder heim und erzählte in seinem Vaterlande: Es sei eine Maus geboren!“ —

Für des Grafen diesmaligen Aufenthalt in Weimar ist noch folgender Vermerk beachtenswert, der sich unterm 27. September 1808 in Goethes Tagebuch findet: „Abends auf dem Hofball. Merkwürdige Unterredung mit Herrn Grafen von Schlitz, der als Mecklenburgscher Gesandter in Paris gewesen war und eine vollkommen richtige Ansicht der Dinge gewonnen hatte.“ Diese seine Ansicht der Dinge hat Graf Schlitz in den ‚Denkwürdigkeiten‘, Abschnitt 25: Die beiden Mecklenburg in Paris (1806/8), S. 106/8 kurz ausgesprochen (vgl. auch: Steig a. a. O. S. 364).

Sechs Jahre später, im Sommer 1814, traf Goethe abermals mit dem Grafen Schlitz zusammen, als dieser auf der Reise zum

---

[1] Goethes Tagebuch, 30. IX. 1808: „[Abends nach der Aufführung von Racines ‚Britannicus‘] . . . zu Frau von Reck. Minister Maret, Graf Schlitz u. s. w.“ — [2] Goethes Tagebuch vermerkt erst unterm 15. Oktober: „Annen-Orden“, unterm 14.: „Orden der Ehrenlegion“.

Wiener Kongreß Weimar berührte; Goethes Tagebuch nennt seinen Namen unterm 14. und 15. Juli („Schlick" ist Hörfehler Caroline Ulrichs für „Schlitz"). In den ‚Denkwürdigkeiten' heißt es über diese Tage (S. 157):

In Weimar war Alles in der Erwartung des Kaisers Alexander. Die Sehnsucht nach ihm nahm [14. Juli] mit jeder Stunde zu, über die des Mittagessens hinaus, zu welchem er erwartet ward, und als endlich die eilfte des Abends geschlagen, da schlichen Mehre in die Hofküche hinab und unterhandelten mit dem fühlenden Koche. Dieser harrenden Versammlung wohnte auch Goethe bei, und ich benutzte diese Gelegenheit, um ihm ein Gespräch abzugewinnen. Für Goethe war es ein Tag der sprechenden Laune, und nachdem von Achim Arnim die Rede gewesen, welchen er durch sein ihm erteiltes Lob verzogen habe,[1] und von anderen Gegenständen, so fiel auch das Gespräch auf meinen Sinn für Geschicht-Reliquien, auf das wurmstichige Gesims aus dem Schlosse Habspurg, den Westenschoß des Grafen Adam Schwartzenberg und dergleichen. Goethen war dieser Sinn erklärlich, ja er empfand ihn mit, und zum Beweise erbot er sich, mir seine Sammlung von Autographa zu zeigen. Nach zwei hiebei am folgenden Tage [15. Juli] verflossenen Stunden war man bis zu dem Buchstaben C gekommen. Der Geist des Sammelns wohnt übrigens Goethen bei. In der Folge verehrte er mir, auf mein Gesuch, ausführliche Handschriften von sich selbst und von Schiller, von dem letzteren zum Teile ungedruckte Xenien, wogegen ich als dankbarer Empfänger einen teutschen Brief Friedrichs des Großen von 300ten von Briefen, welche ich besitze, abtrat.

[1] Wahrscheinlich auf Goethes Anzeige von ‚Des Knaben Wunderhorn' bezüglich, die in der Jenaischen Allgemeinen Literatur-Zeitung vom 21/2. Januar 1806 erschienen war.

Den Empfang dieser kostbaren Handschrift verzeichnet Goethe in seinem Tagebuch unterm 12. August 1816, seine eigene Sendung unterm 22. und 30. März; der begleitende Brief Goethes ist vom 26. März datiert. Die am Schluß dieses Briefes stehenden Worte: „Auch liegen einige eigenhändige Zeilen bei von heute" (wobei der Ton auf „von heute" liegt), hat erst Reinhold Steig (a. a. O. S. 368) befriedigend gedeutet; sie beziehen sich auf einen, in der an den Grafen gesandten Reinschrift vom 30. März 1816 datierten, drei Jahre später im ‚Buch der Sprüche' des ‚West-östlichen Divans' veröffentlichten Vierzeiler, den Goethe aus dem Persischen des Saadi übersetzt hat: symbolisch spricht er den beständigen Wechsel der Geschlechter und ihres Geschmacks in Bezug auf Äußeres und Inneres aus, und so schien er Goethen wohl geeignet zum Geschenk für den Herrn der Burg Schlitz, die, obgleich fern im Norden Deutschlands gelegen, doch, wie er durch Achim v. Arnim mochte erfahren haben, nicht im „gotischen", sondern im „griechischen" Stil erbaut und soeben vollendet worden war. Der Spruch lautet in der an den Grafen Schlitz übersandten Fassung:

Wer auf die Welt kommt, baut ein neues Haus,
Er geht und läßt es einem Zweiten;
Der wird es anders zubereiten,
Und niemand baut es aus.

# 34. Jahresbericht
(Berichtsjahr 1918/19)

Die für die Pfingstwoche 1919 bestimmt in Aussicht genommene Jahresversammlung hat leider zunächst verschoben werden müssen, da das Zusammentreffen mit der Nationalversammlung und mit anderen politischen Veranstaltungen größeren Stils während der Pfingstwoche ihre Abhaltung, selbst in rein geschäftlicher Form, unmöglich machte. Doch wird versucht werden, die Tagung der Gesellschaft noch in diesem Jahre, und zwar möglichst für die Herbstferien, anzuberaumen.

Außer dem Jahrbuch für 1918 ist inzwischen als Band 33 der „Schriften" eine Mappe mit Zeichnungen von Johann Heinrich Meyer und erläuterndem Text von Dr. Hans Wahl erschienen und an die Mitglieder, die den Jahresbeitrag für 1918 entrichtet haben, verteilt worden.

Von früheren „Schriften" der Goethe-Gesellschaft sind nunmehr die folgenden vergriffen:

Band 1 (1885): Briefe von Goethes Mutter an die Herzogin Anna Amalia,
„ 2 (1886): Tagebücher und Briefe Goethes aus Italien an Frau von Stein und Herder,
„ 3 (1888): Zweiundzwanzig Handzeichnungen von Goethe. 1810,
„ 13 (1898): Goethe und die Romantik. Briefe mit Erläuterungen. 1. Teil,
„ 14 (1899): Goethe und die Romantik. Briefe mit Erläuterungen. 2. Teil,

Band 15 (1900): Elegie September 1823. Goethes Reinschrift mit Ulrikens von Levetzow Brief an Goethe und ihrem Jugendbildnis,
" 16 (1901): Goethe und Lavater. Briefe und Tagebücher,
" 24 (1909): Goethes Werke, ausgewählt und herausgegeben von Erich Schmidt (6 Bände).

Die noch vorrätigen Bände der „Schriften" und die seit 1914 erschienenen Jahrbücher werden neueintretenden Mitgliedern auf Wunsch zum Preise von je 8 M. nachgeliefert. Der Preis ist gegen früher etwas erhöht.

Am 25. August 1918 starb der Arzt und Literaturforscher Sanitätsrat Dr. med., Dr. phil. honoris causa Max Morris zu Berlin im Alter von 59 Jahren. „Die Goethe-Gesellschaft, der Morris seit ihrer Gründung angehörte, hat in dem Heimgegangenen eines ihrer edelsten, liebenswertesten, für die eigensten hohen Ziele der Gesellschaft rastlos tätigen Mitglieder verloren, dessen Verdienste um die Goethe-Forschung außerordentlich groß sind. Die reine Anerkennung dieser hervorragenden Leistungen hat unsre Gesellschaft vor der Öffentlichkeit dadurch zum Ausdruck gebracht, daß sie Morris, ihn und sich selbst ehrend, als Erstem (gleichzeitig mit Julius Wahle, dem langjährigen hochverdienten Archivar des Goethe- und Schiller-Archivs) ihre Goldene Medaille, alsbald nach deren am 17. Juni 1910 erfolgten Stiftung, verlieh" (H. G. Gräf: Max Morris zum Gedächtnis. Persönliche Erinnerungen [Als Manuskript gedruckt in 100 Exemplaren im Auftrage des Insel-Verlages zu Leipzig, Weimar, 15. Februar 1919] S. 3).

Die Mitgliederzahl der Gesellschaft ist im laufenden Geschäftsjahre von 3769 auf 4060 angewachsen.

Dem geschäftsführenden Ausschuß sind zugewählt worden Professor Dr. Rudolf Schlösser, Direktor des Goe-

the- und Schiller-Archivs, und Dr. Hans Wahl, Direktor des Goethe-Nationalmuseums.

Die in München am 21. November 1917 gegründete Ortsgruppe unserer Gesellschaft (vergl. Jahrbuch 5, 260) veranstaltete trotz der überaus ungünstigen Zeitverhältnisse am 27. Dezember 1918 einen Vortragsabend, an dem das Ehrenmitglied unserer Gesellschaft, Freiherr v. Gleichen-Rußwurm, über die Bedeutung Weimars für unsere Zeit sprach, außerdem im März 1919 einen Strindberg-Abend. Der geschäftsführende Ausschuß der Münchener Ortsgruppe erfuhr durch den Tod des Geh. Hofrats Professor Dr. Otto Crusius einen schmerzlichen Verlust.

* * *

Nachstehend folgen die Berichte über den Abschluß der Jahresrechnung (A), über die Bibliothek der Goethe-Gesellschaft und das Goethe- und Schiller-Archiv (B), über das Goethe-Nationalmuseum (C).

## A.

Der Rechnungsabschluß für 1918 gestaltete sich, wie folgt:

Die laufenden Einnahmen bestanden in

| | | |
|---|---|---|
| 3 765,95 | M. | Gewährschaft voriger Rechnung, |
| 38 280,00 | „ | Jahresbeiträgen der Mitglieder, |
| 70,00 | „ | außerordentlichen Beiträgen, |
| 4 726,39 | „ | Kapitalzinsen, |
| 5 492,96 | „ | Erlös für „Schriften“ und Jahrbücher (4967,12 M.) u. a. m. |
| 52 335,30 | M. | |

Diesen Einnahmen standen folgende Ausgaben gegenüber:

| | |
|---|---|
| 19 241,91 M. | für das Jahrbuch der Goethe-Gesellschaft Band 5, |
| 14 681,61 " | für die „Schriften" [4832,68 M. nachträglich für Band 32: Goethes Briefwechsel mit Heinrich Meyer, 1. Band, und 9848,93 M. für Band 33: Zeichnungen von Johann Heinrich Meyer], |
| 3 096,80 " | für die Bibliothek der Goethe-Gesellschaft, |
| 539,92 " | Beitrag für die „Deutsche Dichter-Gedächtnis-Stiftung" u. a. m., |
| 8 214,09 " | Verwaltungskosten, |
| 1 600,00 " | von dem 2000 M. betragenden „Dispositionsfonds", nämlich 600 M. an das Goethe-Nationalmuseum und 1000 M. an das Goethe- und Schiller-Archiv zu Ankäufen. |
| 47 374,33 M. | |
| 4 960,97 M. | Vorrat. |

In der Ausgabe sind jedoch die Kosten des Einbandes und der Versendung des Bandes 33 der „Schriften" von rund 9000 M. noch nicht inbegriffen; sie sind erst im Jahre 1919 erwachsen und erscheinen daher in der nächsten Rechnung.

Der Nennwert des Kapitalvermögens (Reservefonds) bezifferte sich am Schlusse des Jahres 1918 auf 103 929,65 M., zu Ende des Vorjahres auf 101 229,65 M.

B.

Die Bibliothek der Goethe-Gesellschaft ist auch im vergangenen Jahre wieder, wenn auch nicht im gleichen Maße wie in Friedenszeiten, durch Schenkungen verschiedener Art bereichert worden, wofür den gütigen Spendern im Namen des Vorstands der herzlichste Dank ausgesprochen sei. Ihre Namen sind: Dr. Norman Balk (Düsseldorf), Dr.

W. Bode (Weimar), Prof. Cederschiöld (Stockholm), Verlagsanstalt Arthur Collignon (Berlin), Prof. Dr. W. Deetjen (Weimar), Bau- und Intendanturrat A. Doebber (Weimar), Dr. E. Ebstein (Leipzig), R. Gerhardi (Lüdenscheid), Prof. Dr. H. G. Gräf (Weimar), Prof. L. Hoffmann (Stuttgart), Lesezirkel Hottingen (Zürich), A. J. van Hüffel jr. (Haag), Prof. Dr. A. Leitzmann (Jena), Prof. Dr. E. O. v. Lippmann (Halle a. d. S.), Schriftsteller S. Rätzer (Weimar), Geh. Reg.-Rat Prof. Dr. Roethe (Berlin-Westend), Prof. Chr. Sarauw (Kopenhagen), Prof. Dr. R. Schlösser (Weimar), Oberbibliothekar Dr. Hans Schulz (Halle a. d. S.), Dr. L. Seelig (Mannheim), Hofrat Prof. Dr. B. Seuffert (Graz), Theaterdirektor H. Teweles (Prag), Oberlyzealdirektor Dr. Toewe (Gelsenkirchen), Kurt Wolff, Verlag (Leipzig). Bei Neuanschaffungen ist einiger Bedacht darauf genommen worden, die Lücken der wertvollen Almanach-Sammlung aus dem Nachlaß Carl Christian Redlichs auszufüllen.

Über die Tätigkeit des Goethe- und Schiller-Archivs ist zu berichten, daß der 55. Band (2. Registerband) der ersten Abteilung von Goethes Werken 1918 ans Licht getreten ist. Der 15. Band der dritten Abteilung (2. Registerband), der sich zum Doppelband ausgewachsen hat, befindet sich im Druck. Es steht zu erwarten, daß seine beiden Teile noch 1919 hervortreten, womit die Gesamtausgabe nach der Arbeit eines Menschenalters am Ziel angelangt wäre. In Vorbereitung befindet sich eine von S. K. H. dem Großherzog Wilhelm Ernst zum 24. Juni 1918 dem Archiv in Auftrag gegebene größere Veröffentlichung aus dem Nachlaß des Großherzogs Carl Alexander welche die reichhaltigen Beziehungen des Fürsten zu Künstlern und Gelehrten zur Anschauung bringen soll. Mit den Ansätzen zu einer gründlichen Inventarisierung des Ar-

chivs ist noch zur Zeit von W. v. Oettingens Direktion unter Beihilfe von Archivrat Dr. A. Tille in Weimar begonnen worden.

Für die Handschriftensammlung des Archivs überwies das Haupt- und Staatsarchiv in Weimar (Archivrat Dr. Tille) den im gegenwärtigen Bande S. 250 veröffentlichten Brief Schillers an Goethe. Außerdem spendeten Herr Amtsrichter Rudolph (Zella St. Blasii) einen Brief Charlotte v. Schillers an Knebel vom 24. Januar 1822, Herr K. E. Henrici (Berlin) verschiedene Handschriften, das weimarische Theater betreffend, und einige Briefe und Aktenstücke aus dem Goethe-Kreise, worunter solche von Kanzler v. Müller und von Voigt; Professor Dr. Schlösser (Weimar) eine Abschrift von Jean-François Rameaus Gedicht ‚La Raméide' nach dem Druck auf der Bibliothèque nationale in Paris (1766), sowie einen Brief Platens an die Redaktion des Morgenblatts vom 28. Januar 1820, samt dem Konzept der Antwort; Frau Prof. Therese Gyldén, geb. v. Knebel (Djursholm bei Stockholm), K. L. v. Knebels „Tagebuch meines Lebens", geführt in Potsdam; Herr A. v. Gwinner, Direktor der Deutschen Bank (Berlin), zwei Faksimile von Abschriften Goethescher Gedichte aus ‚Kunst und Alterthum' von Schopenhauers Hand; Herr Regierungs- und Gewerbeschulrat Dr. Ziertmann (Berlin) Abschriften von zwei Briefen Goethes aus den Akten des Preußischen Ministeriums für Handel und Gewerbe, wovon der eine in der Weimarischen Ausgabe (4. Abteilung Band 45, Nr. 194) nach dem Konzept gedruckt, der andere (3. März 1831) ungedruckt; Herr Paul v. Schwabach (Berlin) die Abschrift einer Eingabe Kräuters an die Landesregierung (1840), betreffend die ihm untersagte Fremdenführung im Goethe-Hause; Herr Landrat Gerstein (Bochum) einen Brief Ottiliens v. Goethe an Doris Kühne. Eine ungewöhnlich statt-

liche und reichhaltige Gabe lief zum Weihnachtsfest ein: Frau Dr. Malvina Buchholz, geb. v. Knebel (Jena), stiftete eine ganze Reihe von Heften und Konvoluten mit Gedichten, Übersetzungen, Aufzeichnungen, Briefen und Tagebüchern ihres Großvaters K. L. v. Knebel, wodurch die ohnehin recht stattliche Knebel-Sammlung des Archivs noch weiter vervollständigt worden ist. Allen gütigen Spendern wird an dieser Stelle, im Namen des hohen Eigentümers und Schutzherrn des Archivs, S. K. H. des Großherzogs Wilhelm Ernst, der verbindlichste Dank ausgesprochen. Erworben wurde ein undatiertes eigenhändiges Schreiben Goethes an den Jagdjunker v. Fritsch (ungedruckt) und eine Handschrift Rückerts mit 28 Vierzeilern nach Hafis, wohl einer seiner frühesten Versuche auf diesem Feld. Aus dem älteren Briefwechsel des Archivs selbst wurden der Handschriftensammlung überwiesen ein Dankschreiben Christine Hebbels für die Huldigung des Archivs zu ihrem 90. Geburtstage (7. März 1907, Diktat mit eigenhändiger Unterschrift), sowie ein Brief Josef Lewinskys (2. November 1902).

In gleicher Weise wie den Stiftern von Handschriften sei auch den freundlichen Gebern Dank gesagt, die das Archiv durch Zuwendung von Drucksachen gefördert haben. Es sind dies: Preußische Akademie der Wissenschaften (Berlin), Dr. R. Blume (Freiburg i. Br.), Kunstmaler H. Graf (Weimar), Hofrat Alban v. Hahn (Leipzig), Prof. Dr. H. Mayne (Bern), Georg Müller, Verlag (München), Dr. W. Oehlke (Friedenau), H. W. Rath (Frankfurt a. M.), Oskar Rauthe (Friedenau), Dr. M. Runze (Berlin), Frau Dr. Charlotte Steinbrücker (Berlin), G. Westermanns Verlag (Braunschweig), Kurt Wolff, Verlag (Leipzig).

C.

Das Goethe-Nationalmuseum war im vergangenen Jahre manchen Unregelmäßigkeiten in der Verwaltung unterworfen. Der Direktor, Geh. Regierungsrat Prof. Dr. Wolfgang v. Oettingen, im Februar erkrankt, sah sich genötigt, aus Gesundheitsrücksichten aus seinem neun Jahre zum größten Segen für das Goethe-Haus geführten Amte am 1. Oktober auszuscheiden. Die Erschaffung des schönen Sammlungsanbaues, eine für die Erhaltung des Goetheschen Erbes und für die Weiterentwickelung des Museums entscheidende Tat, ist sein Werk, ein dauerndes Zeugnis für sein treues Wirken im Sinne Goethes. Dr. Hans Wahl, der den Sommer über im Nebenamte die Geschäfte des Museums geführt hatte, wurde zu seinem Nachfolger ernannt. Hilfsdienstmäßige Beschäftigung des neuen Direktors bis zum 1. Januar 1919 und häufige Heizungsschwierigkeiten im Winter 1918/19 hemmten die volle Aufnahme der Arbeiten. Doch konnten die meisten Restbestände aus den noch ungeordneten Mappen eingereiht, ein alphabetisches Verzeichnis der Sammlung von Bildnissen Goethescher Zeitgenossen aufgestellt und mit den Vorarbeiten zur Datierung und Lokalisierung der Goetheschen Handzeichnungen begonnen werden. Auch die Ordnung des Zettelkatalogs der Bibliothek Goethes konnte, wenn auch ohne Benutzung des kalten Bibliotheksraums, wieder in Angriff genommen werden, wobei mehrere Monate eine Hilfskraft herangezogen wurde.

Glücklich war das Jahr in bezug auf Neuerwerbungen. Aus Familienbesitz konnte das lebensgroße reizvolle Bildnis Minchen Herzliebs von Luise Seidler erworben werden, teils durch die „Vereinigung der Freunde des Goethehauses", teils durch eine dankenswerte Spende von Frau H. Hecht (Berlin). Ein Miniaturbildnis Lord Byrons, wohl

das letzte seines Lebens, ging durch Schenkung von Frau Justina Rodenberg (Berlin) in das Freundezimmer über. Eine Anzahl von Knebel-Andenken, darunter das Silhouettenbuch des Grafen Beust (1784), des Urfreunds Brille, sein historisches Samtbarett u. a., wurden von Frau Dr. Malvina Buchholz, geb. v. Knebel (Jena), geschenkweise überlassen, aus Philipp Hackerts Nachlassenschaft (Privatbesitz) das Skizzenbuch der Reise in die Normandie (43 Zeichnungen) käuflich erworben. Als Leihgabe des Antiquars Paul Westphal (Weimar) gelangte die einzige bisher bekannte Gipsausformung des Klauerschen Goethe von 1789/90, in den Maßen größer, in der Haltung bedeutender als die bisher bekannten Terrakottabüsten, zur Aufstellung. Durch Testament der Tochter Chr. Schuchardts, des letzten Amtsgehilfen und ersten Ordners der Sammlungen Goethes, kam das Porträt ihres Vaters (von W. Kemlein?) in den Besitz des Museums. Zur Sammlung von Bildnissen der Zeitgenossen Goethes stifteten Herr Verlagsdirektor Neubert (Leipzig), Fräulein Heese (Berlin); Herr Geheimrat Prof. Dr. Möbius (Frankfurt a. M.) zu der Abteilung: Goethe-Stätten, Herr Geh. Med.-Rat Dr. Hoffmann (Darmstadt) zur Silhouettensammlung; zu den Illustrationen zu Goethes Werken Herr Prof. Dr. Scheidemantel (Weimar), zur Handbibliothek endlich Herr Direktor Neubert (Leipzig), Herr Dr. V. Kurt Habicht (Hannover) und Herr Prof. Dr. Oswald Floeck (Prag). Allen Spendern sei auch hier besonderer Dank ausgesprochen.

Wenig erfreulich ist dagegen die Besuchsstatistik. War die Zahl der Besucher vor einem Jahre im Steigen begriffen, so wurde in den letzten Monaten der größte Tiefstand seit jeher erreicht infolge der fast unmöglichen Einreise nach Weimar während der Dauer der Nationalversammlung. Bei voraussichtlicher Weiterdauer der Ver-

kehrsbeschränkungen im laufenden Jahre, bei der gewissen Verarmung Deutschlands in den kommenden Jahren und Jahrzehnten sieht das Goethe-Nationalmuseum, als sich im wesentlichen durch Eintrittsgebühren selbst erhaltende Anstalt, der Zukunft mit Sorgen entgegen. Um so dankenswerter erscheinen in dieser Zeit eine Anzahl von Stiftungen, die der „Vereinigung der Freunde des Goethehauses" zugute gekommen sind, und mehr als je sei auch an dieser Stelle auf diese für das Gedeihen des Goethe-Nationalmuseums so segensreiche Gründung Wolfgang v. Oettingens werbend hingewiesen.

# Verzeichnis

der seit dem 1. Juli 1918 neu eingetretenen Mitglieder

(Abgeschlossen Ende Mai 1919)

## Mitglieder auf Lebenszeit

### Berlin

Jahncke, Hermann, Direktor

### Cassel

Vogt, verw. Frau Lotte

### Guben

Fielitz, Amtsrichter

### Kiel-Wik

Gerlach, Dr. Kurt Albert, Professor

### Weimar

Dittenberger, Heinrich, Hauptmann a. D.

### Zürich

Meyer, Dr. Hermann, Rechtsanwalt

## Deutsches Reich

### Altenkirchen (Westerwald)

Busch, Frau Landrat Maria

### Altona

Lahusen, Frau Fabrikbes. Gertrud

### Arnstadt

Schmidt, Fräul. Gerda

### Aschersleben

Schulz, Erich, Reichsbankvorstand

### Augustenburg (Alsen)

Thede, Dr. med. Ernst, San.-Rat

### Barmen

Overbeck, Heinrich
Wahl, Ernst, Kaufmann

### Belzig

v. Tschirschky u. Bögendorff, Landrat

### Benrath a. Rhein

Bormann, Hugo, Bankbeamter

### Berchtesgaden

v. Falkenhausen, Freiherr, Konsul a. D.

Berlin und Vororte

Alexander, Dr. jur. Erich, Bankdirektor
Barth, Herm., stud. med.
Beggerow, Dr., Admiralitätsrat
Bergmann, Fräul. Edith
Bode, Paul, Lehrer
Böhr, Ludwig, Redakteur
Brandin, Fräul. Irmgard
Brauer, Erich, cand. rer. pol.
Brettauer, Frau Ida
Cohn, Frau
Collignon, Arthur, Verlagsbes.
Danziger, Dr. Gerhard, Landrichter
Fehrmann, Rudolf, stud. med.
Felber, Emil, Verlagsbuchhändler
Frey, Richard, Architekt
Goethebund Berlin
Goldschmidt, Fritz, Gymnasiast
Gurlitt, Wolfg., Hofkunsthändler und Verleger
Hallich, Hans, stud. phil.
Jacobi, Frau Cäcilie
Jahn, Fräul. Alice
Japhet, Jakob, Kaufmann
Kalbus, Dr. Oskar
Lewald, Otto Günther
Ludwig, Valentin, Hof- u. Konzertsänger
Ministerium für Wissenschaft, Kunst und Volksbildung
Moewes, Generalleutnant z. D., Exzellenz
Müller, Frau Edeltraut
Müller, Dr. Rich., Privatgelehrter
Neufeld, Fräul. Herta, Privatsekretärin
zu Putlitz, Dr., Baron, Generalintendant a. D., Exz., Direktor des Deutschen Bühnenvereins
v. Rheinbaben, Freiherr, Attaché
Robolski, H., Wirkl. Geh. Ober-Reg.-Rat, Präsident des Patentamts
Rohde, Eduard, Lehrer u. Organist
Rühe, Fritz, i. Fa. Georg Nauck, Buchhandlung
Sahl, Frau Kapitänleutn. Martha
Sieg, Fräul. Charlotte
Sprinz, Dr. Walter, Gerichtsassessor
Starck, Hermann, Kaufmann
Thomaschky, Dr. Paul, Prof.
Unger, Geh. Justizrat, Landger.-Direktor
Valentin, Dr., Reg.-Rat
Walzer, Fräul. Magda
Weimann-Bischoff, Fräul. Dr. Anna, Oberlehrerin
v. Witzleben, Hauptmann im Kriegsministerium
Zickel, Dr. Martin

Charlottenburg

Bernfeld, Dr. Immanuel
Dittmer, Frau Gertrud
Dyck, Paul, Direktor
Engel, Erich W., Kapellmeister
Guttmann, Dr. Oskar
Hegewisch, Major
Herzog, Fräul. Alice
Johl, Otti
Kreßmann, Paul, Großkaufmann
Kreßmann, Frau Marie
Kreßmann, Fräul. Martha
Manheimer, Frau Margarete
Marcuse, Herbert, stud. phil.
Rautenberg, Hans, Kaufmann
v. Schwerin, Hans-Bone, Leutnant d. R.

Dahlem

Grünfeld, Dr. Paul
Rosenberg, Hugo, Fabrikant

Friedenau

Kluckow, Gerhard, Journalist
Ortmann, Paul, Eisenb.-Obersekr.
Schubarth, Dr. med. Richard Frauenarzt

Grunewald

Gause, Paul
Kallmann, Frau Justizrat
Thiel, Bernh., Kaufmann

Halensee

Essers, Eduard, Handelsrichter

Guhrauer, Dr. Fritz, Arzt
Schröder, Dr. jur., Rudolf

### Lichtenberg

Ewald, Dr. Hans, Amtsgerichtsrat
Schmidt, Dr. Herm., Amtsrichter

### Lichterfelde

Knopp, Gerhard
Sachs, Hans, Geh. Reg.-Rat

### Neukölln

Anding, Theodor, Kaufmann

### Ober-Schöneweide

Köhler, Adelbert, Oberlehrer

### Pankow

Davidsohn, Dr. Georg, Arzt

### Schlachtensee

Graeßner, Geh. Ober-Reg.-Rat

### Schmargendorf

Grund, Richard
Meseritzer, Dr. jur. Artur, Syndikus

### Schöneberg

Altwicker, Kurt, Landwirt
Dannefeldt, Herm., Direktor
John, Fräul. Grete
Kaiser, Otto, Kaufmann
Meyn, Georg Ludwig, Prof.
Oske-Fröhlich, Frau Greta, Konzertsängerin u. Musikschriftstell.
Rehfeld, Paul, Kaufmann

### Steglitz

Haubold, Werner, stud. phil.
Hoffmann, Frl. Antonie, Lehrerin
Kausmann, Frau Baumeister
Knudsen, Dr. Hans
Stolze, Fräul. Emmy
Weyrauch, Max, Buchhändler

### Westend

Kaufmann, Dr. Martin, Arzt

### Wilmersdorf

Böhmert, Dr. jur. Victor, Kommerzienrat
Braude, Rudolf
Eylerts, Gerd, stud. med.
Ferber, Otto, Landgerichtsrat
Gaertner, Herbert, stud. phil.
Levy, Albert, Kaufmann
Meier, Siegfr., Dipl.-Ing., Patentanwalt
Pechel, Dr. Rudolf
Vogt, Theodor, Hauptmann a. D.
Zacher, Frau Martha

### Zehlendorf

Braun, Dr. Heinrich
Schwartz, Fräul. Alice

---

### Betzdorf a. d. Sieg

Weber, Julius

### Bielefeld

Beier, Frau Dr.
Peters, Fritz, Privatgelehrter

### Birkenfeld

Gymnasium

### Bischheim (Sachsen)

v. Bünau, Frau, geb. Gräfin Bünau

### Blankenese

Raßmann, Fräul. Bertha

### Bochum

Westermann, Herm., Landgerichts-Präsident

### Bohrau (Kreis Öls)

v. Schwerin, Graf Hans-Jürgen

### Bonn

Feldmann, Dr. Erich

### Borna b. Leipzig

Lehrerseminar

Braunschweig

Sommer, Dr. Hans, Prof.

Breisach i. Br.

Herrmann, Dr. Georg, Oberamtmann, z. Zt. Schwetzingen (Bad.)

Bremen

Kuhlenkampff, Herm., Rechtsanw.
Rieke, Dr. med.

Breslau

Bilke, Rudolf, Musikschriftsteller
Klimpel, Georg, Lehrer
Marek, Dr. Adolf, Studienassessor
Pohlenz, Robert, Lehrer
Reesnitzek, Hans Georg
Reisner, Viktor, Rechtsanwalt
Wagner, Günther
Weis, Prof., Studienrat

Bruchsal (Baden)

Belzner, Emil, Schriftsteller

Carlowitz b. Breslau

Funke, Willy, Eisenb.-Obersekr.

Cassel

Gutmann, Ludwig, Bankprokurist
Hempel, Frau Landesökonomierat
Hohmann, August, Landessekretär

Coblenz

Adelmann v. Adelmannsfelden, Dr., Graf, Reg.-Rat
Hirtz, Wilh., Rechtsanwalt
Sitzler, Dr. Max, Reg.-Rat

Cöln a. Rhein

Bernhard, Dr. Max
Merckens, Dr., Assistenzarzt
Schepers, Fräul. Lore
Walkhoff, Dr. Friedrich

Cöln-Ehrenfeld

Berens, Peter, stud. phil.

Cöln-Mülheim

Rüter, Fräul. Martha

Cöln-Weiden

Böhm, Herm., Bibliothekar der Kölnischen Zeitung
Schreiterer, Emil, Architekt B.D.A.

Cottbus

Goldstein, Frau Else
Gropp, Hans, Studienassessor

Crefeld

Haedicke, Dr. Ludwig, Amtsrichter

Danzig

Unruh, Walter, Kaufmann

Danzig-Langfuhr

Weber, Fräul. Gusta, Konzertsäng.

Darmstadt

Becker, Frau Finanzrat Dr.
Kling, Joh., Lehramtsreferendar

Dortmund-Gartenstadt

Schulz, Dr. Erich, Bibliotheksdirektor

Dresden

Adler, Dr. Fritz
Baumgärtel, Paul, Apotheker
am Ende, Frau M. E.
Lindner, Edwin, Kapellmeister
Rüdiger, Hans, Kammersänger
v. Stocken, Fräul. Ruth

Dresden-Blasewitz

Schettler, Dr. jur. Fritz

Bad Dürkheim (Rheinpfalz)

Schaefer, Karl, Ökonomierat

Düsseldorf

Bindel, Frau Geh. Rat Lilly
van den Bruck, Emil, Oberlandesgerichts-Sekretär

Gather, Fräul. Toni, Lehrerin
Kaecke, Walter, Vermögensverw.
Mendel, Richard, Referendar
Nerking, Dr. med. Jos.

Düsseldorf-Oberkassel

Prym, Emil, Rechtsanwalt

Duisburg

Herder, Eduard, Kaufmann

Eisleben

Beling, Frau Knappschaftsdirektor Lotte
Heße, Fritz, Justizrat
Jacobi, Friedrich, Vize-Postdirektor

Elberfeld

Hill, Fräul. Erna
Müller, Ludwig, i. Fa. August Kirberg
Solbach, Walter, Architekt, B.D.A.

Elbing (West-Pr.)

Hartenstein, E.

Emden (Ostfriesland)

Paulmann, Max, Reg.- u. Baurat

Erdmannsdorf (Sachsen)

Matzdorff, Dr. Hans, Arzt

Erfurt

v. Pott, Fräul. Maria
Wetz, Richard
Wiedemann, Hans, Oberlehrer

Essen

Wichterich, Fräul. Anna

Flensburg

Hiersche, Fräul. Irmgard

Frankenberg (Sachsen)

Ackermann, Willy, Seminaroberlehrer

Frankenthal (Rheinpfalz)

Otto, Oswald, Ingenieur

Frankfurt a. M.

Baer, Dr. Leo, Buchhändler
Dresdner, Fräul. Irma, Schriftstellerin
Goldschmidt, Moritz, Schriftsteller
Kurz, Friedrich, Buchhändler
Loescher, Felix
Lüdcke, Wilhelm, Maschinenbaulehrer
Nassauer, Siegfried, Geschäftsführ.
Oppenheimer, Emil Carl, Kaufmann, i. Fa. Bansa & Sohn
Schell, Wilh. Heinrich, Stadtsekr.
Varrentrapp, Frau Geh. Rat

Freiburg i. Br.

v. Kries, Dr. jur., med., phil. Johannes, Prof., Geh. Rat

Freudenberg (Kreis Siegen)

Eggert, Frau Jenne

Fürstenwalde a. d. Spree

Kornrumpf, Fräul. Lena, stud. phil.
Ulbricht, Dr. Karl, Oberlehrer

Gadebusch (Mecklenburg)

Reinhardt, Bürgermeister

Gera (Reuß)

Carl, Fräul. Anne-Marie

Gernsbach-Scheuern (Baden)

Funck, Heinrich, Prof., Studienrat und Direktor

Gießen

Hirt, Dr. Herm., Prof.
Schirmer, Frau Anna, geb. Freiin v. Ricou

Görlitz

Klatt, Dr. Georg, Studienrat

Göttingen

Häder, Fräul. Erni
Hagen, Dr. O., Privatdozent
Schacke, Fräul. Adele
Schacke, Bernh., stud. rer. nat.

Hagen i. Westf.

Pieper, Otto, Landrichter

Halle a. d. S.

Jaeckel, Frau Major Magdalene
Lehmann, Frau Geh. Rat Elisabeth
Pauli, Frau Elisabeth
Scharf, Frau Margarete
Steckner, Frau Erica
Steckner, Leo, Bankier

Hamburg

Hadank, Günther, Schauspieler
Kähler, Hans, stud. med.
Meier, Max, Kaufmann
Policzer, Fräul. Paula
Predöhl, Frau Dr. Anna
Robinow, Dr. Franz, Reg.-Rat
Robinow, Heinrich Edgar, Kaufmann
de Sola, Theodore, Kaufmann
Warnholtz, Frau Grace

Hannover

Günther, Herm., Fabrikant
Tramm, Stadtdirektor
Ulrich, Oskar, Schuldirektor
Verges, Carl, Kaufmann

Heidelberg

Goldschmit, Rudolf Karl, Feuilletonschriftleiter u. Schriftsteller
Podmanitzky, Fräul. Helene

Heiligenstadt (Eichsfeld)

Droese, Ernst, Apotheker

Heinrichsfelde (Kreis Oppeln)

Dondorff, Pastor

Heinsberg (Rheinland)

Lennartz, Wilhelm, Pfarrer

Hellerau b. Dresden

v. Wolff-Wolfurt, Freiherr Kurt, Komponist u. Kapellmeister

Herford (Westf.)

Werner, Leopold, Bürgermstr. a. D.

Hildesheim

Oest, Bernhard, Schriftsteller

Holzminden

Art, Wilhelm

Jena

Kämmer, Fräul. Grete
Klett, Rudolph, Kaufmann
Spiethoff, Dr. Bodo, Prof.
Stromeyer, Dr. Kurt, Spezialarzt

Jungenthal b. Kirchen a. d. Sieg

Jung, Fräul. Marie Luise

Kattowitz (O.-Schl.)

Luedtke, Frau Elfriede

Ketschendorf b. Fürstenwalde

Wassermann, August, Fabrikbes.

Kiel

Andersen, Nic., Ingenieur

Klitzschen b. Leipzig

Schreckenbach, Dr. Paul, Pfarrer

Königsberg i. Pr.

Goldstein, Dr. Ludwig, Feuilleton-Schriftleiter
Hieronymi, Dr. Erich, Prof.
Hübener, Karl, Verwaltungsgerichts-Direktor
Kaplan, M., Buchhändler
Wreszinski, Dr. Walter, Prof.

Köslin

Baeske, Frau E.

Liebich, Dr. jur. Kurt, Reg.-Rat
Pauli, Adolf, Ober-Postinspektor

Konitz (West-Pr.)

Bechler, Dr. E.

Krummhübel i. R.

Frömberg, Kurt, Kaufmann
Frömberg, Max W., Verlagsbuchhändler

Landsberg a. d. Warthe

Demisch, Frau Apothekenbes. Toni
Koblanck, Landgerichtsrat
Meyer, Max, Mittelschullehrer
Schroeder, Frau Fabrikbes. Hildegard

Lehe a. d. Weser

Sonntag, Fräul. Luise

Leipzig

Biagosch, Heinz, Dipl.-Ingenieur
Biagosch, Karl, Rittmeister d. R.
Hérhold, Herm., Kaufmann
Klippgen, Friedrich, Schriftsteller
Müller, Dr. Herm. B.
Pfeiffer, Paul, Lehrer
Riederer, Dr. Frank, Bibliothekar
Rietschel, Otto, Lehrer
Ritter, Kurt, Postassistent
Ruppert, Dr. Hans, Privatgelehrter
Sander, Frl. Else, Lehrerin, Stadtverordnete
Scheibel, Ewald, Geh. Reg.-Rat
Windscheid, Fräul. Dr. Käthe

Luckau (N.-L.)

Wießner, Dr. Paul, Arzt

Ludwigshafen a. Rhein

Vieth, Dr. H., Chemiker

Magdeburg

Bardua, Hanns-Günther
Brunner; Hermann
Heidebroek, Dr. jur. Otto, Gerichtsassessor
Kamecke, Oberleutnant
Lange, Frau San.-Rat Elfriede
Steinmann, Dr. Max, Gerichtsassessor

Maltsch a. d. Oder (Schlesien)

Toepffer, Frau Editha

Mannheim

Baumgartner, Adolf, Landgerichtsdirektor
Grünberg, Max, Hofschauspieler
Lederer, Moritz, Schriftsteller
Leinweber, Adam
Lenel, Dr. E. M.
Loewe, Fräul. Maria

Rittergut Marquardt
Post Fahrland (Mark)

Ravené, Dr. Louis, Geh. Komm.-Rat, Schwed. Generalkonsul
Sahl, Fräul. Carla

Melchendorf (Kreis Erfurt)

Herwig, Leo, Lehrer

Merseburg

Heinig, Helene, Chemikerin

Meseberg b. Gransee

Lessing, Frau Rittergutsbes. Anna

Rittergut Morungen
b. Sangerhausen

Jäger, Oskar, Rittergutsbes., Rittmeister a. D.

Müllheim (Baden)

Hebting, G. Heinrich, Geh. Reg.-Rat

München

Bouterwek, Dr. Konrad, Privatgelehrter
v. Brenner, Fräul. Paula
Chamberlain, Frau Anna
Coßmann, Paul Nik., Prof.
v. Faber, Frau Louise

Freytag, Gustav, Prof.
Hüttenbach, Dr. med. Friedr.
v. Karg-Bebenburg, Freiherr
v. Kaulbach, Frau Frida
v. Leoprechting, Freiherr Franz Carl
v. Müller, Dr. Karl Alexander, Prof. u. Syndikus d. Akad. d. Wissch.
Neuburger, Martin, Kaufmann
zu Pappenheim, Graf Haupt, Erlaucht
v. Rüdiger, Dr., z. Zt. Berlin
Schultz, Dr. Gustav, Prof.
Spaeht, Felix, stud. jur. et rer. pol.
Stamm, Georg, Assistenzarzt, z. Zt. Landshut a. d. Isar

München-Sauerlach

Lidl, Fräul. Wilhelmine

München-Solln II

Rimpau, Frau Prof. Hilde

München-Planegg

Schuster, Eduard, stud. phil.

Naumburg a. d. Saale

Dettler, Dr. med. Martin, Oberarzt
Ehrhardt, Dr. med. O.

Neheim (Ruhr)

Pekrun, R., Oberlehrer

Neubrandenburg i. Mecklenb.

Deneke, A.
Heine, Frau Grete

Neuendorf (Kreis Krossen a. W.)

Richter, Lehrer

Neuruppin

Noack, Dr. med. Erich, Oberarzt an der Landesirrenanstalt

Nienburg a. d. Weser

Löffler, Joseph, wissenschaftl. Lehrer

Northeim (Hannover)

Lichtner, August, Kaufmann

Nürnberg

Strobel, Hans, Magistrats-Oberassistent

Oberstdorf i. Allgäu

Saathoff, Dr. L., Arzt

Oerlinghausen (Lippe)

Altenbernd, Fräul. Thilla

Ohlstadt b. Murnau (Oberbayern)

v. Kühlmann, Dr. jur. Richard, Wirkl. Geh. Rat, Exzellenz

Partenkirchen

Seige, Dr. Max, Nervenarzt

Pforzheim

Frisch, Dr. G. Ad.

Plauen i. Vogtland

Albig, Enno, Kaufmann

Polle a. d. Weser

Abeken, Hans, Amtsrichter

Posen

Gürtler, Frau Pastor Käthe

Potsdam

v. Schleinitz, Freifrau Ursula

Oberförsterei Purden (Kreis Allenstein)

Lange, Karl, Forstmeister

Quedlinburg a. Harz

Schubert, Frau Seminardirektor Dr. Margarete

Remscheid-Kasten

Everts, Karl, stud. med.

Rheda (Bez. Minden)

Windmüller, M.

Riesa
Pollmer, cand. paed.

Röcken b. Lützen
Schumann, Kurt, Pfarrer

Rostock i. M.
Heydweiller, Adolf, Prof.

Rottmannsdorf (Kreis Danzig)
Meyer, Frau S.

Rudolstadt
Wollong, Ernst, Musikdirektor

Bad Sachsa
Lekebusch, Dr. Julius

Sagan (Schles.)
Voswinkel, Dr. Adolf, Gerichtsassessor

Salzgitter (Kreis Goslar)
Reiß, Fräul. Hedwig, Lehrerin

Bad Salzuflen (Lippe)
Plesmann, Dr. med. E.

Schönewalde b. Schönau (West-Pr.)
Großkopf, B., Lehrerin

Schweinfurt
Gieglers, G. J., Buchhandlung

Schwerin i. M.
Walter, Ulrich, Oberlehrer
Westphal, Dr., Oberlehrer

Gut Seekamp b. Friedrichsort
Olde, Frau Prof. Marg.

Siegen (Westf.)
Ax, Fräul. Amalie
Dickel, Carl, Kaufmann

Spandau
Freuthal, Fritz, Apothekenbesitzer

Spremberg (Lausitz)
Maye, Fräul. Dora, Lehrerin

Steinau a. d. Oder (Schlesien)
v. Schuckmann, Freiherr Otto, Landrat, Geh. Reg.-Rat

Stettin
Dibbern, Frau Direktor Johanna
Engel, Frau Margarete
Heinrich, Wilhelm, Rechtsanwalt
Krauß, Clemens, Kapellmeister
Lübcke, Fräul. Clara
Marr, Nathan, Kaufmann
Matzke, Frau Elma
Müller, Richard, Wirkl. Geh. Oberfinanzrat, Präsident der Oberzolldirektion
Scheunemann, Dr. Wilh., San.-Rat
Steinbrück, Frau Hauptmann Ilse
De Vantier, Gottfried, Großkaufmann
Werner, Ernst, Bankier

Straßburg (Elsaß)
Schlössingk, Rich., Geh. Reg.-Rat

Strausberg (Mark)
Große, Fräul. Johanna

Stuttgart
v. Ostertag-Siegle, Carl
Ott, Dr. Andreas E., Prof.
Ulmer, Rudolf, Kaufmann

Stuttgart-Degerloch
Raith, Erich, cand. jur.

Sülzfeld b. Meiningen
Schulze, Fräul. Anny, Direkt. d. Landfrauenseminars

Tannendorf b. Doruchow
Szczepski, Felix, Lehrer

Viersen

Goeters, Karl, Rentner

Warmbrunn im Riesengebirge

Werkenthin Lyzeum

Warnstedt (Ostharz)

Kenzler, Gustav, Lehrer

Weimar

Baßmann, Frau Oberstabsarzt Martha

Köhler, Dr. Wilhelm, Museumsdirektor

Krüger, Fräul. Hanna

v. Pückler, Frau Gräfin Eva

Steinhäuser, Hans Otto

Werder a. d. Havel

Koch, Fräul. Lucie, Lehrerin

Wiesbaden

Kleemann, Julius, Rentner

Nowak, Oskar, Direktor der Genossenschaftsbank

Weiß, Dr. Leonhard, Arzt

Wippra (Südharz)

Schotte, Dr. Herm., Amtsgerichtsrat

Witten (Ruhr)

Wiehage, Carl, Ingenieur und Fabrikant

Wollin (Pommern)

Heidkrüger, Kurt, Oberlehrer

Worbis (Eichsfeld)

Hansen, Wilhelm, Apothekenbes.

Würzburg

Egelhaaf, Fräul. Magda

Zalenze (Kreis Kattowitz)

Reitböck, Gottfried, Stahlwerksdirektor

Zecherin b. Karnin auf Usedom

Feyerabend, Otto, Pastor

Zoppot b. Danzig

Scherz, Frau Landrat

---

Marsmann, Kapitänleutnant auf „König Albert"

---

## Böhmen

Prag

Kirschner, Carl, Inspektor d. Böhm. Sparkasse

Lichtenstein, Max

## Österreich

Leoben (Steiermark)

Pennerstorfer, Dr. Franz, Gymnas.-Professor

Wien

Benisch-Darlang, Frau Eugenie, Schriftstellerin

Engel, Felix, Beamter der Kreditanstalt

Gomperz, Dr. Hch.

Neumayer, Frau Berta

v. Pollack, Baron Felix, Fabrikant

Schmied-Gruber, Frau Lili

## Schweiz

Aarau

Kern, Heinrich, stud. med.

Basel

Goelz, F. T.

Bern

Sobernheim, Dr. Georg, Prof.

Clavadel b. Davos

Trefz, Frau Otty

Davos-Platz

Lütche, Frau

Mayer, Dr. med. A. E.

Fehraltorf (Kant. Zürich)
Fischer, G. H., Fabrikant

Flums (Kant. St. Gallen)
Pfenninger, J., Buchhalter

Läufelfingen b. Basel
Strub, Hugo

Lugano
Schoener, Dr. Reinhold, Prof.

Luzern
Lauber, Dr. Werner, Gerichtsschreiber

Maienfeld (Kant. Graubünden)
Turban, Dr. Karl, Geh. Hofrat

Orselina
Kosiol, Frau El.

Rüschlikon b. Zürich
Hegi, Dr. Friedrich, Privatdozent

St. Gallen
Lenggenhager, Wilhelm, Postbeamter

Stein a. Rh. (Kant. Schaffhausen)
Rippmann, Fräul. Lore

Stettlen b. Bern
Kunz, Karl, Oberlehrer

Zollikon b. Zürich
Faesi, Dr. Robert, Privatdozent
v. Waldthausen, Justus, Kaufmann

Zürich
Cramer, Dr. O. L., Arzt
Hirschmann, Fräul. Else
Hohenlohe-Schillingsfürst, Alexander Prinz zu
Irminger, Fräul. Olga
Knauth-Monhard, Frau E.
Rascher, Buchhändler

Zürich-Wollishofen
Horner, Dr. med. Friedrich

## Niederlande

Amsterdam
Gleistein, Richard

Haag
Nyhoff, Wouter, Verlagsbuchh.

## Schweden

Stockholm
af Geyerstam, Olof, Obergerichtsrat
Rettig, Frau Konsul Antonie

## Kurland

Libau
Hochapfel, Hans, Kapellmeister

## Polen

Lodz
Baruch, Klemens, Kaufmann
Epstein, J.
Thomas, Robert, Kaufmann

## Türkei

Konstantinopel
Nolte, Dr. med. Richard

Register

# I. Personen- und Ortsnamen

# II. Goethe

# Inhalt

Tafeln

Hof-Buch- und -Steindruckerei Dietsch & Brückner in Weimar

